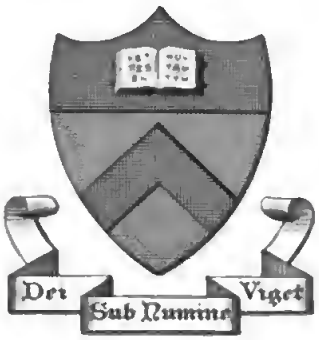
Princeton University Library
32101 066227396

1509
.142
.499
.85

Library of



Princeton University.

Presented by

Dr. Humphreys

Digitized by Google

Die

Jungfrau von Orleans

und ihre Zeitgenossen.

Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Gegenwart.

Von

Dr. Herman Sommig,
früher Gymnasialprofessor zu Orleans.

Leipzig.
Verlag von Albert Unflad.
1885.

Digitized by Google

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.
Holzfreies Papier von Ferd. Flinsch in Leipzig.

Vorwort.

Es war im Jahre 1800; die Schlacht von Marengo war eben geschlagen (14. Juni) und eine neue Ordnung der Welt kundigte sich an:

Und das Band der Länder ist gehoben
Und die alten Formen stürzen ein,
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein . . .
Und wie Brennus in der rohen Zeit
Legt der Franke seinen ehernen Degen
In die Waage der Gerechtigkeit.

Da, als das deutsche Vaterland in seinen Fugen krachte, unternahm es Schiller, seinem Volke auf den Brettern, die die Welt bedeuten, ein Bild der aufopfernden Liebe zum Vaterlande vorzuführen; Mahnung sollte es sein, festzuhalten an ihm mit ganzem Herzen, tröstliche Ermuthigung aber auch, nicht zu verzagen in der ärgsten Noth, denn gerade wenn das letzte Schicksal sich naht, ist auch der Retter am nächsten. Und um seine Mahnung um so schneidender, eingreifender zu machen, entlehnte der Dichter dieses Bild gerade der Nation, deren siegreiche Waffen eben anfingen, das alte deutsche Reich in Trümmer zu schlagen.

Im Juli 1800 begann Schiller seine „Jungfrau von Orleans." In Berlin, der Stadt, die siebzig Jahre später die Hauptstadt des neuen deutschen Reiches werden sollte, begriff man diese symbolische Bedeutung und weihte am 1. Januar 1802 mit diesem Drama das neue Schauspielhaus ein. Die patriotische Gluth nährte sich fortwährend an dieser poetischen Schöpfung, und als 1813 der heilige Kampf um die nationale Unabhängigkeit begann, da wetteiferten Preussens Frauen mit den Bürgerinnen von Orleans des Jahres 1429 in hochherziger Aufopferung für die Rettung des Vaterlandes und das deutsche Volk rastete nicht, bis es, wie einst Frankreich den Engländer, die französische Invasion zurückgeworfen und den letzten Eroberer von dem heimischen Boden vertrieben hatte.

In ähnlichem Sinne schrieb wenige Jahre später Frau von Stael

1509
.142
.499
.85
DEC 13 1901 154592
(RECAP)
Digitized by Google

ihr Buch „de l'Allemagne", ein Bild protestantischer Gesittung, für Frankreich ein Spiegel geistiger Verjüngung und sittlicher Erfrischung; Napoleon I. aber liess es, als „nicht in französischem Geiste geschrieben" zerstampfen. Sollen wir auch in den plumpen Nationalhass dieses Despoten verfallen? Nein, obgleich dem Volke entstammt, unter dessen Kriegsfurie Deutschland Jahrhunderte lang so Arges gelitten, wird das Mädchen von Orleans von dem deutschen Volke immer als die reinste, erhabenste Verkörperung des Patriotismus verehrt, und mit achtungsvoller Rührung erkannten Franzosen, die im Jahre 1871 in Leipzig einer Aufführung des Schiller'schen Dramas beiwohnten, diesen edlen Zug des deutschen Gemüthes an.

Leider hatte der Dichter nicht nur sich durch irrige Motive zur Verfälschung der Geschichte verleiten lassen, sondern auch das Bild der Jungfrau selbst getrübt. Schon vielfach hat die Kritik ihre Stimme dagegen erhoben, niemals aber in genügender, richtiger und gerechter Weise. Die Jungfrau von Orleans erhält ihre volle geschichtliche Beleuchtung und Würdigung erst durch das Heranziehen der anderen Persönlichkeiten der Regierung Karls VII. Darum beschränken wir uns nicht auf das Leben der Jungfrau selbst, wie es die bisherigen Biographen derselben gethan haben.

Vor allem hat sich Schiller dadurch an der Geschichte und an der Weiblichkeit vergangen, dass er neben die reine Jungfrau als ebenbürtig die Buhlerin Agnes Sorelle gestellt hat, die zu jener Zeit noch gar nicht einmal am Hofe war; das fleckenlose Mädchen lässt er schuldig werden, die Sünderin verherrlicht er. Drei reine Frauen haben den König in den Jahren der Bedrängniss aufrecht erhalten und gerettet: seine Gattin, seine Schwiegermutter und Jeanne d'Arc. Zum ersten Mal wird hier in einem deutschen Werke auf Grund der neuesten Forschungen das Leben der Agnes Sorelle erzählt.

Schiller hat den Vorwurf der Undankbarkeit, den die Geschichte gegen König Karl VII. erhebt, verwischt; wir betonen ihn um so mehr, und erzählen ferner, wie der König noch schmählicheren Undank an dem patriotischen Finanzminister Jacques Coeur begangen hat. Schiller hat uns das Reich des Wunderbaren schildern wollen. Die Geschichte jener Epoche selbst liefert uns ein treffenderes Bild als die Phantasie des Dichters vermocht hat. Wie Johanna an den Himmel, so glaubte ihr Waffengefährte Gilles de Rais an die Hölle; wie die Märtyrerin zu Rouen, endete auch dieser auf dem Scheiterhaufen zu Nantes.

So haben wir aus der Geschichte selbst die Kritik des Schillerschen Dramas entwickelt. Wir haben aber auch mehrfach die Gelegenheit gefunden, den Dichter zu rechtfertigen, und namentlich die Absicht seines begeisterten Herzens betont, die Jungfrau, die der Spott

eines Franzosen selbst im tiefsten Staube gewälzt hatte, wieder mit einer Glorie zu umgeben. Wir haben dies namentlich den französischen Kritikern gegenüber gethan, die die Stimmung der Epoche, in welcher Schiller dichtete, nicht beachtet haben, wie wir auch für den viel verkannten französischen Sänger der Jungfrau, für Chapelain, eingetreten sind.

Wie Schillers Drama, soll auch unsere historische Studie eine politische Bedeutung haben. Für Deutschland und Frankreich ergeben sich aus der Geschichte jener Epoche beherzigenswerthe Lehren. Karl VII. war der erste König von Frankreich, der das linke Rheinufer verlangte; von da an datirt der grosse Conflict zwischen beiden Ländern. Aus der Geschichte der Jungfrau selbst beweisen wir den Franzosen das Unrecht, das sie an Deutschland begangen haben, und wenn die Partei der Revanche an Jeanne d'Arc als angebliche „Lothringerin" appellirt, um in ihrem Namen Elsass-Lothringen zurückzuverlangen, so zeigen wir, dass Jeanne gar nicht Lothringerin gewesen ist und schliessen im Gegentheil in ihrem Namen mit einem Aufruf zur endgültigen Versöhnung. Wohl aber begründen wir auf die Geschichte der Jungfrau für Frankreich das Recht der Republik gegenüber der monarchistischen Reactionspartei.

Zu der politischen gesellt sich die kirchliche Frage. Der Ultramontanismus beutet das Poem Voltaires gegen dessen aufklärerische Thätigkeit aus; im Namen der Jungfrau hat in Orleans sogar ein Bischof die Jesuiten gegen die politische und religiöse Freiheit zu Hülfe gerufen. Wir führen die unleugbare Schuld Voltaires auf das rechte Maass zurück und begründen auf die Geschichte der Jungfrau als einer Vorläuferin des protestantischen Princips das Recht der Gewissensfreiheit gegenüber dem Klerikalismus. Wir bekämpfen aber eben so entschieden den jetzt in Frankreich herrschenden Materialismus und vertheidigen auf Grund derselben Geschichte den Glauben an eine höhere Weltregierung. Wie die Jungfrau in Frankreich das „royaume de Dieu" sah, in welchem der König nur der Statthalter war, so erblicken wir mit Schiller hoch über der Zeit und dem Raume, hoch über Fürsten und Diplomaten und ihrem ewigen Wechsel den Willen Gottes, der zu seiner Zeit in die Geschichte eingreift.

Allerlei sonstige Parallelen wird der Leser von selbst verstehen. Sollen wir die Franzosen, indem wir sie auf das Ende der Bretagne und Guépins Worte (S. 173) verweisen, noch daran erinnern, dass Hollands Lage gegenwärtig ganz dieselbe ist, wie damals die der Bretagne? Es verlangt zur Zeit Niemand die Annexion Hollands an das deutsche Reich, aber sicher hätten unsere französischen Nachbarn kein Recht, uns einen Vorwurf daraus zu machen, dass wir das thun, was damals sie gethan haben. Mündet doch auch der nationalste

deutsche Strom, der Rhein, in Holland, wie der französische Nationalstrom, die Loire, in der Bretagne! Und damit der Leser erkennt, welch ernste Bedeutung die Geschichte des vom Adel verfolgten Bürgers Jacques Coeur für uns Deutsche hat, citiren wir die Worte einer NL-Correspondenz der Kölnischen Zeitung, welche die Berliner Nationalzeitung am 7. April 1884 mittheilte und worin „der blinde Hass des Junkerthums gegen das mobile Capital, der sich auf dem Gebiete der Steuerpolitik, der Actiengesetzgebung u. s. w. bethätigt," gegeisselt wird; die Correspondenz sagte geradezu: „Auch der allergemässigtste Liberale betrachtet die Kluft zwischen dem hasserfüllten Junkerthum als eine unausfüllbare." Wann wird die Geschichte, die Lehrerin der Fürsten und Völker, aufhören, tauben Ohren zu predigen? Bei Gelegenheit dieser Einzelheiten bitten wir S. 61 „Im Jahre 1440" statt 1441 zu lesen, und bemerken noch, dass die Urkunde, die den Bastard zum Grafen Dunois ernannte, vom 14. Juli 1439 datirt ist. Seite 139, vorletzte Zeile, wolle man „infamante" lesen.

Der Verfasser dieses Werkes hat zwanzig Jahre in Frankreich zugebracht und kennt daher genau den französischen Volkscharakter. Er hat die meisten Orte der erzählten Geschichte besucht, auch ist das Bild der Jungfrau aufs Innigste mit seinen Schicksalen verwebt, Andeutungen enthalten das beigegebene Gedicht, sowie seine Bücher „Das Kind" und „Das Frauenherz". Flüchtig nach dem Maikampfe in Dresden für die Reichsverfassung von 1849 kam er auf dem Wege der Verbannung (die Regierung des Prinz-Präsidenten Napoleon hatte ihn von Nancy nach Nantes internirt) nach Orleans; von Toul aus war er über Vaucouleurs zu Fuss gereist. Vier Wochen verweilte er in der „Stadt der Jungfrau" im Januar und Februar 1851 und dichtete hier zu den Füssen der Bildsäule das mitgetheilte Gedicht, die volle historische Wahrheit war ihm aber damals noch nicht bekannt. Später hat er die Stadt noch zwei Mal bewohnt, zuletzt acht Jahre, vom Herbst 1862 bis zum 10. September 1870! Er hat also die von ihm erzählte Geschichte an Ort und Stelle studirt.

Möchte sein Werk beitragen zur Aufklärung und Verständigung unter den noch entzweiten Parteien und Völkern! Diesen aufrichtigen Wunsch spricht er am Jahrestage eines der freudigsten Ereignisse seines Lebens aus, das er das Glück hatte in „der Stadt der Jungfrau", in Orleans zu erleben.

Leipzig, am 16. Mai 1885.

Herman Semmig.

I. Frankreichs Lage im Jahre 1422 und die Belagerung von Orleans.

Mit Karl IV., drittem Sohne Philipps des Schönen, war 1328 die directe Linie der Capetinger erloschen; das eigentliche Mittelalter hatte mit letzterer abgeblüht. Die Geschichte des Hauses Valois bildet nun den Uebergang zur neuen Zeit; es regiert bis zu Heinrich IV., dem Bourbonen. Im Hause Valois folgten zwei Linien auf einander: die erste, directe, und — nach der Regierung Ludwigs XII. von Orleans —, die der Valois-Angoulême, deren Stifter Franz I. ist. Die directe Linie begründet die nationale Unabhängigkeit und die politische Einheit; mit ihrem letzten Vertreter, Karl VIII., beginnt sie durch den Krieg in Italien, Frankreich eine auswärtige Politik vorzuzeichnen; die Geschichte der zweiten Linie wird durch die Renaissance und die Religionskriege ausgefüllt. Der Sieg jener war an der Loire ausgefochten worden, an den Ufern dieses nationalsten Stromes von Frankreich spielt sich auch hauptsächlich die Geschichte der zweiten Linie ab; erst die Bourbons verlegen den Schwerpunkt nach Paris.

Was ich hier zu erzählen habe, ist die Begründung der nationalen Unabhängigkeit Frankreichs unter den ersten Valois. Seltsam! wie später die Valois, so waren auch die Capetinger in drei Brüdern erloschen, die nach einander regierten. Dieselben hatten zwar Töchter hinterlassen, aber die eben von ihrem Vater, Philipp dem Schönen, 1302 zum ersten Mal berufenen Generalstaaten, d. h. die Nation, hatten dem salischen Gesetz zufolge die Töchter von der Thronfolge in Frankreich ausgeschlossen. So bestieg denn im Jahre 1328 der Vetter der letzten drei Könige, der Sohn Karls von Valois (Bruders von Philipp dem Schönen), als Philipp VI. den Thron und erhielt auch von Eduard III., König von England, noch den Vasalleneid für die Guienne und die Grafschaft Ponthieu (Hauptstadt Abbeville), welche beide England von Frankreich zu Lehen trug.

Aber der Engländer hatte nur der Ungunst der Umstände gehorcht; als er sich frei fühlte, machte er, gereizt ausserdem von den

Feinden Philipps, seine eigenen Ansprüche auf den französischen Thron geltend und zwar als Enkel Philipps des Schönen, dessen Tochter Isabelle mit Eduard II. von England vermählt worden war. Und nun begann jener hundertjährige Krieg, der an Verwüstung, Greuel und Elend dem dreissigjährigen wohl nichts nachgiebt, und dem erst die Wundererscheinung Johannens ein Ziel setzte. Drei furchtbare Schlachten, in denen die Kraft der französischen Waffen gebrochen wurde, heben sich wie Blutlachen von dem Schauergemälde dieser Zeit ab, die bei Crécy 1346, wo zum ersten Mal die Kanonen in der Geschichte sprachen, die bei Poitiers 1356, die den König Johann in die Gefangenschaft nach England führte, und die bei Azincourt 1415, in der zum letzten Mal die Oriflamme der Abtei St. Denis als Frankreichs Nationalbanner erschien. Und doch, was sind diese Blutlachen gegen das fortwährende Gemetzel in den Städten und auf dem Lande! gegen die Mordbrennereien der Söldnerschaaren! gegen die Schlächtereien und Todtschlägereien der Parteien im Innern, grässlicher als die Septembermorde 1792 in Paris! gegen die Rachezüge der bis zum Verhungern gequälten Bauern, die ihre Gefangenen folterten, die vornehmsten Frauen schändeten, selbst die kleinen Kinder verbrannten! Um des Verrathes ihres Bischofs willen, stürmte der schwarze Prinz 1370 die Stadt Limoges und liess niedermetzeln, was in die Hände fiel; dreitausend Menschen, Männer, Weiber und Kinder, wurden niedergeschlachtet, aber — dem Bischofe, dem Schuldigen, schenkte er Gnade. Dazu kamen die Seuchen, die Pest — in vielen Orten blieben auf zwanzig Einwohner nur zwei am Leben —, und endlich drangen — denn die Todtengräber hatten nicht Hände genug — die Wölfe ein, erst bei Nacht, zuletzt am hellen Tage.

Natürlich gab es Jahre der Unterbrechung, aber nur um dem Würgengel Zeit zu lassen, neue Kräfte zu seinem entsetzlichen Werke zu sammeln. Als Karl V., genannt der Weise, 1340 starb, hatten die Engländer fast alle ihre Eroberungen in Frankreich wieder verloren, aber auf Karl den Weisen folgte Karl VI. der Wahnsinnige. Zwar war er es nicht sofort, er wurde erst im Sommer 1392 in einem Walde bei Le Mans rasend; aber all die bösen Lüste und Leidenschaften der Parteien, die schon vorher gebrütet hatten und zuweilen aufgeflammt waren, brachen nun von Neuem wieder los, der Bürgerkrieg wüthete und im Grunde waren die Armagnacs dem Lande ebenso verderblich wie die Burgunder.

Die Erstern galten für die Nationalgesinnten, sie waren die Partei des Hauses Orleans. Der Gründer des letztern, Ludwig, Bruder Karls VI., beherrschte die Königin Isabeau und durch sie den König und den Dauphin. Johann ohne Furcht, Herzog von Burgund, Enkel des Bruders Karls V., eifersüchtig auf Ludwigs Macht, liess denselben

1407 ermorden. Nun schaarten sich die Freunde des Ermordeten um den Schwiegervater von Ludwigs Sohn, den Grafen Armagnac, welch letzterer 1410 der Partei den Namen gab. Die Königin, die noch nicht funfzehn Jahre zählte, als sie an den verdorbenen Hof kam, hatte sich bald in den Pfuhl der Sittenlosigkeit hinabreissen lassen, und war endlich ebenso verachtet als unfähig zu regieren; der König selbst wahnsinnig, der Dauphin früh schon ausschweifend, der erste Prinz von Geblüt ein Meuchelmörder, statt einer Regierung nichts als Parteien in Fehde und die Bürger von Paris in blutigem Aufstande!

Da schien dem König von England, Heinrich V., die Zeit günstig, sich auf Frankreich zu stürzen; am 14. August 1415 landet er bei Harfleur, zwei Monate darauf hatte er das französische Heer bei Azincourt vernichtet, segelte aber, zu sehr geschwächt, um weiter zu kämpfen, nach England zurück. Der Graf d'Armagnac, Kronfeldherr, nahm zwar Besitz von Paris, vom Könige und vom Dauphin, aber er machte sich durch seine Zwangssteuern unpopulär; Johann ohne Furcht dagegen, der die Königin Isabeau aus Tours entführt und zur Regentin erklärt hatte, spielte den Beschützer der Armen, verbot die Steuern zu zahlen und unterhandelte mit den Engländern, die im Jahr 1417 zurückgekommen waren. Paris fiel durch Verrath in die Hände der Burgunder, der Dauphin entkam mit einigen Armagnacs, aber die meisten Andern wurden eingekerkert. Das Volk, die Metzgerzunft voran, wüthend vor Hunger, empörte sich und ermordete am 12. Juni 1418, einem Sonntag, eintausend sechshundert Gefangene (darunter den Kronfeldherrn selbst) in den Gefängnissen, im Stadthaus, in den Kirchen, auf den Strassen, und die bösen Buben spielten mit den Leichnamen und schleppten sie auf dem Pflaster durch die Stadt. Da kam Johann ohne Furcht mit der Königin nach Paris; nun glaubte das Volk, ganz wie 1789 als es die königliche Familie aus Versailles geholt hatte, dass mit ihnen Friede und Ueberfluss einziehe. Bittere Täuschung! Zum Hunger gesellte sich eine Seuche, die in Paris und Umgebung funfzigtausend Menschen hinraffte. Ein neuer Aufstand brach aus, bei dem man die noch übrig gebliebenen Gefangenen ermordete (31. August); umsonst flehte der erschrockene Burgunder um Schonung, umsonst drückte er dem Henker die Hand, das Volk metzelte alle Gefangenen nieder. Um die Rasenden nur los zu werden, schickte sie der Herzog aus Paris zur Belagerung der Armagnacs in Montlhéry, dann schloss er die Thore und liess dem Henker selbst den Kopf abschlagen.

Da war ihm viel geholfen; Feinde ringsum, innen und aussen. Die Engländer hatten die ganze Niedernormandie eingenommen und lagen nun vor Rouen. Diese Stadt (man muss das wissen, um sie später nicht zu hart zu beurtheilen) wehrte sich sieben Monate lang;

die Einwohner verzehrten Pferde, Hunde und Ratten; zwölftausend Greise, Weiber und Kinder wurden als zur Wehr unnütz hinausgejagt und starben Hungers zwischen der belagerten Stadt und dem feindlichen Lager, gerade wie einst in dem Verzweiflungskampfe der Gallier das Volk der Mandubier zwischen Alesia und dem Lager Cäsars. Der Burgunder führte zwar den wahnsinnigen König mit der Oriflamme in den nahen Städten spazieren, aber an die Engländer selbst heran wagte er sich nicht. Rouen fiel, der Sieger war hart, aber seine Härte erschreckte und unterwarf die Normandie. Noch herrischer waren seine Friedensbedingungen: da näherte sich der Burgunder wieder den Armagnacs, bis ihn der alte Groll aufs Neue überfiel und den Engländern zutrieb. Die entschlossenen Parteigänger, in deren Händen sich der Dauphin befand, wollten endlich allem Schwanken ein Ende machen; am 10. September 1419 wurde Johann ohne Furcht zu einer neuen Unterhandlung auf der Brücke von Montereau (unweit Fontainebleau, am Einfluss der Yonne in die Seine) eingeladen und nach einigem Wortwechsel in Gegenwart des Dauphins von Tanneguy Duchâtel ermordet. Wohl führte der Mord eine Entscheidung herbei, aber sie war nicht im Sinne der Armagnacs. Am 21. Mai 1420 wurde der schimpfliche Vertrag von Troyes zwischen Heinrich V. von England, dem Herzog von Burgund Philipp dem Gütigen, Sohn des Ermordeten, und der Königin Ysabeau unterzeichnet: der König von England wird Gemahl Katharinens, Tochter Karls VI., und Regent von Frankreich; nach Ysabeaus Tode fällt Frankreich dem Engländer und seinen Erben zu, „Karl aber, der sich Dauphin nennt," wird von der unnatürlichen Mutter „wegen seiner schauderhaften Verbrechen" enterbt.

Der Dauphin hatte aber schon im Oktober 1419, als er sah wie Frankreich an den Engländer verrathen wurde, den Titel „Regent des Königreichs" angenommen und das Parlament für die der nationalen Sache treuen Lande in Poitiers eingesetzt. Ueberhaupt hatte das Volk den Vertrag von Troyes nicht anerkannt und wehrte sich gegen den Fremdling, wo es konnte. In düsterer Ahnung starb Heinrich V. am 31. August 1422 zu Vincennes, und schon elf Wochen später, am 22. October, verschied auch der unglückliche Karl VI. in seinem Schlosse Saint-Paul zu Paris, beklagt von allem Volke, das unter seiner Regierung zwar entsetzlich gelitten, aber auch ihn hatte leiden sehen und nun des Elends kein Ende sah. Als seine Leiche am 10. November fast prunklos in die Königsgruft zu Saint-Denis hinabgelassen war, rief der Herold Heinrich den Sechsten zum König von England und Frankreich aus. Für das erst zehn Monat alte Kind sollten des Vaters Brüder regieren, der Herzog von Bedford in Frankreich, der Herzog von Glocester in England; das Parlament und die Universität

von Paris hatten den Säugling anerkannt, der ganze Norden nebst der Champagne und im Süden die Guienne gehorchten ihm.

Der Sohn des Königs, der wahre Erbe Frankreichs, Karl, damals noch „Dauphin et régent" genannt, war am 24. Oktober aus La Rochelle auf dem Schlosse zu Mehun-sur-Yèvre angekommen, einem alten Städtchen im Berry, vier Stunden nordwestlich von Bourges gelegen. Auch er liess in allen Provinzen, die ihm noch gehörten, Leichenfeierlichkeiten zu Ehren seines Vaters halten: es waren dies das Berry, Bourbonnais, Lyonnais, Auvergne, Dauphiné, Languedoc, Limousin, Poitou, Touraine, Anjou und Orleanais. Am 30. Oktober, einem Freitag, nahm er in demselben Mehun, wo er einst sein Leben schmerzlich in tiefem Herzeleid beschliessen sollte, den Namen König an.*) „König von Bourges" nannten ihn spottweise die Engländer, als „Karl VII. König von Frankreich" liess ihn das wunderbare Mädchen aus Domremy, Jeanne d'Arc, zu Reims krönen. Aber damals war der Spott der Engländer der Lage noch ziemlich entsprechend. Konnte doch Karl, nachdem er in seiner Jugend königlichen Luxus wohl gekannt hatte, jetzt wo seine Finanzen nach und nach so zerrüttet waren, dass er z. B. seinem Fleischer 161 Livres schuldete (eine Schuld für Unterhalt in Bourges wurde erst 1441 bezahlt), nicht mehr einen seines Ranges würdigen Hofhalt führen; er zog von Schloss zu Schloss. Dazu erlitt er gleich in den zwei ersten Jahren zwei Niederlagen (bei Crevant unfern Auxerre 1423 und bei Verneuil unfern Evreux 1424), die seine Hoffnungen im Norden vollends vernichteten. Wenn er, abgesehen von einigen klugen politischen Massregeln, trotzdem den Engländern furchtbar blieb, so war es nur, weil er eben der heimische, der nationale König war. Aber nicht er rettete sich und sein Volk; das Volk rettete ihn und sich selbst.

Vor Allem hatte es Karl VII. der Bürgerschaft von Orleans zu danken, dass der Retterin aus Domremy Zeit gelassen wurde anzukommen; das treue Ausharren dieser Stadt, ihre unerschrockene Wehr hinderte die Engländer die Loire zu überschreiten und ihn auch aus seiner Zufluchtsstätte jenseits derselben zu vertreiben.

Orleans und sein Gebiet, das Orleanais, das 1344 zum Herzogthum erhoben worden und 1392 von Karl VI. seinem Bruder Ludwig ertheilt worden war, gehörte jetzt nach der Ermordung Ludwigs 1407 dessen ältestem Sohne Karl. Dieser war 1415 bei Azincourt gefangen gemacht worden, aber auch in der Gefangenschaft blieb er seinem königlichen Vetter treu. Sein liebenswürdiger Charakter (er war ein

*) Karl VII., dessen erster Titel als Prinz „Graf von Ponthieu" war, war am 22. Februar 1403 im Hôtel Saint Paul zu Paris geboren und zwar als der fünfte Sohn und das elfte der zwölf Kinder Ysabeaus von Baiern.

Digitized by Google

anmuthiger Dichter) hatte ihm die Sympathie vieler englischen Grossen erworben und so war es ihm gelungen mit einigen Geldsummen sich die Neutralität für sein Gebiet zu erkaufen. Aber diese Neutralität erschwerte den Engländern die Begründung ihrer Regierung in Frankreich; nichts war gesichert, Alles noch schwankend und beunruhigt; der Handel war lahm gelegt, Paris litt unter den Entbehrungen, England musste fortwährend drückende Hülfsgelder schicken. So ward denn das Murren lauter, stürmischer, und Bedford beschloss endlich den Krieg an die Ufer der Loire zu tragen.

Die Belagerung von Montargis (Juli — September 1427) bildete das Vorspiel zu der von Orleans. Montargis am Loing, Nebenfluss der Seine, war die Hauptstadt der Grafschaft Gâtinais (16 Stunden östlich von Orleans). Niemand Geringeres als Graf Warwick war mit der Eroberung der Stadt beauftragt, aber sie widerstand und der Engländer beschloss sie auszuhungern. Bei der Kunde davon wurde der König und sein Hof doch zuletzt aus der Trägheit aufgerüttelt und der Kronfeldherr Artus von Richemont erhielt den Befehl die Stadt zu verproviantiren. Richemont, etwas vornehm, übergab die Ausführung dem jungen Bastard von Orleans, natürlichem Bruder von Herzog Karl, demselben, von welchem Ludwigs Gemahlin Valentine gesagt hatte: „der ist mir aus dem Mutterschooss gestohlen worden.“ Der kaum 25jährige Krieger aber benutzte die Gelegenheit zu einer glänzenden Waffenthat. Am 5. Sept. Mittags kam er in die Nähe des englischen Lagers, unter seinem Befehle hatte er die trefflichsten Ritter, unter andern den muntern Gascogner Etienne de Vignolles, genannt La Hire; dieser erhielt von ihm den Befehl zum Angriff; um sich mit leichterem Herzen in den Kampf zu stürzen, lässt sich La Hire in aller Eile von einem Kaplan die Absolution geben, spricht dann sein gascogner Stossgebet: „Ich bitte dich, Gott, thu heute für La Hire, was du möchtest dass La Hire für dich thäte, wenn er Gott wäre und du wärest La Hire,“ und überrumpelt den Feind. Da überlässt der Bastard die Obhut des Proviants einigen Reisigen, stürmt mit seinen Mannen hinzu, ein kurzer furchtbarer Kampf beginnt; was von Engländern nicht im Kampfe fällt oder sich nicht ergibt, muss in den von den geöffneten Schleusen angeschwollenen Wassern ertrinken, und die Stadt ist entsetzt. Ein unerwarteter Erfolg! die erste Heldenthat des jungen Bastards, später so berühmt als Graf Dunois; der erste Sieg, die erste Ermuthigung des jungen Königs.

Ein Bürger von Montargis, Gaillardin, hatte die Fahne Warwicks erbeutet, sie wurde von der Stadt gekauft und im Stadthaus aufgehoben; jährlich am 5. September wurde sie bei einem feierlichen Umzuge getragen. Diese Gedächtnissfeier (la fête aux Anglais) hat erst in diesem Jahrhundert aufgehört, die Fahne war schon früher

Digitized by Google

verschwunden. Die Zerstörung der Vendômesäule und die Motivirung dieses Actes durch die Commune von 1871 hat schon 1792 ihr Vorbild in Montargis erlebt. Gegen Ende des Jahres 1792, in jener Zeit, wo die Franzosen England „das classische Land der Freiheit" und die Engländer „nos aînés en affranchissement, unsere Vorgänger in der Befreiung" nannten, erschien eine Deputation der Nationalgarde vor dem Gemeinderath und verlangte, dass das auf Warwicks Lagerplatz errichtete Kreuz niedergerissen und aus seinen Steinen ein Altar des Vaterlandes errichtet würde. Der grosse Gemeinderath gewährte dies und beschloss weiter, dass die 1427 genommene Fahne als ein „Gährungsstoff des Hasses und Zwistes zwischen zwei hochherzigen Völkern" auf dem Felde der Verbrüderung verbrannt und eine Abschrift dieses Beschlusses dem Hause der Gemeinen Englands zugeschickt werden solle. Wenige Monate darauf stand England unter Pitts Leitung an der Spitze der europäischen Coalition gegen Frankreich. England siegte 1815 bei Waterloo, 1429 war es bei Orleans geschlagen.

Das Orleanais athmete hoch auf bei der Kunde von Warwicks Niederlage; aber in Paris und London war man bestürzt, erbittert. Ein neuer Feldzug wurde beschlossen und Graf von Salisbury mit der Führung betraut. Im Juli 1428 landete er mit 6000 Mann, vergrösserte sein Heer mit den französischen Truppen der englischen Partei und zog geraden Wegs auf das Orleanais zu. Alle kleineren Städte fallen in seine Gewalt, selbst Jargeau auf dem linken Loireufer, nur Orleans selbst hält noch; fällt auch dieses, so ist die französische Nationalität verloren. Aber an dem heldenmüthigen Widerstande der Bürger von Orleans finden die Feinde einen Damm, an dem sich ihre Macht bricht, und mit der Geschichte dieser Stadt und ihrer Wehr ist der Name „der Jungfrau" auf ewig verwachsen. Nicht nach Domremy, ihrer Heimath, nicht nach Reims, wo ihr irdisches Glück den Gipfel erreichte, nicht nach Rouen, wo sie in Flammen den Flug zur Unsterblichkeit nahm, wird Johanna benannt; es sind geweihte Stätten, zu denen man mit Gefühlen der Verehrung wallfahrtet, aber ohne Orleans wären sié nichts. In Orleans offenbarte sich die Jungfrau, hier bewährte sie ihre Sendung durch die Erfüllung ihres Versprechens, von hier an glaubte man ihr, von hier strahlt der Glanz der Verklärung auf die übrigen Orte aus, auf das Dorf, wo sie sich zu ihrem Werke vorbereitete, auf die Stadt, wo sie für dasselbe als Märtyrerin starb.

Grosse geschichtliche Erinnerungen knüpften sich an diese Stadt. Hier, in dem Genabum der gallischen Epoche, gaben die Einwohner durch die Ermordung aller Römer das Zeichen zu dem nationalen Verzweiflungskampfe der Gallier, der mit der Einverleibung Galliens

in das römische Reich endete; hier scheiterte die Macht Attilas, den unter des Bischofs Anianus Ermuthigung und Leitung die Bürger so lange aufhielten, bis Aëtius am 14. Juni 451 die Stadt entsetzte (zum Gedächtniss des Letzteren wurde nach seiner Ermordung alljährlich am 14. Juni bis auf die Revolution herab in der Kathedrale eine Messe gefeiert); hier wurde unter Chlodwig dem Grossen 511 das erste Concil in Frankreich gehalten; hier schlug Chlodwigs Sohn, Chlodomir, den Sitz seines neuen Reiches auf, das Königreich Orleans; hier liess des letzteren Nachfolger und Bruder, Childebert, 537 die ersten Münzen von Frankreich (damals freilich noch das Frankenreich) schlagen. Die Merovinger gehen zu Grunde, aber fortwährend wächst die Bedeutung der Stadt. In Orleans wird Ludwig der Fromme im August 816 vom Papste Stephan IV. zum König gesalbt, hier 842 Karl der Kahle gekrönt, nach welchem noch die uralte Strasse rue de l'Empereur benannt ist; Orleans war sozusagen auch die Wiege der Capetinger, der eigentlich französischen Dynastie, und als Hugo Capet, der letzte Graf von Orleans, sich 987 in Noyon als erster König von Frankreich die Krone aufgesetzt hat, lässt er auch sofort zur Sicherung seiner Dynastie am 1. Januar 988 seinen in Orleans gebornen Sohn Robert in der dortigen Kathedrale als Nachfolger krönen, während in derselben Stadt der letzte Karolinger Karl von Lothringen als Gefangener im „Neuen Thurm" verschmachtet (992—994). Unter Ludwig dem Dicken (1108—1137) keimt die Epoche, in welcher Jeanne d'Arc auftritt; während bald nach ihm England durch Heirath Guienne erwirbt und so der Erbfeind in das Herz Frankreichs eindringt, wird unter ihm durch die Befreiung der Communen der dritte Stand, das Volk, geboren, aus welchem im 15. Jahrhundert die Retterin des Landes kommt. Ein neues Ansehen erhält Orleans durch die Bildung einer Universität, die 1312 vom König bestätigt wird.

Alle diese Thatsachen muss man sich vergegenwärtigen, um die damalige Bedeutung dieser Stadt zu kennen. Der erste Valois stiftete nun das Herzogthum Orleans als Apanage für seinen zweiten Sohn; um den 1407 ermordeten Herzog Ludwig hatte sich die nationale Partei gruppirt, so ward denn auch 1428 die Stadt das Bollwerk Frankreichs. Unter demselben ersten Valois erhielt die Stadt den Umfang, den sie zur Zeit der Belagerung hatte, ungefähr ein Drittel des heutigen; fünfunddreissig Thürme schützten die Ringmauer, die von fünf Thoren und zwei Ausfallthoren durchbrochen war. Die Mitte der Stadt bildete die rue des hôtelleries (die Gasthofstrasse), weiter oben Katharinenstrasse genannt, es war später die via triumphalis der Jungfrau und hat heute zum Theil noch dasselbe Ansehen. Das Erdgeschoss der Häuser ist ein Kramladen, gänzlich offen, in

Bogenform; hier sassen die Bürgerinnen und verkauften, auf der Strasse besprachen die Bürger die Kriegshändel, Bauern fuhren mit Karren an ihnen vorüber, vor dem Edelmann zu Ross wichen sie mit Achtung aus, Bettler sangen Litaneien, um das Mitleid zu rühren; trug aber ein Priester das Kreuz durch die Gasse, so neigte sich Alles in Anbetung. Die Strasse lief auf die bei Johannens Kampfe so wichtige Brücke aus (im vorigen Jahrhundert abgebrochen, die heutige steht zwei Strassen weiter stromabwärts), auf dem linken Ufer war der Brückenkopf durch das sogen. Fort des Tourelles (die Thürmchenveste) vertheidigt; in der Mitte des Stromes befand sich damals eine Insel mit einem Spital, einer Kapelle und einer Bastille.

So war die Stadt beschaffen, als die sechs Kanonen Eduards von England die Schlacht von Crécy entschieden, die ersten, die man in Frankreich vernahm. Schon mehrmals war sie seitdem bedroht worden, als nun das Gewitter ernstlich heraufzieht; der Entscheidungskampf naht. Die Bürger bereiten sich vor, Sturmglocken und Kanonen werden gegossen, Balisten erbaut, Waffen geschmiedet; es ist, als wäre man in Karthago, da es die Römer belagerten. Alles wetteifert, kein Gedanke von Ergebung an den Feind, nichts als Kampf, und Kampf bis auf den Tod! Das Herz schlägt und pocht Einem wie Trommelschlag, wenn man Jahr um Jahr, Monat um Monat die Rüstungen der Bürger verfolgt; ihr Heldenmuth erst macht die Aufopferung Johannas begreiflich. Die Stadt zählte 5000 waffenfähige Männer; aber jetzt eilten auch Frauen, Kinder, Greise, Priester, Studenten herbei, ergreifen den Spaten zum Verschanzen, die Waffe zum Kampf. Am 7. Oktober 1428 wird eine feierliche Procession gehalten und der Schutzheilige der Stadt, der heil. Anianus, der durch Gebet und Ausdauer Attila zurückgetrieben hatte, wird um seinen Schutz angefleht. Am 12. Oktober erscheint Graf Salisbury am linken Ufer, sofort stecken die Einwohner das dortige Augustinerkloster und die umliegenden Häuser in Brand, um den Feind aufzuhalten, aber die Engländer setzen sich fest und nach mancherlei Ausfällen und Scharmützeln erstürmen sie am 24. Oktober das Fort des Tourelles, noch am selben Abend jedoch wird Salisbury beim Untersuchen des Thurmes am Fenster durch einen Kanonenschuss von einem Thurm aus tödtlich verwundet. Man wusste nicht, durch wen; der Kanonier hatte sein Geschütz eben verlassen gehabt und als er beim Donner herbeilief, sah er ein Kind entfliehen, das man dann nicht auffinden konnte. Es war ein schwerer Verlust für den Feind; Glasdale übernahm die Vertheidigung des Forts, das Heer aber zieht sich in die nächsten Städte zurück. Um mit grösserer Macht, von Norden her, die Stadt zu bestürmen: so meinen die Bürger, und um dem belagernden Feinde keine Stützpunkte zu lassen,

Digitized by Google

brennen sie im November alle Abteien, Kirchen und Hospitäler in den Vorstädten nieder. Kaum war dies geschehen, so erscheint John Talbot mit Verstärkung als Nachfolger Salisburys. Das Bombardement beginnt von beiden Theilen wieder, zahlreiche Episoden, bald komisch, bald tragisch, würzen den Kampf; einer der geschicktesten Kanoniere von Orleans war ein Fremder, Johann der Lothringer genannt, der den Schalk spielte, sich getroffen stellte und dann plötzlich wieder ein mörderisches Feuer begann. Als der Platz immer enger umschlossen wird, brennen die Bürger Alles nieder, was in Vorstädten noch aufrecht steht; im Innern waltet als Statthalter des Herzogs der junge Bastard, der am 25. Oktober mit 800 Reisigen eingezogen war. Die Engländer bauen nun rings um die Stadt Bastillen und Lager, aber — sonderbares System der Belagerung! — das hinderte den Bastard und die Bürger nicht, Gesandtschaften an den König zu schicken und Proviant und Verstärkung zu erhalten. Da trifft die Besatzung ein harter Schlag; man hatte von Orleans und Blois aus verabredet, einen Proviantzug zu überfallen, den die Engländer aus Paris erwarteten; das Treffen fand am 12. Februar 1429 in den Ebenen der Beauce bei Rouvray-St. Denis statt und endete mit einer gänzlichen Niederlage der Franzosen; weil man in der Fastenzeit war, so bestand der Proviant besonders aus Häringen, deshalb nannten die Feinde das Treffen spottweise „la journée des harengs," die Häringsschlacht. Wenn nun auch die Belagerung den Engländern Geld und Leute kostete, so war doch die Lage der Stadt viel bedenklicher, die Besatzung schmolz, es fehlte an Geld, die Truppen zu besolden, und der Proviant drohte auszugehen. Eine zeitgenössische Chronik, geschrieben von einem Augenzeugen in Orleans, berichtet: „Sie (die Flüchtigen aus der Häringsschlacht) kamen gegen Mitternacht in Orleans an ... und blieben da neun Tage, ganz erschrocken von der verlornen Schlacht, dergestalt, dass man sie nicht zu bewegen vermochte, aus der Stadt zu gehen. Da nun die Bürger sahen, dass ihre Nahrungsmittel sehr abnahmen, gingen sie zu dem hohen Herrn von Bourbon und dem Herrn von Touars und baten sie, diese Leute hinaus zu schicken; und so zogen sie ab." Diese unnützen Kostgänger der Stadt waren der junge kriegsunerfahrene Graf von Clermont mit seinen Reisigen aus der Auvergne und dem Bourbonnais, ältester Sohn des Herzogs von Bourbon, der als Prinz von Geblüt am 12. Februar den Oberbefehl gehabt und die Hauptschuld an der Niederlage gehabt hatte.

Mit ihm verliess auch der Erzbischof von Reims die Stadt, über dessen Ankunft man nichts berichtet findet und der vermuthlich vom König, in dessen Umgebung er sich befand, an den Bastard abgeschickt worden war. Aber auch der Bischof von Orleans selbst zog

mit fort und liess seine Heerde im Stich! Zu den Abziehenden gesellten sich Lahire und der Admiral de Culan, die den König von der Niederlage benachrichtigten und seine Befehle einholen wollten. Sie hatten versprochen zurückzukommen, aber vergebens erwartete man ihre Rückkehr.

Da glauben sich die Bürger verlassen; in dieser Bedrängniss schicken sie am 19. Februar Poton de Xaintrailles an den Herzog von Burgund und lassen ihn, den Verwandten ihres Herzogs, bitten, die Stadt einstweilen unter seinen Schutz zu nehmen und vom Regenten Bedford bis zur „Aufklärung" der Wirren einen Waffenstillstand zu erbitten. Unterdessen dauert der Kampf fort, umnachtet vom Zweifel. Plötzlich, Anfang März, fällt in diese Nacht ein Strahl himmlischer Hoffnung; es verbreitet sich die Nachricht, ein Mädchen, Namens Johanna, von der Grenze Lothringens gebürtig, sei vor Kurzem durch Gien gezogen und wolle nach Chinon zum Könige, sie habe die Sendung von Gott, die Stadt Orleans zu befreien. Allerlei Wunderbares wurde von ihr berichtet und der Bastard sendet Ritter nach Chinon, um sich nach „der Sache dieser Jungfrau" zu erkundigen. Und Hilfe that Noth, denn schon hatte sich der Verrath in die Stadt geschlichen, im Hospital war ein Loch in die anstossende Stadtmauer gebrochen worden, um den Feind einzulassen, der Superior der Spittelgeistlichen wurde als Verräther bezeichnet und in Eile entfloh er vor der Wuth der Bürger, die ihn ermorden wollten. Unterdessen mehren sich die Erzählungen von dem wunderbaren Mädchen, am 19. März kommen die Boten aus Chinon zurück und berichten vor dem versammelten, still und begierig horchenden Volke von der Jungfrau, die in himmlischem Vertrauen versprochen habe, Orleans zu befreien und Karl „den Dauphin" in Reims krönen zu lassen. Ein unerhörtes Wunder! Alte Kriegsleute, kampferprobte Bürger rechnen auf die Hilfe durch ein Mädchen, durch ein Kind. Aber sie sahen in ihr nicht das Mädchen, nicht das Kind, es war eine Hilfe vom Himmel, die ihnen in ihrer Verzweiflung kam. Auch die Engländer sind beunruhigt, Bedfort wittert ein Unglück und rüstet zum letzten Sturm. Poton de Xaintrailles kommt am 17. April von seiner Sendung zurück, Burgund hatte sich willig gezeigt, aber Bedfort blieb hartnäckig: Orleans solle sich den Engländern unterwerfen. Da schwuren die empörten Bürger, sich auf's Aeusserste zu vertheidigen; in allen Provinzen, die dem Könige geblieben waren, erwachte die Sympathie für die muthige Stadt, die seine Sache so wacker vertheidigte; Alles fühlt, dass nun der Kampf ein entscheidender wird, und nun belebt die Vertheidiger ein wunderbar neues Gefühl, die Gefechte und Angriffe hören nicht auf, zuweilen mörderisch, dass die Frauen Thränen wie Bäche vergiessen, aber es handelt sich um Frei-

Digitized by Google

heit oder Untergang und die Retterin „die Jungfrau“ soll ja kommen, — und sie kam!

Am 29. April, einem Freitag, zog sie mit einbrechender Nacht gegen 8 Uhr durch das burgundische Thor, da wo der Weg von Deutschland kommt, in Orleans ein. Die ganze Stadt war ihr entgegengegangen; Kriegsleute, Bürger und Bürgersfrauen, Fackeln in der Hand, erwarteten sie hier in langen dichten Reihen. Ihr voran ritt ihr Schildknappe, der bejahrte würdige Jean d'Aulon, der ihre Fahne trug, und ihr Page mit dem schönen deutschen Beinamen Immergut, sie selbst nun auf weissem Ross in voller Rüstung, aber sanften lächelnden Gesichts, von schwarzen Haaren umrahmt, zu ihrer Linken der Bastard von Orleans, hinter ihr ihre Brüder und die Herren, die sie von Vaucouleurs her begleitet hatten, dann all' die Herren und Ritter, Knappen und Hauptleute, Schöffen der Stadt, die ihr entgegengezogen waren. Langsam lenkt sie ihr Ross vorwärts, denn freudetrunken umringt sie das ganze Volk. Männer, Frauen und Kinder drängen sich herzu sie zu berühren oder wenigstens ihr Ross; Viele glauben einen Engel zu sehen. Ein Mann kam mit der Fackel so nahe heran, dass ihre Fahne Feuer fing; Johanna sieht's, schnell und geschickt wendet sie ihr Ross dahin und löscht das Feuer aus, „auf so artige Weise, dass Jedermann entzückt war.“ Unter Freudenlärm, bei Fackelschein wurde sie, ihrem Willen gemäss, in die Kathedrale zum hl. Kreuz geleitet, hier kniete sie am Hauptaltar nieder und dankte Gott in innigem Gebete für seine Führung. Dann führte man sie in die Wohnung des herzoglichen Schatzmeisters, Jakob Boucher; hier legte sie ihre Rüstung ab, ein reiches Abendessen erwartete sie, aber sie nahm nur ein wenig Wein mit Wasser vermischt, worin sie einige Schnitte Brod tunkte; dann zog sie sich in ihr Schlafzimmer zurück, das sie mit ihres Wirthes Gattin und Tochter theilte; sie schlief mit Letzterer, Charlotte hiess sie, in einem Bett, ein Mädchen in den Armen der schwesterlichen Freundin.

Durch die Stadt aber waltete eine himmlische Beruhigung; tief erregt von Hoffnung und Rührung war Jeder heimgegangen, es war, als ob man sich durch den blossen Anblick dieses Mädchens schon „entlagert“ (désassiégé) fühlte. Wie eine überirdische Erscheinung war Johanna mit ihrem engelmilden Antlitz in dem Dunkel der Nacht an den Bürgern vorübergezogen, sieben Monate des Kampfes und der Todesangst lagen hinter ihnen und die fieberhaft erregten Gemüther konnten nur noch an ein Wunder des Himmels glauben.

Digitized by Google

2. Die Jungfrau.

a) Domremy.

Als Johanna in Orleans einzog, war sie gerade siebzehn Jahre drei Monate und drei und zwanzig Tage alt. Sie war am Dreikönigstage 6. Januar 1412 im Dorfe Domremy, am linken Ufer der Maas, nicht in Lothringen, das ja damals zum deutschen Reiche gehörte, sondern in der französischen Provinz Bassigny geboren, die zur Champagne gehörte; es war die äusserste Westmark Frankreichs, eine schmale Landzunge, die sich bis Vaucouleurs erstreckte. Diese Stadt, von welcher Domremy abhing, war 1365 von Karl V. zu unveräusserlichem Krongute erklärt worden, ein Umstand der uns erklärt wie Johanna in der Anhänglichkeit an den König, den legitimen Vertreter Frankreichs, aufwuchs; war sie doch auch oft Zeuge, wie sich die Kinder ihres Dorfes für die Sache ihres Königs mit denen des nahen Dorfes Maxey schlugen, das zur Burgundischen, d. h. englischen Partei hielt. Sonst wuchs sie still und fromm auf, von ihrer Mutter Isabelle geb. Romée häuslich erzogen. Ihr Vater, Jacques, war Bauer mit bescheidenem Vermögen, gebürtig aus Ceffonds, heute zum Canton Montiérender im Departement Haute-Marne gehörig, ihre Mutter aus dem Dorfe Vouthon (Departement Meuse). Von einer jüngeren Schwester, Katharine, wird wenig erzählt, ebenso von dem ältesten Bruder Jacques (Jacquemin); die beiden andern Brüder, Jean und Pierre, folgten ihr später in den Krieg. Ob sie als Kind die Heerde geweidet, konnte sie sich später nicht entsinnen; einmal zur Arbeit gereift, hat sie nie das Vieh gehütet; der Name „Schäferin", so früh auch er aufgekommen ist, war ein Werk der Einbildung, ein poetischer Schmuck. Wohl aber rühmte sie sich im Verhör zu Rouen, dass ihre Mutter sie nähen gelehrt habe und dass es in ganz Rouen wohl keine Frau gäbe, die ihr darin noch etwas zu weisen habe. Lesen und Schreiben konnte sie nicht, den religiösen Unterricht erhielt sie allein von ihrer Mutter, ohne Frömmelei, „wie eine Legende" am häuslichen Herde; von der Mutter hatte sie das Vaterunser, das Ave Maria und das Credo gelernt. Alle Zeugen aus ihrem Dorfe rühmen ihr gutes Herz, sie pflegte die Kranken, gab gern den Armen, sie war so sichtlich mild, dass die Thiere ihr zuliefen und die Vögel ihr aus der Hand pickten.

Dass Legenden und Wundersagen auf ihre kindliche Einbildungskraft gewirkt, ist nicht ganz unwahrscheinlich. Ihr Dorf hatte vor Zeiten der Abtei St. Remi in Reims gehört; möglich dass der Gedanke an die h. Ampel zu Reims sich früh und fest in ihr einprägte.

Von einem nahen Walde gingen allerlei Sagen, Feen bewohnten ihn, diese hatten besonders eine Quelle bei einer grossen Buche lieb, die man den „Baum der Damen“ nannte und eine jetzt verfallene Kapelle „Ermitage Sainte-Marie“ überschattete; an ihren Zweigen hingen die Kinder unter Liedern Kränze auf. Ausserdem lief eine alte Prophezeiung des Zauberers Merlin durch das Land und erhielt in Johannens Heimath eine besonders örtliche Färbung: „durch eine Frau ist Frankreich zu Grunde gegangen, durch eine Jungfrau wird es gerettet werden.“ Zu alle dem gesellten sich die Schrecken des Krieges, arme Flüchtlinge kamen ins Dorf, Johanna gab ihnen ihr Bett und schlief auf dem Getreideboden; einmal musste auch sie mit Eltern und Nachbarn vor den Kriegshorden flüchten, nach Neufchâteau in den Vogesen, wo man einige Tage blieb; als sie wiederkamen, war das Dorf verwüstet, das Haus geplündert, die Kirche ausgebrannt. Mit ihrem milden Herzen empfand Johanna das Barbarische, das Dämonische des Krieges inniger als die Andern, doch sah man nichts Ausserordentliches an ihr, nur in sich gezogen war sie, so schüchtern dass sie leicht erröthete, besonders wenn man ihr vorhielt, dass sie zu oft zur Kirche ging; damals beichtete sie oft, doch nie von kriegerischen Gedanken, es hat weder ein Priester auf sie eingewirkt, noch hat sie ihr grosses Geheimniss einem Priester anvertraut. Dies Geheimniss war auch in ihrem Herzen noch gar nicht erwacht. Nur eine träumerische Frömmigkeit nahm ihre Seele ein, sie lauschte gern dem Geläute der Glocken — die Kirche stand nahe bei ihrem Hause,— verlor sich wohl auch im Garten in stiller Andacht. Vielleicht hat sie unter den Figuren der Kirche den Erzengel Michael gesehen, wie er den Drachen zertritt, vielleicht auch die h. Margarethe, die den Teufel in Gestalt eines Drachen erblickt und ihn mit dem Zeichen des Kreuzes in die Flucht schlägt und dann Mannestracht trug.

So war Johanna zwölf Jahr alt geworden. Die baiersche Isabelle hatte durch den Vertrag von Troyes 1420 Frankreich an den König von England verrathen; Karl VI. war 1422 gestorben und sein Sohn, der rechtmässige Nachfolger, irrte machtlos von Stadt zu Stadt, von Schloss zu Schloss. Da war Johanna eines Sommertags — es war ein Fasttag — zur Mittagstunde im Garten ihres Vaters hart bei der Kirche, als sie plötzlich von dieser Seite her eine glänzende Helle erblickte und eine Stimme vernahm: „Johanna, sei immer ein gutes und folgsames Kind; geh oft zur Kirche.“ Johanna aber hatte grosse Angst; dann kam die Erscheinung wieder, mit denselben Worten, nur nach und nach löste sich die wunderbare Helle auf und ward zu bestimmten Gestalten, eine davon trug Flügel und hatte das Ansehen eines „braven frommen Mannes“. Sie erkannte später in ihm den Erzengel Michael. Das ist die einzige „männliche“ Erscheinung, die

das Herz dieses Mädchens im Leben erfüllt hat, von allen Mädchengedanken dieser Art ist sie sonst frei geblieben. Denn — und dies ist die einzige bekannte physische Thatsache, worauf man sich stützen kann, um eine „natürliche“ Erklärung dieser wunderbaren Geschichte zu versuchen — Johanna ist in physischer Beziehung stets ein Kind geblieben. Sei es in Folge der in sich gekehrten Richtung ihrer Seele, der Anspannung und Sammlung all ihrer Gedanken und Gefühle auf das Eine, sei es in Folge der Anlage ihrer Natur überhaupt, sie hat die Gebrechen des Weibes nicht gekannt; sie wuchs, wurde kräftig und schön, voll sanften milden Zaubers, dass der roheste Kriegsmann sich vor ihr zuletzt beschämt neigte, aber sie blieb ein Kind, das Seelenleben verzehrte in ihr das leibliche und hemmte dessen gemeine Entwicklung.

Und wie ihr Geist nun reifte, wie das Elend ihres Landes sie immer mehr erfasste, da ward auch die geheimnissvolle Stimme deutlicher und sprach: „Johanna, eil' dem König von Frankreich zu Hilfe und du wirst ihm sein Königreich zurückgeben.“ Sie aber, zitternd, antwortete: „Mein Herr (Messire, soviel wie Monseigneur, hiess auch „gnädiger, gestrenger Herr“, entsprach auch manchmal unserm „Junker“), ich bin nur ein armes Mädchen, ich kann weder reiten noch Reisige führen.“ Die Stimme erwiederte: „Geh zu Baudricourt, dem Hauptmann von Vaucouleurs, der wird dich zum König führen lassen. Die h. Katharine und die h. Margarethe werden dir beistehen.“ Da blieb sie bestürzt stehen und weinte, als hätte sie ihr ganzes Schicksal schon vor Augen gesehen. Man bemerke dabei wohl, wie die Weiblichkeit sich dabei in ihr fühlbar machte, der Erzengel rief sie zu ihrem Amte, aber zwei weibliche Heilige sollten sie begleiten. Der h. Michael erschien wieder, flösste ihr Muth ein und sprach ihr von dem Jammer, der im Königreiche Frankreich war; dann kamen die heiligen Frauen, umgeben von unendlichem Glanze, und sprachen zu ihr mit so rührender Stimme, dass sie in Thränen ausbrach, aber sie weinte fast noch mehr, wenn die Engel und Heiligen sie verliessen: „ich hätte gewünscht, sagte sie vor ihren Richtern in Rouen, dass mich die Engel mit ihnen hinweggenommen hätten.“

Ich versuche nicht, das wundervolle Räthsel der Erscheinungen irgendwie erklären zu wollen; für Johanna waren sie Wirklichkeit. „Sie schuf, so meint Michelet, in der unendlichen Güte des aufopferndsten weiblichen Herzens, sie schuf in aller Naivetät und darum wurde ihr ihre Schöpfung wirklich.“

Auf Eines mache ich noch aufmerksam, und das unterscheidet sie so gewaltig von allen sogenannten Heiligen der katholischen Kirche; sie hat bei all diesen Gesichten nichts mit der Kirche zu thun, sie vertraut nichts davon ihrem Beichtvater an, sie lebt, ganz wie

das protestantische Gewissen, in unmittelbarem Verkehr mit den himmlischen Boten Gottes. Jesus und Maria die Gottesmutter, treten dabei nie auf; ausserhalb ihrer Visionen und ihrer Thätigkeit betet sie zu Jesus und Maria als fromme gläubige Christin, aber bei der Erfüllung ihrer Sendung verkehrt sie nur mit ihren „Stimmen", wie sie die Engel und Heiligen nannte, die ihr zuweilen kurz für Gottes Stimme selbst galten.

Und nun begann in ihrem Innern ein fünfjähriger harter Kampf, schmerzlich für das lammfromme Kind. Sie, das häuslich arbeitsame, schüchterne Mädchen sollte das trauliche Haus und den freundlichen Garten, worin das Glockengeläut in das Gesumme der Bienen und den Gesang der Vögel tönte, plötzlich verlassen, statt der lieben Stimme der Mutter der erschütternden Stimme der Engel gehorchen; sie, die scheu bei jedem lauten Wort erröthete, sollte hinaus in das rohe Kriegstreiben, unter die Männer, die Soldaten. Und vor Allem sollte sie ihrem Vater ungehorsam werden, an dem sie mit kindlicher Ehrerbietung hing! Es was ein rechtschaffner, von der Arbeit gehärteter Mann; bei der ersten Kunde von Johannens Vorhaben war er zornig in die Worte ausgebrochen: „Wenn ich glauben könnte, dass sie so etwas thäte, würde ich sie mit meinen eigenen Händen ertränken." Ihren Vater betrüben, erzürnen! Und doch riefen die „Stimmen" vom Himmel. Einem musste sie ungehorsam werden.

Um sie von ihrem Gedanken abzubringen, gebrauchte man eine List; man wollte sie vernünftig machen, sie verheirathen. Ein junger Mann aus dem Dorfe erklärte, sie habe ihm, als sie noch klein war, die Ehe versprochen, und da sie es ableugnete, liess er sie vor das Kirchengericht nach Toul citiren; man meinte, dass sie nicht wagen würde, sich zu vertheidigen, dass sie sich lieber zur Heirath verurtheilen lassen würde. Man irrte sich sehr; sie ging nach Toul, erschien vor Gericht, sprach und gewann ihre Freiheit.

Die Zeit aber verstrich und Alle widersetzten sich noch immer; welcher heldenhaften Ausdauer bedurfte das sechzehnjährige Mädchen! Da überzeugte sie endlich ihren Oheim Durand Laxart, der die Schwester ihrer Mutter zur Frau hatte, zum Glauben an ihre Sendung; sie erinnerte ihn an die alte Prophezeiung: „durch eine Frau ist Frankreich zu Grunde gegangen, eine Jungfrau wird es erretten." Er nahm sie mit sich in sein Dorf, le petit Burey (6 Kilometer von Domremy, jetzt Burey-la-Côte), unter dem Vorgeben, seine Frau bedürfe der Pflege; beim Abschied küsste sie herzlich ihre kleine Freundin Mengette und empfahl sie Gott, aber ihre liebe Haumette, die sie am meisten liebte und die oft ihr Lager getheilt hatte, hatte sie nicht den Muth noch einmal zu sehen; als diese ihren Weggang erfuhr, weinte sie bitterlich. Johannens Eltern wussten vor

der Hand noch nichts von dem festen Entschlusse der Tochter. „Und hätte ich hundert Väter und hundert Mütter gehabt, und wäre ich Königstochter gewesen, da es Gott gebot, musste ich fort", hat sie in Rouen gesagt.

Sie liess sich nun von ihrem Oheim zu Baudricourt nach Vaucouleurs führen, die erste Unterredung fand am 13. Mai 1428 statt; sie wusste, dass er sie abweisen würde, ihre „Stimmen" hatten ihr gesagt, dass es ihr erst beim dritten Male gelingen würde. Der Hauptmann war ein rauher Kriegsmann, der auf nichts als seinen Degen zählte; er wusste nicht was er sagen sollte, als er das Bauermädchen in ihrem groben rothen Dorfkleide vor sich sah und mit fester Stimme erklären hörte: „sie käme von ihrem Herrn gesandt, um dem Dauphin zu melden, dass dies Königreich des Herrn sei, dass aber der Dauphin zum König bestimmt sei und dass sie ihn würde salben lassen." Denn so lange Karl VII. nicht das heilige Oel in Reims erhalten hatte, galt er ihr nur als Dauphin. Auf den Seelenkampf im Elternhause folgte hier der Widerstand des ungläubigen Kriegsmannes. Hatte doch Baudricourt zu ihrem Oheim, der ihn einmal allein sprach, gesagt, er solle sie tüchtig geohrfeigt zu ihren Eltern heimführen. So kam der Januar 1429 heran, Johanna beklagte sich: „und doch muss ich noch vor Mittfasten bei dem Dauphin sein, müsst' ich mir auch, um zu ihm zu kommen, die Beine bis zu den Knieen ablaufen; denn es ist keine Hülfe für ihn als ich, obgleich ich lieber bei meiner armen Mutter am Spinnrocken bliebe, denn das ist ja eigentlich nicht meine Arbeit, aber ich muss gehn und es verrichten, denn mein Herr will es." Und wer ist euer Herr? fragte sie ein Ritter. — „Gott ist es!"

So frommes Vertrauen, so rührend gläubige Hingabe bewegte endlich das Volk; zuerst hatte die Frau des Wagners Leroyer, bei dem sie eingekehrt war, sie lieb gewonnen, dann ergriff die Begeisterung das ganze Volk, zwei Edelleute hatten sich ebenfalls an Johannen angeschlossen, Ritter Jean de Novelempont, genannt de Metz, und Bertrand de Poulengy, Schildknappe. Bisher hatte die Furcht vor der Lächerlichkeit Baudricourt abgehalten, Johannens Erbieten für Ernst zu nehmen, er hatte daher bei Karl in Chinon anfragen lassen; als nun die Genehmigung kam, als das Volk selbst drängte, als Johanna endlich noch die Niederlage bei Rouvray auf den bestimmten Tag verkündet hatte, da liess er sie abziehen, er gab ihr nur ein schlechtes Schwerdt mit, liess ihre Begleiter schwören, sie gut und sicher zu führen und sprach dann: „advienne que pourra, nun mag geschehen was da mag." Ihre Begleiter waren die eben genannten Jean de Metz und Bertrand, des Königs Bote Colet de Vienne, zwei Bogenschützen und Johannens Bruder Pierre. Die Bürger von Vau-

couleurs aber besteuerten sich sie auszurüsten, ihr Oheim und noch ein Freund, Jacques Alain, kauften ihr ein Pferd.

So zog sie fort, um den 20. Februar 1429, mitten in das von Kriegsbanden unsicher gemachte Land hinein, aber begleitet von den Gebeten und Segenswünschen des Volkes von Vaucouleurs. Unter den Basreliefs, die ihr Denkmal zu Orleans schmücken, ist vielleicht diese Scene die ergreifendste. Noch einmal hatte Johanna brieflich ihre Eltern um Verzeihung bitten lassen, jetzt gehörte sie dem Volke an.

b) Chinon.

Mit ruhiger, wahrhaft erhabner Heiterkeit durchzog sie das bald wüste, bald unsichere Land. Sie trug nun männliche Kleidung, um sie nie wieder abzulegen, dies enganschliessende Gewand war der äussere Schutz ihrer Weiblichkeit, aber es umgab sie noch ein anderer fast noch sicherer, eine unsichtbare Schranke, gezogen von einer heiligen Scheu, die sie einflösste, und doch war sie jung und anmuthig schön; der jüngste der beiden Edelleute, die sie geleiteten, hat erklärt, dass, obgleich er neben ihr schlief, ihm niemals der Schatten eines bösen Gedankens gekommen sei. Sie selbst war zu rein, um nur je einen solchen Argwohn zu hegen. Dabei bewahrte sie fortwährend ihre kindliche Frömmigkeit, in jeder Stadt wollte sie anhalten, um die Messe zu hören; ihre Begleiter verliess manchmal der Muth; „habt keine Angst, hatte sie schon beim Abschied in Vaucouleurs gesagt, Gott bahnt mir meinen Weg, dazu bin ich geboren." Und wenn die Begleiter sie antrieben, sich nicht so lange aufzuhalten, so beruhigte sie dieselben mit den Worten: „Meine Brüder aus dem Paradiese sagen mir, was ich zu thun habe."

Bei Gien ging sie über die Loire, unterwegs betete sie in der Kirche der h. Katharine zu Fierbois, einem zehn Stunden von Chinon entfernten Dorfe; am 6. März 1429 kam sie in Chinon am rechten Ufer der grünfarbigen Vienne an, noch stehen die Ruinen des grossen Schlosses über der Stadt, in welchem der König Hof hielt. Man zögerte zwei Tage lang, ehe man sie empfing. Wie Baudricourt, so fürchtete auch der König sich lächerlich zu machen. Seine Lage war verzweifelt, er schien verloren, und in solchen Fällen greift man allerdings zu jedem Mittel; aber war denn dies eine Hülfe, was sich anbot? Es war ja nichts als ein Bauermädchen, und dem soll man die Führung des Kriegs überlassen? Ganz Europa musste ja lachen über einen so lächerlichen Gedanken. Sie sagte sich freilich von Gott gesandt, und in jener wundergläubigen Zeit war das von Gewicht. Wer aber bürgte für die Wahrheit? Wenn sie nun mit den bösen Mächten im Bunde stand? Der Erzbischof von Reims selbst, Kanzler

des Reichs, war gegen den Empfang; dafür wahrscheinlich die Königin, deren Mutter und der Herzog von Alençon, der, eben erst aus der Gefangenschaft befreit, Eile hatte sein von den Engländern besetztes Herzogthum wieder zu gewinnen.

Am 9. März empfing sie der König, mit möglichst grossem Prunk; etwa um sie ausser Fassung zu bringen, sie zu prüfen? Es war Abends; fünfzig Fackeln erleuchteten den Saal, alle Herren und Ritter waren versammelt, Jeder war neugierig das Wunder zu sehen. Sie trat ein, ein noch nicht achtzehnjähriges schönes Mädchen; bescheiden war ihr Auftreten vor der glänzenden Menge; auf den ersten Blick erkannte sie den König aus den vornehmen Herren, unter die er sich absichtlich gemengt hatte, und obgleich er anfangs leugnete, dass er der König sei, umfasste sie seine Kniee, und sprach: „Edler Dauphin, mein Name ist Johanna, die Jungfrau; der König der Himmel thut Euch kund durch mich, dass Ihr in der Stadt Reims gesalbt und gekrönt werden sollt uud dass Ihr der Statthalter des Königs der Himmel, der da ist der König von Frankreich, sein werdet.“ Sie hatte den König vorher nie gesehen. Diese ganze geschichtliche Erscheinung ist ein ewiger Protest gegen die rohe Stofflehre, die das selbständige Dasein des Geistes leugnet. Der König nahm sie hierauf bei Seite, nach einer kurzen Unterhaltung kamen sie zurück „mit verändertem Gesicht“; sie hatte das Geheimniss seines Herzens erforscht und ihn über die Rechtmässigkeit seiner Geburt beruhigt: „Von meinem Herrn sage ich Dir, dass Du der wahre Erbe Frankreichs und Sohn des Königs bist.“

Zu dem allgemeinen Erstaunen gesellte sich eine Art Scheu, ja Furcht, da die erste Vorhersagung, die ihr entfiel, auf der Stelle in Erfüllung ging. Ein alter Kriegsknecht, der sie schön fand, drückte sein böses Gelüst unter einem gottesleugnerischen Fluche aus. „O,“ sagte sie, „du leugnest ihn und bist so nahe deinem Tode.“ Bald darauf fiel er in's Wasser und ertrank. Wie drückte sich die Unschuld und das gute Herz in diesen Worten zugleich aus! Den bösen Gedanken des Mannes scheint sie gar nicht verstanden zu haben, sie hat nur Mitleid mit seinem schrecklichen Ende.

Aber so gläubig wie die Zeit war, so abergläubisch war sie auch. Man fragte, ob nicht etwa der Teufel Johannen Alles eingäbe, und so sollten denn die Bischöfe entscheiden. Diese aber zogen es vor, den Doctoren und Professoren der Theologie der Universität Poitiers die Untersuchung zu überlassen. Dieselben versammelten sich und Johanna setzte sich vor ihnen auf die Bank. Mit einer Einfachheit und Grösse, die Alle ergriff, erzählte sie ihre Geschichte. Da frug sie ein Dominikaner: „Wenn Gott Frankreich erretten will, braucht er doch keine Kriegsleute.“ Ruhig und ohne alle Verwirrung antwortete sie: „Mein

Gott, die Kriegsleute werden sich schlagen und Gott wird den Sieg verleihen.“ Ein anderer, etwas mürrischer Theolog, der Professor Séguin aus dem Limousinischen, frug sie in dem schlechten Französisch seiner Provinz, welche Sprache denn ihre „Stimmen“ sprächen. Johanna, etwas gereizt durch all' die abgeschmackten Spitzfindigkeiten, vergass sich und sagte: „Eine bessere als die Eure.“ „Glaubst Du an Gott?“ rief da zornig der gelehrte Herr; „Gott will nicht, dass man dir ohne Zeichen glaube.“ „Ich bin nicht nach Poitiers gekommen,“ war ihre Antwort, „um Zeichen und Wunder zu thun; mein Zeichen wird sein, dass ich die Belagerung von Orleans aufhebe.“

Alle Gelehrsamkeit ward zu nichte vor dieser gotterfüllten Einfalt; sagt doch der Dichter der Jungfrau selbst: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth. Wie überall, so übertönte auch hier die Stimme des Volkes alle Zweifel. Frauen und Mädchen besuchten sie im Hause der Frau des Parlamentsadvokaten, bei der sie wohnte, den Frauen folgten die Männer und alle die vertrockneten Gesetzeskundigen vergossen Thränen, wenn sie mit ihr gesprochen hatten, und riefen aus: „Dieses Mädchen ist von Gott gesandt.“ Und als die Herren Gelehrten von der Universität sie noch einmal examiniren wollten, da sprach sie: „Nun hört einmal, es steht in dem Buche Gottes mehr als in den euren; ich weiss nicht A noch B, aber ich komme von Gott, um Orleans zu befreien und den Dauphin in Reims salben zu lassen. Aber vorher muss ich erst noch an die Engländer schreiben, Gott will es so.“ Und nun dictirte sie den Schriftgelehrten einen Brief, worin sie die Engländer von Gottes wegen aufforderte in ihr Land zurückzukehren.

Das hatten die Priester zuletzt zugestanden, dass Gott sich zuweilen einer Jungfrau bedient habe, um seinen Willen kundzuthun; der Teufel aber konnte mit einer reinen Jungfrau kein Bündniss schliessen. An dem heiligen Geiste, der Johannen erfüllte, war die Gottesgelahrtheit bankrott geworden, nun sollte der physische Zustand Alles entscheiden. Die Königin von Sicilien, Schwiegermutter des Königs, entledigte sich mit einigen würdigen Damen der lächerlichen Aufgabe, um die Herren Theologen zu beruhigen; sie konnte nur die Reinheit der Jungfrau bestätigen.

Nun kam Johanna nach Chinon zurück, wo sie ausser dem flüchtigen Bischof von Orleans Ritter und Herren aus der Stadt vorfand, die um Hilfe drängten. Die Gefahr hatte den Gipfel erreicht, so entschloss man sich denn. Die Jungfrau wurde ausgerüstet; sie verlangte ein Schwert, das hinter dem Altar in der St. Katharinenkirche zu Fierbois (südlich von Tours) liege, es sei an fünf Kreuzen auf

der Klinge erkenntlich; man fand auch am bezeichneten Orte ein ganz verrostetes Schwert, und als man den Rost abwischte, traten die Kreuze hervor. Die Sage ging, es sei das Schwert Karl Martells gewesen, der auf diesen Ebenen mit ihm die Araber geschlagen und es dann zum Danke der hl. Katharina geweiht habe. Im Spätsommer 1869 besuchte ich die künstlerisch restaurirte Kirche zu Fierbois, über dem Altar sah ich ein schwarzrothgoldnes Wappen, es waren die alten deutschen Reichsfarben; war doch auch Karl Martell ein Germane! Eine plötzliche siegessichere Ahnung durchzuckte mich vor dem Altar, wo einst auch Johanna gebetet hatte; noch nicht zwei Jahre später, war der schwarzrothgoldene Traum der Burschenschaft, der ich angehört habe, erfüllt und das deutsche Reich unter der schwarzweissrothen Fahne wieder erstanden!

Man gab der Jungfrau ein militärisches Gefolge, den bejahrten würdigen Ritter Jean d'Aulon zum Schildknappen, den jungen Louis de Contes mit dem deutschen Beinamen Immergut zum Pagen, zwei Herolde, einen Hausmeister und zwei Diener; zum Feldpriester wählte sie sich den Augustinermönch Jean Pasquerel; ihr Bruder Pierre blieb bei ihr.

Jetzt nahm sie Abschied vom König. In Blois gaben sich die verschiedenen Hauptleute Stelldichein. Auf dem Wege nach Tours wollte Johanna, aus Dankbarkeit für das freundliche Entgegenkommen des Herzogs von Alençon, dessen Mutter und Gattin sehen, letztere war in grossem Kummer um ihren Gatten, mit herzlichem Tone versprach ihr Johanna, ihn ihr wohlbehalten zurückzubringen. Später, mitten im Kampfe, erinnerte sie den Herzog daran.

In Tours liess sich Johanna auf den Rath ihrer „Stimmen" eine Fahne von weissem Linnen machen und darauf von dem Maler Poulvoir (Johanna hatte Freundschaft mit der Tochter des Malers geschlossen und liess sie auf Kosten der Bürger von Tours verheirathen) auf der einen Seite Lilien, auf der andern Gott malen, wie er auf einem Regenbogen mitten in den Wolken sitzt und die Welt hält, vor ihm zwei Engel, deren einer ihm eine Lilie entgegenhält, darunter die Worte Jhesus Maria. Eine Nachbildung dieser Fahne wird alljährlich zum Feste der Jungfrau in Orleans getragen.

So war Alles bereit, es galt nur noch das Heer zu reinigen zum Werke der Erlösung. In dem langen Kriege war es verwildert; die Dirnen, von denen das Lager wimmelte, wurden vertrieben; die Kriegsleute fluchten wie die Teufel, die Jungfrau verbot es und verlangte, dass sie beichteten; die wilden Thiere wurden zahm wie Lämmer und gehorchten. Der tolle Gascogner La Hire, den wir schon von Montargis her kennen — es war zum Lachen und doch rührend — that sich arge Gewalt an, um die Flüche hinterzuschlucken,

Digitized by Google

die ihm über die Lippen wollten. Die gute Johanna sah es und hatte Mitleid mit dem bekehrten Sünder, sie erlaubte ihm, „bei seinem Stock“ zu schwören. Solche Gewalt übte das noch nicht achtzehnjährige Mädchen über im rohen Kriegstreiben verhärtete Haudegen. Es sind das alles von Zeitgenossen beglaubigte Thatsachen. Keine Kritik, kein Spott kann dagegen aufkommen.

Zuletzt liess sie in dem lachenden Gelände des Loirethals, unter dem milden Himmel der Touraine, einen Altar aufstellen und nahm das hl. Abendmahl und die Kriegshauptleute thaten wie sie. Es war Frühling, wo Alles sich verjüngt, Alles sich erneut; auch die alten Haudegen wurden wieder jung, sie begannen nun ein neues Leben zu führen. Durch die sittliche Zucht wurde das Heer wieder mit Kraft und Zuversicht erfüllt, wieder siegesfähig gemacht.

Und nun zog man zum Kampf. Die Jungfrau hatte einen schönen Traum genährt; sie hatte, von Chinon aus, den Herzog von Bedford und mit ihm ganz England aufgefordert, sich mit Frankreich zu versöhnen und an einem allgemeinen Triumph des Glaubens mitzuwirken. Dem egoistischen Engländer fiel das nicht ein. Auch der Verfasser dieser Skizze hatte nach 1859 einen ähnlichen schönen Traum gehegt; in einem offenen Briefe an Lamartine hatte er Frankreich mit dem Gedanken der deutschen Einheit versöhnen wollen und es aufgerufen, gemeinsam mit Deutschland an dem Werke der allgemeinen Civilisation zu arbeiten. In demselben Orleans, dessen heldenhafte Wehr gegen den fremden Eroberer der Verfasser hier feiert, ward er bitter enttäuscht.

O, ihr Franzosen, wie undankbar seid ihr gegen Gott, der euch durch die Hand der Jungfrau so sichtbar gerettet hat! Wollt ihr denn nicht einsehen, dass ihr 1870 Deutschland ganz dasselbe Schicksal bereiten wolltet, wie dasjenige, das 1429 England über euch zu verhängen gedachte? Dass ihr es unternahmt, euch in die inneren Angelegenheiten eines Nachbarvolkes zu mischen, das nun einmal nur durch Preussen — ein Glied Deutschlands! — zu seiner Einheit gelangen kann? Dankt ihr so Gott und der Jungfrau, dass ihr das böse Joch, von dem ihr 1429 befreit wurdet, dem deutschen Nachbar auferlegen wolltet? O über euch Verblendete! Und wenn nun das von euch muthwillig angegriffene Volk, das — glaubt es nur! — einmüthig den preussischen Führerfahnen gefolgt ist, euern Anfall zurückwirft und nothgedrungen euch in das Innere eures Landes folgt, um einen Frieden zu erzwingen, der ihm Bürgschaft gegen die Gefahr eines neuen Angriffs bietet, dann protestirt ihr vor Europa gegen die Invasion als einen Greuel gegen alles Völkerrecht, ihr, die ihr länger als ein Jahrzehnt Deutschland mit allen Greueln der Invasion verwüstet habt, die ihr kurz vorher die Invasion von Mexiko

auf euer Gewissen geladen hattet! Und doch singen die Schulkinder bei euch:

Cet animal est très-méchant;
Quand on l'attaque, il se défend.

Deutschland vertheidigte sich, weil ihr es angrifft, und ihr spielt den unschuldig Verfolgten. An dem Beispiel der Jungfrau von Orleans hat Deutschland gelernt, seine nationale Unabhängigkeit zu wahren. O lernt doch an eurer eigenen Geschichte das nationale Recht anderer Völker achten! Statt Johanna, das fromme Opfer der Vaterlandsliebe, erst heilig sprechen zu wollen, sie die es längst war, aber in einem höheren reineren Sinne als dem des römischen Priesters, heiligt euch selbst und versöhnt euch mit dem Nachbarvolk, das in gemeinsamer Verehrung eurer Heiligen nur Frieden will.

c) Von Orleans nach Reims.

Am 27. April (1429) war die Jungfrau mit den Entsatztruppen und dem Proviant an Vieh und Getreide aus Blois abgezogen, dem Zuge voran ging ihr Kaplan mit den übrigen Priestern, die ein eigenes Banner trugen. Des Weges unkundig hatte sie sich den Kriegshauptleuten überlassen. Da die meisten Verschanzungen der Engländer auf der Nordseite von Orleans, dem rechten Ufer, lagen, so hatten dieselben, einverstanden mit dem Bastard, vorgezogen, auf dem linken Ufer der Loire nach Orleans zu ziehen. Am 29. April war das Heer auf den Höhen des romantischen Loiret, Nebenfluss der Loire, eine Stunde südlich, angekommen, und Johanna erblickte von hier aus zum ersten Mal die Thürme der Stadt, deren Name sich auf ewig mit dem ihren verbinden sollte. Sie hatte bisher geglaubt, dass sie geradeswegs auf Orleans marschire nnd sah nun, dass man sie getäuscht hatte. Als daher der Bastard, der mit mehreren Rittern und Herren die Loire oberhalb Orleans passirt hatte, um sie einzuholen, auf sie zuritt, rief ihm die Jungfrau zornig zu: „Seid Ihr der Bastard von Orleans?“ — „Ich bin's,“ antwortete der Prinz, „und freue mich Eurer Ankunft.“ — „Habt Ihr den Rath gegeben,“ fragte Johanna wieder, „dass ich auf diesem Ufer kommen sollte, statt geradeswegs hinzuziehen, wo Talbot und die Engländer sind?“ — „Ich und Andere, klüger als ich, haben ihn gegeben, wir glaubten sicherer zu gehen.“ — „Beim Namen Gottes,“ erwiderte sie, „der Rath Gottes unseres Herrn ist klüger als der Eure. Ihr habt geglaubt mich zu täuschen und Ihr habt Euch selbst getäuscht, denn ich bringe Euch die beste Hilfe, die jemals einer Stadt gekommen ist, die Hilfe des Königs des Himmels, der nicht will, dass die Feinde zu gleicher Zeit die Person des Herzogs und seine Stadt haben.“

Digitized by Google

Man erkennt bald, dass Johanna Recht hatte und dass die „klugen“ Feldherrn einen Fehler begangen hatten. Erstens war der Wind zuwider und die Schiffe konnten nicht stromaufwärts fahren; so war der ganze Proviantzug der Gefahr ausgesetzt von den Engländern überfallen zu werden. Zwar verkündet Johanna, dass der Wind sich bald drehen werde, was auch geschah; als aber die Schiffe ankamen, waren sie bei weitem nicht zahlreich genug, um den ganzen Zug mitzunehmen; nur der Proviant wurde eingeschifft, die Truppen mussten wieder nach Blois zurück, wo die einzige noch freie Brücke war und mussten nun doch auf dem rechten Ufer ihren Marsch nehmen. Johanna wollte sie nicht verlassen und mit ihnen zurückgehen, aber der Bastard und die Schöffen der Stadt baten sie, mit ihnen zu ziehen, sie wagten es nicht ohne sie heimzukehren. So springt sie denn mit entfalteter Fahne in den Kahn und fährt hinüber nach dem Flecken Chécy, wo seit einiger Zeit der Jahrestag dieser Ueberfahrt festlich begangen wird. Im nahen Schlösschen Reuilly, das heutzutage einem Abkömmling des Schatzmeisters Boucher, Johannens Wirth in Orleans, gehört, rastete Johanna bis zum Abend, um dann, wie schon geschildert, unter dem Jubel des Volkes in die Stadt einzuziehen.

Wie sehr die Jungfrau ferner Recht gehabt hatte sich zu beklagen, geht aus dem Eindruck hervor, den ihr Erscheinen auf die Engländer gemacht; bestürzt über dieses fremdartige, übernatürliche Ereigniss hielten sie sich in ihren Verschanzungen (Bastillen) eingeschlossen, sahen dem Zuge der Jungfrau wie betäubt zu und wagten nicht sie anzugreifen; kaum fielen von der Bastille St. Loup auf dem rechten Ufer ein paar verlorene Schüsse auf die Schiffe. Sicher wäre der ganze Zug unbehelligt geblieben.

So war Johanna denn, gehorsam den himmlischen „Stimmen“, auf dem Kampfplatze angekommen, und sie sollte nun ruhig abwarten, bis ihr Entsatzheer aus Blois nachgezogen kam? Gleich am folgenden Morgen, Sonnabend 30. April, eilt sie zum Bastard und verlangt den Sturm auf die englischen Bastillen, aber sie muss sich, mit Widerwillen, der Vorsicht des Kriegsraths fügen. Nun eilt sie auf die Brücke, an deren Ende das Bollwerk der „Thürme“ steht, und von der diesseitigen Verschanzung aus ruft sie über den abgebrochenen Brückenbogen hinüber die Engländer im Namen Gottes auf, sich zu ergeben. Diese lachten sie aus und hatten doch im Grunde Angst vor ihr, die sie für eine Zauberin hielten, und ihr Befehlshaber, der rohe Glasdale, schimpfte sie und fragte, wie sie glauben könne, dass er sich einem Weibe ergeben werde.

Am Abend desselben Tages schickt sie ihre Herolde, Guienne und Ambleville, zu Talbot, der die Bastille St. Laurent am rechten

Ufer stromabwärts befehligte, sie verlangte Antwort auf ihren Brief aus Blois und forderte abermals Aufhebung der Belagerung. Ambleville kehrt allein zurück und berichtet, dass die Engländer seinen Gefährten zurückbehalten hätten, um ihn lebendig zu verbrennen. Das war Talbots Antwort. Johanna und der Bastard schicken Ambleville zurück, der Bastard mit der Drohung alle gefangenen Engländer zu verbrennen; bald auch kommt Ambleville wohlbehalten mit Guienne zurück.

In der Stadt aber wuchs täglich die Begeisterung für die Jungfrau und die Zuversicht der Bürger. Die Sittsamkeit Johannens, die Bescheidenheit ihrer Rede, ihre innige und doch ungezwungene Frömmigkeit hob sich von dem rauhen Kriegsgewirr wie eine himmlische Vision ab. Jeden Morgen hörte sie die Messe und empfing das h. Abendmahl; man hatte bemerkt, wie bei der Erhebung der Hostie ihr Auge in Thränen schwamm; frug man sie nach dem Geheimniss ihrer Sendung, so begnügte sie sich mit den einfachen Worten, die auf ihr Reiterstandbild zu Orleans eingegraben sind: „Der Herr hat mich gesandt eure Stadt zu befreien" (Messire m'a envoyée pour délivrer votre ville). Alles strömte in ihre Wohnung, aber sie blieb gern zurückgezogen, für sich allein. Und da es, 1. Mai, Sonntag war, so brach das Volk fast die Thüre ein; da entschloss sie sich, sich der Menge zu zeigen und ritt, begleitet von mehreren Rittern und Knappen, durch die Stadt, um durch ihre edle Haltung alle Herzen nur noch mehr einzunehmen. Das feste Gottvertrauen, die heilige Siegesgewissheit ihrer Seele, sie hatte beides dem Volke eingeflösst, das an sie glaubte wie an eine Gottgesandte, und das war das Zeichen und Wunder, das sie in Poitiers versprochen hatte und in Orleans vollbrachte. An diesem Tage eilte sie aufs Neue hinunter zur Brücke und rief abermals die Engländer auf, sich zu ergeben, aber wie das erste Mal antworteten sie mit groben Schmähungen; es war der dunkle Schatten ihres jammervollen Endes, der mit diesen Worten aus der Ferne auf diesen Sonntag fiel.

Am selben Tag verliessen der Bastard und mehrere Ritter und Herren die Stadt, um die Truppen in Blois zur Eile anzutreiben; ein Ausfall, geleitet von der Jungfrau und La Hire, deckt den Abzug des Bastards. Und die Reise war nicht überflüssig gewesen, denn, wie man bald darauf erfuhr, hatte der Erzbischof von Reims und Andre mit ihm gerathen, den Zug nach Orleans nicht zu riskiren, sondern die Truppen lieber in die verschiedenen Plätze zu vertheilen. So handelten fortwährend die Würdenträger der Kirche treulos gegen Johanna, zwar der Bischof von Orleans, der seine Stadt zaghaft verlassen hatte, war von Geburt ein Schottländer, aber der von Reims war der Kanzler von Frankreich, der berufen war nach dem Siege

der Jungfrau, Karl den Siebenten zu salben: und heute, nachdem die Jungfrau den Bischöfen zum Trotz nur durch die Kraft ihres eigenen individuellen Glaubens gesiegt hat, will ein Bischof sie unter die Heiligen „der Kirche" einreihen!

In dieser Zwischenzeit sorgten die Bürger der Stadt auch für die Kleidung Johannens; die Herren vom herzoglichen Rath schenkten ihr eine Robe (Männertracht) vom feinsten Brüsseler Karmesintuch und eine dunkelgrüne huque (Waffenkutte), beides die Farben des Hauses Orleans, das in glücklichen Tagen hellgrün, im Unglück dunkelgrün trug; die Bürger fügten ausser andern Geschenken die Nesselstickereien hinzu, die zu den herzoglichen Abzeichen gehörten. Da Johanna im königlichen Rathe und stets in der Gesellschaft der obersten Feldherren war, so musste sie auch ihrer Umgebung gemäss gekleidet sein. Uebrigens — war es ein künstlerisches Wohlgefallen? war es ein Hauch von weiblicher Koketterie? denn die Weiblichkeit trat immer in ihr hervor — sie gefiel sich in schöner Rüstung, fand ein gewisses Wohlgefallen daran zu Ross zu sitzen und sah sich gern in eleganter Umgebung. Aus den Anklageacten zu Rouen lernt man alle Theile ihrer Rüstung kennen und erfährt auch, dass sie die Haare, um den Helm aufsetzen zu können, rund nach Art der Pagen hatte schneiden lassen.

Tag für Tag ist nun Johannens Thätigkeit verzeichnet. Am 2. Mai reitet sie aus der Stadt, begleitet von der Masse des Volkes, um die Bastillen der Engländer zu besichtigen; letztere, wie vor Schrecken erstarrt, rühren sich nicht, ebensowenig am 4. Mai, als der Bastard mit den Entsatztruppen aus Blois heranrückt und Johanna mit fünfhundert Streitern ihm entgegenzieht. Als der vereinigte Zug sich der Stadt nähert, Johannens Kaplan mit den Priestern und ihrer Fahne voran, stimmen sie Alle geistliche Hymnen zu Ehren der Jungfrau Maria an und ziehen Angesichts der Feinde, unbehelligt von ihnen, in die Stadt ein. Man versprach den neu angekommenen Truppen noch für den Nachmittag den Sturm auf die Bastille St. Loup, stromaufwärtsgelegen, die stärkste auf dem rechten Ufer; Johanna dagegen verabredete mit dem Bastard einen Ausfall nach Norden gegen den heranziehenden Falstaff; dann warf sie sich, nach der Mahlzeit, auf ihr Lager etwas Ruhe zu schöpfen. Jählings, geweckt durch ihre „Stimmen", steht sie auf, ruft ihren Pagen und sagt: „Blutiger Knabe, und du sagtest mir nicht, dass das Blut Frankreichs vergossen wird?" In aller Eile rüstet sie sich mit Hülfe der Frau des Schatzmeisters und deren Tochter, springt zu Ross, ergreift ihre Fahne, die man ihr durch das Fenster reicht, und sprengt, dass die Funken vom Pflaster sprühen, nicht nach Norden, wie verabredet war, sondern nach Osten, dem burgundischen Thore zu. Es war, wie ihre Seele ihr geweissagt;

die neuen Truppen hatten, ohne den Befehl abzuwarten, den Sturm unternommen. Schon brachte man der Jungfrau einen Verwundeten entgegen, sie hielt an; „ich habe nie, rief sie aus, französisches Blut fliessen sehen, ohne dass mir die Haare su Berge standen.“ Schon weichen die Franzosen, die Jungfrau führt sie aufs Neue vorwärts. Talbot will aus der Bastille St. Laurent, der westlichsten stromabwärts, den Seinen zu Hülfe kommen, ein Ausfall aus der Stadt hält ihn auf, da zeigt ihm der dicke Rauch von St. Loup an, dass Alles verloren; dort aber wüthet der Kampf, und die Franzosen, erbittert durch den langen Widerstand, wollen zuletzt Alles niedermetzeln, bis die Jungfrau einschreitet und die Gefangenen unter ihren Schutz nimmt. Unter Jubel kehrten die Truppen zurück und die Glocken läuten von allen Thürmen.

Am 5. Mai ruhten die Waffen, es war Himmelfahrtsfest. Im Hause Bouchers, Johannens Wohnung, wurde Kriegsrath gehalten; die Jungfrau weilte bei der Hausfrau, die alten Kriegshauptleute sträubten sich, von einem Mädchen Rath anzunehmen, sie beschlossen in ihrer Abwesenheit einen Scheinangriff auf die Bastille St. Laurent, um die Engländer jenseits der Loire heranzulocken und dann auf die geschwächten Verschanzungen des linken Ufers zu fallen. Man liess die Jungfrau rufen und gestand ihr den ersten Angriff, verschwieg ihr aber den weitern Plan. Aber sie errieth, was man ihr verheimlichen wollte, zornig schritt sie im Zimmer auf und ab, dass die alten Graubärte verwirrt und stumm dastehen und der Bastard ihr die Wahrheit bekennen muss. Sie giebt sich zufrieden und erklärt sich einverstanden. Aber noch einmal versucht das mildherzige fromme Mädchen das Werk der Versöhnung, an einen Pfeil gebunden lässt sie der Besatzung in „den Thürmen“ eine neue Aufforderung zur Ergebung zuschleudern, die Antwort bestand wie gewöhnlich in Schmähungen gegen „die Dirne der Armagnacs“. Da vergoss Johanna bittere Thränen, aber bald erhebt sie sich getröstet, „denn, sagte sie, ihr Herr hatte zu ihr gesprochen“; sie rüstet sich auch zum Sturm auf den folgenden Tag und empfiehlt ihrem Beichtvater früh aufzusein, damit sie erst beichten könne.

Aber über Nacht — warum? ist nicht erklärt — hatte sie ihren Plan geändert, statt nach Westen auf St. Laurent, sprengt sie am Morgen des 6. Mai auf das burgundische Thor zu, erzwingt vom Gouverneur den Durchzug für sich und die ihr rasch folgenden Streiter, und die Feldherrn waren gezwungen ihr zu folgen. Man setzt über den Strom, um die Bastille des Augustinerklosters anzugreifen. Die Feste war stark und die ersten Angreifer wichen zurück, aber wo die Jungfrau ist, da heisst es: Vorwärts und siegen! Grosse, ritterliche Thaten geschehen, der ganze Tag geht drauf, aber am Abend ist

die Feste genommen und besetzt. Johanna will auf den erstürmten Mauern übernachten, um mit frühem Morgen „die Thürme“ anzugreifen; aber die Anstrengung hat sie erschöpft und man führt sie in ihre Wohnung zurück. Noch am selben Abend erfährt sie, dass die Feldherrn in ihrer Klugheit abermals zur Vorsicht rathen und den Sturm auf „die Thürme“ verschieben wollen. Sie aber antwortet: „Ihr seid in Eurem Rath gewesen und ich in meinem; glaubt sicher, dass der Rath meines Herrn in Erfüllung gehen wird, der Eure aber nicht.“ Zu ihrem Kaplan aber hat sie gesagt: „Haltet euch morgen bei Zeiten bereit, denn ich werde viel zu thun haben, mehr als je, und mein Blut wird fliessen.“

Die ganze Nacht über geht Boot um Boot von einem Ufer zum andern, so bricht der Tag der Entscheidung an, der 7. Mai, ein Sonnabend. Vor Sonnenaufgang ist die Jungfrau gerüstet, die Feldherren verharren hartnäckig auf Einstellung des Kampfes, aber nicht sie sind mehr Befehlshaber. Der Jungfrau, dem Mädchen von achtzehn Jahren, gehorcht die Stadt, gehorcht das Heer. Die Bürgerschaft hatte Rath gehalten und die Jungfrau angegangen, die Sendung, die sie von Gott und auch vom König erhalten hatte, zu erfüllen. Und sie verspricht es, lässt zum Aufbruch blasen und steigt zu Ross. „En nom Dé, je le feray, et qui me aimera si me suyve! ruft sie; im Namen Gottes, ich werde es thun, und wer mich liebt, folge mir auch!“ (Bericht der zeitgenössischen Chronik). Als sie das Haus verlassen will, bringt ein Fischer eine Else (Maifisch); „hebt sie auf für heute Abend, sagt sie lächelnd, ich bringe euch einen Godon (goddam, nach dem englischen Fluch: einen Engländer) mit, um sie mit uns zu verzehren.“ Dann eilt sie fort, lässt sich das Thor öffnen und setzt über den Strom. Die Einschliessung, der Angriff beginnt; jetzt weigert sich Keiner mehr, die Feldherren sind folgsam, wie der einfachste Bürgersmann, aber auch die Vertheidigung ist verzweifelt. Unsagbar ist, was die Stadt unaufhörlich an Kriegszeug herüberschickt, zwanzigmal wird gestürmt, zwanzigmal wird der Sturm abgeschlagen. Umsonst ruft die Jungfrau: „Muth! Muth! der Platz ist unser!“ Sie selbst wird am Halse verwundet; als sie ihr Blut fliessen sieht, fängt sie an zu weinen, aber nur einen Augenblick, „sie hatte die Stimme der h. Katharine vernommen.“ Und der Kampf beginnt wieder. Aber schon neigt sich die Sonne und noch hält das feste Werk, da sinkt den Tapfersten der Muth, der kühne Bastard selbst verlangt Aufschub auf morgen und lässt zum Rückzug blasen. Johanna eilt herbei, fleht ihn um einen Augenblick Geduld, übergibt ihre Fahne ihrem Schildknappen, springt auf ein Pferd und eilt in einen nahen Weingarten. Hier kniet sie nieder, bleibt eine halbe Viertelstunde in brünstigem Gebet und kommt voll Muth und Glauben zurück. „Sobald

ihr die Spitze meiner Fahne die Mauer berühren seht, ruft sie, dann stürmt vorwärts, der Platz ist euer.“ Und so geschieht's; sie fasst ihre Fahne, eilt vorwärts, flatternd im Winde schlägt der Fahnenwimpel an die Mauer, Jeder stürmt zu, die Sturmleitern werden angelegt, Johanna erscheint oben auf der Mauer und der letzte Kampf beginnt, er ist mörderisch. „Ergieb dich, ruft Johanna Glasdale zu, ich habe grosses Mitleid mit deiner Seele.“ Wuthschäumend wehrt sich dieser noch, während alle seine Streiter fallen und er will sich mit seinem Häuflein über die Zugbrücke in „die Thürme“ zurückziehen, aber ein Brandschuss hat die Brücke in Brand gesteckt und sie kracht unter den Fliehenden zusammen, Glasdale ertrinkt mit den Seinen in der Loire. Gleichzeitig unternahmen die Bürger einen Ausfall über die Brücke, überbauen unter dem Hagel der Geschosse den abgebrochnen Bogen, ein Gleiches thun mit riesenhafter Anstrengung und wunderbarer Schnelligkeit die Gefährten der Jungfrau mit der Zugbrücke und so ziehen gleichzeitig von beiden Seiten die Befreiten in „die Thürme“ ein. Noch ein letztes Gemetzel und der Sieg war entschieden. Dreizehn Stunden hatte der Kampf gedauert, von 6 bis 800 Engländern überlebten ihn kaum zweihundert, gering war der Verlust der Franzosen. Das erste Gefühl Johannens war ein religiöses, sie vergoss Thränen über das Seelenheil der Feinde, die jählings ohne Beichte starben. Nun aber begann der Triumphzug über die Brücke herein in die Stadt, Fackeln leuchteten ihm durch die Strassen, alle Glocken läuteten, unter Trompetengeschmetter, Jubelgeschrei und Segenswünschen wurde die Retterin heimgeleitet in ihre Wohnung; dort legte sie ihre Rüstung ab und setzte sich nach kurzer Pflege mit ihren Wirthen zu Tisch, nahm jedoch nur einige Brodschnitten in mit Wasser gemischten Wein zu sich. Drüben aber am linken Ufer der Loire, über der Ebene von St. Catharine de Fierbois hatte sich das Sternbild „der Jungfrau“ erhoben und leuchtete mit himmlischer Verklärung hernieder auf die treue Magd des göttlichen Willens.

In der Nacht räumen die Engländer die noch übrigen vier Bastillen. Am folgenden Morgen verkünden die Thurmwächter, dass sich das feindliche Heer auf dem Felde in Ordnung stellt. Johanna eilt herzu, der Bastard folgt ihr, nach und nach versammeln sich alle Truppen vor dem Thore, bereit zu Allem. Man fragt Johannen, was man zu thun hätte. „Wir haben die Messe zu hören,“ sagt sie, lässt einen Tisch bringen, denselben zum Altar schmücken und der Gottesdienst beginnt. Als er zu Ende, fragt sie, wohin die Engländer den Kopf wendeten. „Nach Meung zu,“ ist die Antwort. (Das Städtchen Meung, stromabwärts, war noch in den Händen der Engländer.) „Beim Namen Gottes, spricht die Jungfrau, sie ziehen ab, lasst sie

ziehen; wir wollen dem Himmel danken und sie nicht weiter verfolgen; denn es ist heute Sonntag.“ Da plötzlich weckt ein drolliger Vorfall ein allgemeines Gelächter. Ein Hauptmann, Le bourg de Bar (bourg bedeutet Bastard), war im Februar von den Engländern gefangen worden und Talbot hatte beim Abzug einem Augustinermönch, seinem Beichtvater, den Auftrag gegeben, ihn nach Meung zu führen. Der Gefangene, welcher Fussschellen trug, schützt dies vor, um langsamer zu gehen; als er in ziemlicher Entfernung von dem Heere war, würgt er den Mönch so derb, bis er ihn auf den Rücken nimmt und rittlings nach Orleans trägt. In patriotisch religiöser Begeisterung aber beschlossen Bürger und Truppen, unter ihnen Johanna, ihrer Wunde wegen im leichten Panzerhemd und umgeben von den Frauen der Stadt, den Tag durch eine feierliche Prozession, die seitdem bis auf den heutigen Tag, mit seltener Unterbrechung durch die Religionskriege und die Revolution, alljährlich erneuert wird.

So endete die Belagerung von Orleans, eine der denkwürdigsten, die die Geschichte kennt und noch zu sehr von den Historikern übersehen, denn von ihrem Ausgang hing das Geschick Frankreichs ab.

Das Eine Gebot ihrer himmlischen „Stimmen“ hatte Johanna erfüllt, es blieb ihr noch das übrig: den König nach Reims zu führen. Am 10. Mai verlässt sie Orleans und geht nach Loches, südlich von Tours, wo der König weilte, um ihn zu dem Zuge nach der Krönungsstadt zu drängen. Sie stösst auf neues Zögern, neuen Widerstand; er war nicht unbegründet. Noch hatten die Engländer eine Menge Plätze an der Loire inne, aus denen sie vertrieben werden mussten. Die Jungfrau fügte sich bald, ihr Beistand bei den neuen Unternehmungen war von unberechenbarem Werthe. Ehrerbietig neigten sich die Prinzen von Geblüt vor der naiven Würde und dem hellen Blick dieses doch so religiös begeisterten Bauermädchens; zwei bretonische Edelleute, die auf die Kunde von ihren Thaten dem Könige zu Hilfe geeilt waren, die Herren von Laval, schrieben von Selles am Cher am 8. Juni entzückt an ihre Mutter: „es ist etwas wahrhaft Göttliches um ihr ganzes Wesen“; das Volk aber vergötterte sie; man brachte ihr Rosenkränze, um sie durch ihre Hände weihen zu lassen, sie lächelte darüber und sagte: „legt nur selbst die Hände darauf; sie werden dann ebenso gut sein, als wenn ich es thäte.“

Der Feldzug an der Loire begann. Am 12. Juni fiel Jargeau; der Herzog von Alençon zögerte mit dem Sturm, es sei noch nicht Zeit, meinte er. „Es ist immer Zeit, sprach Johanna, wenn es Gott gefällt.“ — „Hast du Angst, artiger Herzog? fügte sie dann schelmisch lächelnd hinzu, weisst du nicht, dass ich deiner Frau versprochen habe, dich unverletzt heimzuführen?“ Wie konnte er solchen Worten

widerstehen? Der Sturm auf Jargeau war ein kleines Seitenbild zu dem auf „die Thürme“ in Orleans. Man bemerke aber wohl das Du, mit dem Johanna in ihrer erhabenen Kindlichkeit den königlichen Prinzen anredet, ihre ideale Begeisterung stellt sie den Höchsten gleich. Sie versöhnt die königliche Partei mit dem am Hofe verhassten Connétable Artus de Richemont, der ihr erst hat geloben müssen treu dem König zu dienen; mit seiner Hilfe wird Beaugency (bei Blois) am 17. Juni genommen; da verlassen die Engländer auch Meung und am 18. Juni werden sie bei Patay in der Beauce, ganz in der Nähe des Schlachtfeldes von Rouvray, so gründlich geschlagen, dass die Loire von jetzt an für immer von ihnen befreit bleibt. „Habt Jhr Alle gute Sporen?“ hatte Johanna den Herzog von Alençon und den Connetable gefragt, und als diese stutzig wurden, hinzugefügt: „Jhr werdet sie brauchen, um den Engländern nachzusetzen.“ Talbot selbst wurde an diesem Tage gefangen.

Während man sich aber der reichen Herren bemächtigte, von denen man ein gutes Lösegeld zu gewinnen hoffte, wurden die armen einfachen Kriegsleute niedergemetzelt. Gegen zweitausend Todte bedeckten das Schlachtfeld. Beim Anblick von so viel Leichen brach Johanna in Thränen aus, ihr kindliches Wesen liess sich auch im Kriegsgetümmel nicht ersticken. Ein französischer Soldat hieb neben ihr unbarmherzig einen armen Engländer nieder, der ihn um Gnade anflehte. „Böser Franzose!“ rief Johanna erschüttert aus. Sie sprang vom Pferde, richtete dem Verwundeten den Kopf auf, pflegte, tröstete ihn und erleichterte ihm seine Sterbestunde. Wie sticht das ab von der grausamen Mordscene bei Schiller, wo der junge Montgomery vergebens die Jungfrau um Erbarmen bittet!

Und nun wird der Triumphzug nach Reims unternommen, nicht ohne Zögern und Widerstand indessen von Seiten der Hofpartei. Bald heisst es, man müsse erst dieses Städtchen und jenes nehmen, bald räth man erst die Normandie zu säubern; nur Johanna sieht das Einzige was noth thut. Es gilt, dem Könige durch die Ceremonie in Reims vor dem Volke die Weihe zu geben, und sie drängt so lange, zeigt so bergeversetzendes Vertrauen, dass Karl endlich nachgiebt. Nachgibt? das Wort ist vielleicht noch zu stark. Das gläubige Volk, das aus allen Provinzen bei der Kunde von den Wundern der Jungfrau herbeiströmte, riss ihn mit sich fort, wie von einer Meereswelle bei steigender Fluth wird der matte schwankende Jüngling von dem Volksstrome gehoben und getragen, und doch, kaum hat er in den Zug nach Reims gewilligt, als die Jungfrau, die in Orleans gewesen war und neue Truppen gesammelt hatte, bei ihrer Ankunft in Gien am 26. Juni den Hof aufs Neue unschlüssig fand. Es ist unglaublich und widerlich zu erzählen, mit welchen Jämmerlichkeiten dieses

sich aufopfernde Mädchen zu kämpfen hatte.*) Vor jedem Mauerloch, worin ein paar Engländer staken, fürchteten sich die Herren vom Rath. Aus Aerger über diese armseligen Menschen verliess sogar Johanna den Hof und brachte zwei Tage ausserhalb der Stadt zu. Ein anderer Einwand war allerdings begründet, der königliche Schatz war leer, aber so begeistert war alles reisige Volk, vom Ritter bis zum letzten Bauern, dass Alle erklärten, sie wollten gern auf ihre Kosten marschiren, wenn die Jungfrau sie anführe. Hof und König mussten sich fügen. Man zog weiter. Neuer Aufenthalt. Die Stadt Troyes (5. Juli) schliesst ihre Thore und weigert auf des Königs und Johannens Briefe sich zu ergeben. Die Aengstlichen im Rathe des Königs machen wieder den Vorschlag sich an die Loire zurückzuziehen, es fehle ja an Geld und Geschütz. Johanna fleht den König an, sich nur drei Tage zu halten, in drei Tagen verspreche sie ihm die Stadt zu gewinnen, sei es durch Liebe oder durch Waffen. Man rüstet zum Angriff; es dauerte nicht drei Tage; der Schrecken, der von Orleans ausgegangen war, hatte auch die Bürger und Truppen von Troyes erfasst. Die Letzteren verlangen freien Abzug „mit Allem was sie haben"; der König gewährt ihn, ohne an die Gefangenen zu denken, die sie mit fortschleppen wollen. Das arme Kind vom Dorfe dachte ganz allein an ihre Landsleute, die Unterthanen und Soldaten des Königs, die sich für ihn geschlagen hatten; sie setzte ihre Lösung durch (9. Juli.)

Und nun wird wirklich der Zug ein Triumphzug; Châlons, aufgefordert von der Jungfrau „sich dem König des Himmels und dem artigen Dauphin Karl zu ergeben," öffnet Thore und Herzen (14. Juli); alle festen Plätze unterwegs thun dasselbe. Aus der Champagne und allen Grenzorten eilt das Volk herzu, darunter Landsleute Johannens, Bauern aus Domremy. Johanna erkennt sie, begrüsst sie freudig und sagt zu ihnen: „Ich fürchte nichts als den Verrath." Abermals ergreift Besorgniss den Hof, es fehlt ja an Geschütz, um Reims zu nehmen. „Fürchtet nichts, sagt die Jungfrau zum König, die Bürger werden sich Euch ergeben, noch ehe Ihr ankommt, und Euch entgegenziehen." Es war etwas Himmlisches in diesem Vertrauen, das fromm und lauter war wie das eines Kindes. Und wie sie sagte, so geschah es auch. Die Bürger schickten dem Könige die Vornehmsten unter

*) Wir haben in der preussischen Geschichte leider ein Seitenstück dazu. Man weiss, mit welchen kleinlichen Ränken der edle deutsche Patriot Freiherr von Stein zu kämpfen hatte, als er die Reformen durchführen wollte, durch welche Preussen zum Freiheitskampfe gegen Napoleon erstarken sollte, wie ihn eine selbstsüchtige Hofpartei fortwährend bekämpfte und den König gegen ihn einzunehmen wusste. Glücklicher als die französische Märtyrerin hat er wenigstens später noch den Dank für seine patriotischen Anstrengungen geerndtet.

ihnen entgegen, und am Abend des 16. Juli zog Karl in Reims ein. Da ergriff eine wunderbare Rührung die Jungfrau: „O das gute fromme Volk, rief sie, wenn ich sterben soll, so wäre ich recht glücklich, wenn man mich hier begrübe!“ — „Johanna, frug sie da der Erzbischof, wo glaubst du einmal zu sterben?“ — Sie antwortete: „Ich weiss nichts; wo es Gott gefallen wird. . . . Ich möchte gern dass es ihm gefiele mich wieder heimziehen zu lassen zu meiner Schwester und zu meinen Brüdern, sie wären so froh mich wiederzusehen. Ich habe wenigstens gethan, was unser Herr mir geboten hat.“ Und dann schlug sie die Augen zum Himmel auf wie ein stummes Dankgebet.

Am folgenden Tage, 17. Juli, wurde der König nach der uralten Ceremonie in der Kathedrale mit dem h. Oele gesalbt; festlich war der Prunk, zahllos das versammelte Volk, keiner der alten Bräuche wurde vergessen, auf dass Alle, nach dem Glauben jener Zeit, erführen dass Karl der wahre König von Frankreich sei, das heimische eingeborene Volksthum selbst wurde in ihm geweiht. Während der ganzen Feierlichkeit stand Johanna in ihrer Rüstung am Altar neben dem König, ihre Fahne in der Hand; ihre Kläger in Rouen warfen ihr Letzteres vor; „sie war bei der Gefahr gewesen, antwortete sie, es war recht, dass sie auch bei der Ehre war.“

Als der König gesalbt war, warf sich Johanna vor ihm nieder, umarmte seine Kniee und weinte herzlich. Und alles Volk weinte mit ihr. „O artiger König, rief sie, nun ist der Wille Gottes geschehen, der da wollte, dass ich Orleans befreite und Euch in Eure Stadt Reims führte, um das h. Oel zu empfangen, zeigend dass Ihr der wahre König seid und Euch das Königreich Frankreich gehören soll.“

In Reims sah Johanna auch ihren Vater wieder, der mit den Andern herzugeeilt war, sein Kind, an dem er mit inniger Liebe hing, zu umarmen. O warum konnte sie nicht in seinen Armen vor Freuden sterben, hinscheiden von der Welt mitten in ihrem Glanze wie eine Lichterscheinung, sie die in drei Monaten das Werk der Erlösung ihres Volkes vollbracht hatte, ein Werk woran Alle verzweifelt hatten, das nur durch ein Wunder vollführt werden konnte: aber welches Wunder ist zugleich heiliger und doch natürlicher als ein Frauenherz voll Liebe, das eben, weil es liebt, glaubt und liebend sich opfert!

Am Ende dieses Julimonats, 1429, beendete in einem Kloster zu Paris die Nonne und Dichterin, Christine de Pisan, eine Ode auf die Jungfrau von Orleans, das einzige zeitgenössische Gedicht, das uns bekannt geworden und erhalten ist. „Ich, Christine, fängt das begeisterte Lied an, die ich nun elf Jahre eingeschlossen in dieser Abtei

geweint habe, . . . jetzt zum ersten Mal fange ich wieder an zu lachen.“ Noch ist die Sprache jener Zeit dürftig und wie geschnürt für den vollen Erguss einer überschwellenden Seele, um so rührender ist es, wenn man das Gefühl der Dichterin mit ihr ringen sieht, um zum vollen Ausbruch zu gelangen. Nur eine Strophe will ich daraus als zeitgenössisches Zeugniss im Urtext anführen, und das Veraltete für den Unkundigen gleich hier erklären: cil = celui, réa = goss, ot = eut (hatte), n'onc = niemals, véa = versagte, guerdon = Lohn, Dank. Die zwei und zwanzigste Strophe lautet:

Tu, Johanne, de bonne heure née,
Benoist soit cil qui te créu!
Pucelle de Dieu ordonnée,
En qui le Saint-Esprit réa
Sa grant grace; et qui ot et a
Toute largesse de hault don,
N'onc requeste ne te véa:
Que te rendra assez guerdon?

Deutsch.

O Johanna, du zu guter Stunde Geborne,
Gesegnet sei der, welcher dich schuf!
Jungfrau von Gott verordnet,
In die der heilige Geist goss
Seine grosse Gnade; und welcher hatte und hat
Allen Reichthum hoher Gabe,
Versagte dir nie ein Gesuch:
Wer wird dir genug Dank sagen?

Ja wohl, wer wird dir jemals genug lohnen, dir jemals genug danken? Nur wenige Monate werden vergehen und der schimpflichste Undank ist dein Lohn.

---

3. Das Märtyrerthum.

a) Compiègne.

In Reims tritt vor dem Geschichtschreiber ein viel besprochnes und doch noch ungelöstes Problem auf: hatte die Jungfrau ihre Sendung hier vollendet? Hatte sie die Aufgabe, die ihr nach ihrem festen Glauben vom Himmel geworden, erfüllt und konnte sie nun von dem Kampfplatz abtreten, das Uebrige dem königlichen Hofe und Heere überlassend? Der bedeutendste Kenner ihrer Geschichte, fast in jeder Beziehung derselben eine Autorität, J. Quicherat, sagt: „nein!

die Jungfrau hat geglaubt gesandt zu sein, nicht nur um Karl VII. in Reims zu krönen, sondern um die Engländer bis auf den Letzten aus Frankreich zu jagen.“ Vielfach ist indess der Widerspruch, und folgendes erlaube auch ich mir, der Autorität des berühmten Pariser Gelehrten, der mir oft mit freundlichster Bereitwilligkeit Auskunft ertheilt hat, entgegenzustellen:

Jedenfalls hatten sich in Johannens Gemüth nur die beiden Thatsachen als nothwendig, als Haupt-Ziel und Zweck ihrer Thätigkeit offenbar festgesetzt, für sie hatte sie sich durch ihre „Stimmen“ von Gott für berufen erklärt: die Befreiung von Orleans und die Salbung in Reims, das erste die unumgängliche materielle Hilfe, das zweite die officielle, feierliche Bestätigung, gegen welche dann der Fremdling, der Usurpator nicht mehr aufkommen würde. Alles Andere war ihr zufällig im echten Sinne des Wortes, d. h. musste von selbst zufallen; für das Uebrige hatte sie dann auch nicht mehr die erste erhabene Begeisterung.

Sie hat auch in der That bis Reims nur von ihrer Aufgabe gesprochen, sich selbst vergessend; nach Reims denkt sie auch an sich und ihr Ende. Nicht mehr durch ein grosses Ziel aufrecht erhalten, wie vorher durch Orleans und Reims, fühlte sie sich zuweilen ermattet. Was hatte das Leben ihr auch noch zu bieten? Sie wäre zu gross gewesen für die kleine Häuslichkeit, das Vaterland hatte ihre Seele erfüllt, und oft in der Nacht, wenn Alles in tiefem Schlaf begraben lag, erhob sie sich und betete zu Gott für ihr Vaterland. Dann sagte sie des Tags darauf zu ihrem Beichtvater: „Wenn ich bald sterben sollte, so bittet den König von mir, dass er Kapellen erbauen lasse, wo der Herr für die Seelen derer angerufen werde, die im Kampfe für das Königreich gefallen sind.“ So vermengte sie schon den Gedanken an ihr eigenes nahes Ende mit dem Gedanken an die, die für dieselbe Sache gefallen waren.*)

Dem widerstreitet auch nicht die kriegerische Thätigkeit, die Johanna von Reims an weiter entfaltet. Was konnte sie von jetzt an noch Anderes thun? Uebrigens scheint auch etwas Fieberhaftes darauf zu liegen, als ob sie eine innere Unruhe betäuben wolle; verstummen doch auch jetzt die himmlischen „Stimmen“, die ihr sonst im Kampfe berathend beistanden! Ob sie freiwillig noch im Dienste des Königs geblieben war, nachdem die Salbung vollzogen? Sicher war in ihrer Seele damals ein Kampf vor sich gegangen. Wie konnte es auch anders sein? Das grosse Hauptziel war ja erreicht, und das Wiedersehen ihrer Nachbarn und Freunde aus dem Heimathsdorfe, das Wiedersehen ihres Vaters musste sie tief ergriffen haben. Es wird auch er-

*) Ueber dieses Problem s. Kap. 10.

zählt, dass sie den König gebeten habe, sie in ihre Heimath zu entlassen; der aber hielt sie zurück; hatte sie ihm doch zu grosse Dienste geleistet, als dass er sich nicht auch ihres ferneren Beistandes bedienen sollte! Dazu kam auch der Rausch des Sieges, die Hoffnung den ganzen Krieg schnell zu Ende zu führen. Alle Städte, vor denen der König erschien, öffneten ihm freiwillig die Thore; es war fast, als ob es keine Engländer mehr in Frankreich gäbe. Da kam die erste Niederlage, das erste böse Warnungszeichen, und gleichzeitig nagte der Verrath, der schändlichste Undank an der Jungfrau!

Der König war im August mit dem Heere auf Paris marschirt; es wäre nicht unmöglich gewesen die Stadt zu nehmen, aber durch einen heimlich abgeschlossenen, erst später veröffentlichten Vertrag hatte Karl VII. selbst den Erfolg des Kampfes, den Sieg der Jungfrau gelähmt, das Leben derselben unnützer Weise preisgegeben. Am 28. August 1429 hatte der König mit den Burgundern einen Waffenstillstand auf vier Monate abgeschlossen, worin für letztere noch bedungen war, dass sie, im Fall eines Angriffs auf Paris, ihre Kräfte zur Vertheidigung dieser Stadt verwenden dürften! Und dies war zehn Tage vor dem Sturme auf Paris durch die Jungfrau geschehen!

Schon mochte Johanna mit trüber Ahnung erfüllt werden, als ihr im Lager vor Paris ihr geweihtes Schwert zerbrach, indem sie mit der flachen Klinge auf eine der liederlichen Dirnen im Lager schlug. Der Sturm fand am 8. September statt, einem Feiertage, dem Geburtsfest der Jungfrau Maria, und man ist später heuchlerisch genug gewesen, dies ihr zum Vorwurf zu machen. Trotz des heftigen Angriffs wurden die Franzosen zurückgeworfen, Johanna selbst am Schenkel verwundet. All die Zauderer und Zaghaften, die nur murrend dem Thatendrange der Jungfrau gefolgt waren, wurden nun wieder laut und der König folgte ihnen nur zu willig. Das Heer verliess die Provinz der Ile-de-France und zog sich an die Loire zurück. Umsonst war das Flehen und Drängen der Jungfrau, da hängt sie unmuthig ihre Rüstung, weniger als ein Votivgeschenk, denn als Zeichen des Verdrusses, vor den Reliquien der Abtei von St. Denis auf und folgt dem König; es war kein kriegerischer Heerzug mehr, das Ganze löste sich in Unordnung auf, der Rückzug sah fast einer Flucht ähnlich. Ende September kommt der König in Bourges an, er der in Reims zum König von Frankreich gesalbt worden war, hat sich noch weit über die Loire hinunter zurückgezogen, um ja des Spottnamens „König von Bourges“ würdig zu sein. In Bourges heilte Johanna ihre Wunde, jeden Morgen aber ging sie zur Frühmesse; sie bat dann immer ihre Hauswirthin, Frau Margarethe, Wittwe von Regnier de Boulegny, Schatzmeiser des Königs, sie zur Kirche zu begleiten, da sie nicht allein so früh durch die Strassen gehen wollte. Denn in diesem

kriegerischen Mädchen, das sich in der Begeisterung des Kampfes mitten in das Gewühl der Männer warf, brach sofort die weibliche Sittsamkeit wieder durch, sobald sie allein war; auch im Kriege schlief sie womöglich umgeben von Frauen, noch lieber von jungen Mädchen, und wenn dies nicht geschehen konnte, namentlich im Felde, so legte sie sich in ihrer Rüstung schlafen.

Der Herzog von Alençon schien vor Ungeduld zu brennen, sein Herzogthum in der Normandie wieder zu gewinnen, er rüstete sich und schlug einen Einfall in diese Provinz vor; er bat den König „ihm dazu die Jungfrau zu schicken, denn Viele die sonst gern mit ihm zögen, würden sich nicht von der Stelle rühren, wenn die Jungfrau nicht mitginge.“ Aber der engherzige, ehrgeizige und in der Verstellungskunst geübte Erzbischof von Reims und mehrere Herren, die den König und seinen Hof regierten, verwarfen den Vorschlag. Dagegen dachten sie an die eigene persönliche Sicherheit; in der Nähe, stromaufwärts über Gien, waren noch einige Städte an der Loire in den Händen der Burgunder; gegen diese willigt man ein, die Begeisterung Johannens zu benutzen. Es gelingt ihr auch, fast schon von Allen verlassen, im Monat November die weichenden Truppen zum Sturm auf St. Pierre-le-Moustier zu führen und den Platz zu nehmen. Aber die Belagerung von La Charité misslingt, einen Monat hatte sie gedauert, dann wird sie aufgehoben, „zum grossen Missfallen der Jungfrau.“ Kurz darauf, Anfang December, versetzte der König sie, ihre Eltern, ihre Brüder und deren Nachkommen, letztere unter dem Namen Du Lis in den Adelstand; es war in Mehun an der Yèvre, vier Stunden von Bourges, in demselben Schlosse, in welchem der König am 22. Juli 1461 so elend sterben sollte.

Was sollte der Jungfrau diese Eitelkeit? Die thatlose Musse, wozu sie der Hof verurtheilte, frass an ihrem Herzen, zerstörte die harmonische Ruhe ihrer Seele. Fieberhafte Pläne konnten unter solchen Umständen wohl in ihr gähren; aus solcher Stimmung war vielleicht der Brief hervorgegangen, den sie am 23. März 1430 aus Sully bei Orleans, wo sie mit dem Hofe war, an die Hussiten abschickte und worin sie „dem Aberglauben derselben mit dem Schwerte“ drohte, das einzige Zeichen von religiösem Eifer, das diese sonst so klare sanfte Seele getrübt hat. Um dieses Umstands willen wurde die Jungfrau damals schon auf die Bühne gebracht, und sonderbar! in Deutschland erschien sie, noch bei Lebzeiten, zuerst auf dem Theater, nämlich in Regensburg 1430 in einem Schauspiel, das von dem Hussitenkriege handelte und worin die Jungfrau natürlich nur eine Nebenrolle spielte.

Möglich ist, dass dieser religiöse Eifer erst von ihrer Umgebung in ihr geweckt wurde. Der gewaltige Eindruck, den sie durch ihre

Thaten auf die Zeitgenossen gemacht hatte, liess sie ihnen als ein Werkzeug zu noch Höherem erscheinen, als solches ward sie von Christine von Pisa im erwähnten Gedichte gefeiert; hat sie letzteres gekannt? Sie sollte das heilige Land von den Sarazenen befreien, zuvor aber bei der bedrängten Lage der Kirche die Ketzerei ausrotten. Möglich wäre es schon, dass Jeanne in ihrer erregten Stimmung, die durch die Thatlosigkeit, zu welcher sie verurtheilt war, noch gesteigert wurde, auf diese Pläne einging, aber es liegt kein thatsächlicher Beweis vor. Der Brief aber, den sie an die Hussiten richtet*), ist ohne Zweifel von ihrem Almosenier, Jean Pasquerel, abgefasst (der Text ist lateinisch), denn der Styl steht in zu grossem Widerspruch mit der einfachen lebhaften Sprache Jeannens, wie sie in ihren sonstigen Briefen zum Ausdruck kommt. Der Brief lautet:

„Jesus, Maria!

Seit lange hat mir, Johanna die Jungfrau, das Gerücht hinterbracht, dass ihr aus wahren Christen zu Ketzern, ähnlich den Sarazenen geworden seid, dass ihr die wahre Religion und ihren Gottesdienst abgeschafft und einen abscheulichen und gottlosen Aberglauben angenommen habt; um denselben aufrecht zu erhalten und zu verbreiten, gibt es keine Schändlichkeit noch Grausamkeit, die ihr nicht zu begehen wagt; ihr macht die Sacramente der Kirche zu Schanden, zerreisst die Artikel unseres Glaubens, zerstört die Tempel, zerbrecht und verbrennt die heiligen Bilder und bringt die Christen um, die euern Glauben nicht annehmen wollen.

Was ist das für eine Wuth oder welche Raserei hat euch erfasst? Den Glauben, den der allmächtige Gott, den der Sohn und der heilige Geist errichtet, eingesetzt und erhöht haben, den sie auf tausenderlei Weise durch tausend Wunder verherrlicht haben, ihr verfolgt ihn, ihr gedenkt ihn zu zerstören, ihn auszurotten. Ihr, ihr seid blind, nicht diejenigen, welche des Gesichts und der Augen beraubt sind. Glaubt ihr, dass ihr unbestraft von hinnen gehen werdet? Das wisst ihr nicht, dass Gott deshalb eure gottlosen Unternehmungen nicht hindert und zulässt, dass ihr in der Finsterniss und im Irrthum verharrt, damit er, je mehr ihr im Verbrechen und Kirchenfrevel gerast haben werdet, eine um so grössere Strafe und Marter über euch verhängt?

Ich aber, um euch die Wahrheit zu gestehen, wenn ich nicht im Kriege mit den Engländern beschäftigt wäre, würde euch längst

---

*) Man hat an der Echtheit dieses Briefes gezweifelt; Hormayr im Taschenbuch für vaterländische Geschichte hat ihn 1834 zuerst in nicht genauer Uebersetzung mitgetheilt; 1860 wurde im Wiener Archiv der lateinische Text aufgefunden; der jüngste Geschichtschreiber der Jungfrau, Joseph Fabre, theilt ihn mit.

heimgesucht haben; wenn ich jedoch nicht erfahre, dass ihr euch gebessert habt, so lasse ich vielleicht die Engländer und wende mich gegen euch, um euern lügenhaften und abscheulichen Aberglauben, wenn ich es nicht auf andere Weise kann, mit dem Schwerte auszurotten und euch entweder der Ketzerei oder des Lebens zu entledigen.

Wenn ihr aber zu dem katholischen Glauben und zu dem alten Lichte zurückkehren wollt, so schickt eure Gesandten zu mir, ich werde ihnen sagen, was ihr thun sollt. Thut ihr aber dies nicht und wollt ihr hartnäckig wider den Stachel löcken, so erinnert euch alles Schadens, den ihr angerichtet, aller Missethaten, die ihr verübt habt, und erwartet, dass ich mit den grössten göttlichen und menschlichen Kräften kommen und euch allen Gleiches mit Gleichen vergelten werde.

Gegeben zu Sully, 23. März, an die böhmischen Ketzer.

Pasquerel."

Wie schon gesagt, lag dieser Plan gar nicht in der Richtung ihres Geistes; sie war vermuthlich darauf hingelenkt worden; der ganze Stil des Briefes hat etwas Priesterliches, ihrer natürlichen Anlage Fremdartiges. Nur die Thatlosigkeit am Hofe machte sie dafür empfänglich.

Endlich, am 28. März, überdrüssig des trägen Hofes, reist Johanna heimlich ab, ohne Abschied vom König zu nehmen, und geht nach Lagny. Ihre Seele mochte an einer tiefen Trauer kranken, denn bald nachher hatte sie eine Erscheinung, die erste wieder nach längerer Zeit, die ihr Böses weissagte; ihre „Stimmen" verkündigten ihr auf den Wällen von Melun, dass sie noch vor dem Johannisfeste den Feinden in die Hände fallen würde, dass dies unvermeidlich wäre, dass sie aber nicht darüber erschrecken sollte, sondern im Gegentheil dieses Kreuz dankbar aus der Hand Gottes hinnehmen sollte, der ihr auch die Kraft geben würde, es zu tragen. Da flehte Johanna zu ihren Heiligen, sie möchten Gott bitten, ihr die Schmerzen einer langen Gefangenschaft zu ersparen, sie durch einen schnellen Tod in sein heiliges Paradies aufnehmen zu wollen. Aber die Heiligen offenbarten ihr nichts weiter, weder Ort noch Stunde, sondern empfahlen ihr nur, geduldig und ergeben zu sein. Seitdem wiederholten ihr die „Stimmen" fast alltäglich die düstere Prophezeiung, Johanna jedoch vertraute Keinem etwas davon; wie ein Opferlamm unter die Hand Gottes gefallen, folgte sie in Allem den Befehlen der Führer, sie hatte weiter keinen Rath zu geben, nur sich zu opfern. So kam der unglückselige Tag heran.

Es war am 23. Mai 1430. Der Herzog von Burgund belagerte Compiègne an der Oise, das sich für Karl VII. erklärt hatte. Am

genannten Tage hatte sich die Jungfrau in die Stadt geworfen, noch am selben Tage machte sie einen Ausfall. Anfangs wichen die Belagerer, dann sammelten sie sich und trieben die Belagerten wieder in die Stadt; die Jungfrau war zurückgeblieben, um den Rückzug zu decken; als sie dann mit den Letzten in die Stadt wollte, war entweder das Gewühl zu gross, oder das Thor schon geschlossen; sie wurde von den nachdringenden Feinden erkannt, ein Pikarder Bogenschütze riss sie vom Pferde, der Bastard von Vendôme ergriff sie und verkaufte sie an Johann von Ligny aus dem Hause Luxemburg, einem Lehnsmann des Herzogs von Burgund. Sie war eine Kriegsgefangene, hätte man sich sagen sollen, und als solche nach dem Kriegsrecht unverletzlich, dazu durfte sie als Jungfrau nach den ritterlichen Ideen jener Zeit auf den Schutz jedes Ritters rechnen. So hätte es sein sollen! Aber kein Recht und Gesetz, kein Gefühl von Ehre und Menschlichkeit, das nicht gegen dies reine achtzehnjährige Mädchen verletzt worden wäre! Ein brüllender Jubel erscholl durch das feindliche Lager, als sich die Nachricht von Johannens Gefangenschaft verbreitete, und es begann nun um das arme Schlachtopfer ein so gemeines Spiel der niedrigsten kleinlichsten Interessen, ein so niederträchtiger Judasschacher, wie ihn die Geschichte wohl kein zweites Mal aufzuweisen hat.

Zuerst dieser Luxemburger, jüngerer Sohn eines jüngeren Sohnes, also arm; der trug Gelüste nach den Herrschaften von Ligny und St. Pol, auf die sein erstgeborener Bruder rechtmässige Ansprüche hatte, dazu brauchte er den Herzog von Burgund. Der Burgunder wieder brauchte die Engländer, um sich mit Hintansetzung der gerechten Ansprüche seiner Tante und der Rechte seiner Mündel, Brabants mit Brüssel und Löwen zu bemächtigen. Die englische Regierung aber war in den Händen von Bischöfen, von Priestern, und an ihrer Spitze stand der ehrgeizige Cardinal von Winchester. Als Priester sah er kein anderes Mittel, den Gegenkönig Karl unmöglich zu machen, zu vernichten, als dies: die Jungfrau als eine Hexe, als schuldig der Zauberei und verbündet mit dem Teufel darzustellen. Ein dienstfertiges Werkzeug bot sich ihm in dem Bischof Cauchon von Beauvais dar, den seine Bürger 1429 bei Karls VII. Triumphzuge verjagt hatten und der sich nun mit Leib und Seele den Engländern ergeben hatte, um, wie ihm Winchester vorspiegelte, Erzbischof von Rouen zu werden. So gemeine Gelüste zu befriedigen, musste die Jungfrau fallen. Wie sagt doch selbst der bigotte Philipp II. bei Schiller zum Herzog Alba? „Ihr seid ein Mann, Alba! Schützt mich vor diesem Priester!“ Es war aber kein Schutz für Johanna; durch Priesterhände sollte das frömmste Kind erwürgt werden.

Schon am 26. Mai ging auf Betrieb Winchesters vom Vicar des Inquisitionsgerichtes in Rouen eine Aufforderung an Jean de Ligny und den Herzog von Burgund ab, die Jungfrau als der Zauberei verdächtig auszuliefern. In gleichem Sinne musste gleichzeitig die Pariser Universität schreiben. Zufällig war Johanna auf der Grenze der Diöcese Cauchons gefangen genommen; mit einer Stunde oder Viertelstunde Wegs nahm es Cauchon nicht so genau, er erlaubte sich also als ordentlicher Richter der Gefangenen bei dem Könige von England diesen Process für sich zu beanspruchen, und am 12. Juni verkündigte ein königlicher Brief an die Universität, dass der Bischof und der Inquisitor gemeinschaftlich den Process führen würden. Aber noch war die Angeklagte in den Händen der Burgunder, Jean de Ligny hatte sie im Thurm von Beaulieu in der Pikardie eingeschlossen, von wo er sie einige Monate später auf sein Schloss Beaurevoir bei Cambrai, auf deutschem Reichsboden, brachte. Die Universität, damals der mächtige Glaubenswächter, schrieb auf's Neue, Cauchon machte sich selbst zum Briefboten gegen Diäten (100 Sols des Tags) und bot Jean 10,000 Francs, „soviel wie man für einen König oder Fürsten gäbe." Zu gleicher Zeit untersagte die englische Regierung ihren Kaufleuten allen Handel mit den Niederlanden, besonders mit Antwerpen, um die dortige Industrie zu ruiniren, und so die Geldquellen des Herzogs von Burgund, Grafen von Flandern, trocken zu legen.

Johanna aber sah mit Schauer und Schrecken der Auslieferung an die Engländer entgegen. Sie bat ihre Heiligen um Rath, aber diese antworteten nichts, als dass sie leiden müsse. Da ergriff sie die Verzweiflung, zum ersten Male war sie ungehorsam gegen ihre „Stimmen", sie wollte fliehen, um den braven Leuten von Compiègne zu helfen, wie sie sich selbst vorgab, und sprang aus dem Thurme herab, halb todt blieb sie unten liegen; man hob sie auf, die Damen von Ligny pflegten sie, aber zwei Tage lang ass sie nichts, sie wollte sterben. Die Gemahlin Johanns von Ligny warf sich ihm zu Füssen und beschwor ihn, sich nicht zu entehren. Der Elende hatte schon das Blutgeld von den Engländern erhalten, er lieferte Johanna im Oktober aus, nicht an die Engländer, sondern an seinen Lehnsherrn, den Herzog von Burgund. Der führte sie zuerst nach Arras, dann in den festen Thurm von Crotoy, der seitdem in den Dünen versunken ist; von hier aus sah sie das Meer und konnte jenseits die Küste von England sehen, wo sie ihren Herzog hatte befreien wollen. Ein gefangener Priester las hier jeden Morgen die Messe vor ihr, sie betete inbrünstig; eines Tages verkündete sie, dass ihr der Erzengel die Befreiung von Compiègne auf den 1. November angemeldet habe, und wie sie gesagt, so traf es ein; es bewährte sich an ihr die

geheimnissvolle magnetische Kraft einer reinen Seele, die sich ihres Rechtes bewusst ist. Der Herzog von Burgund war selbst geschlagen worden, diese Demüthigung reizte seinen Stolz, dazu fürchtete er sich vor einem Aufstande der Leinweber und Tuchmacher in Flandern, durch welche England ihn zur Aufopferung Johannens zwingen wollte, und so entschloss er sich denn, die Jungfrau an die Engländer auszuliefern. An seinem Sohne vollzog sich das Gottesgericht, am 5. Januar 1477 fiel Karl der Kühne in dem Sumpfe bei Nancy und das stolze burgundische Reich zersplitterte, alle Mühe und Schande des ehrlosen Verkäufers war umsonst gewesen.

b) Rouen.

Und so sind wir in Rouen! In den Händen der rohen Todfeinde zuckt nun in qualvoller Marter das arme Opfer seiner letzten Stunde entgegen. Abgeschlossen liegt hinter dem noch nicht neunzehnjährigen Mädchen das blühende Leben; die waldigen Kuppen ihrer heimathlichen Vogesen, das anmuthige Geländ der Loire, den schönen Garten der Touraine, die lachenden Gefilde der Champagne, Johanna wird sie nicht wieder sehen; der Kreis ihrer Tage hat sich schauervoll verengt zu dem düstern Ringe der Mauern von Rouen, und sie, die noch vor Kurzem von den Prinzen und Feldherrn des königlichen Hauses mit freundlicher Ehrerbietung begrüsst worden war, der ein ganzes begeistertes Volk fast vergötternd zugejauchzt hatte, sie vernimmt jetzt nichts als die brutalen Beschimpfungen blutgieriger Feinde und den grinsenden Hohn heuchlerischer Priester.

Anfang December 1430 war Johanna nach Rouen gebracht und in dem grossen Thurm des Schlosses eingekerkert worden. Der Schlosser Etienne Castillon hat vor mehreren Zeugen erklärt, dass er den Befehl erhalten, für sie einen engen eisernen Käfig zu schmieden, worin sie an Hals, Händen und Füssen angefesselt war, und dass sie darin bis zum Beginn des Prozesses eingeschlossen gewesen. Später hatte sie am Tage die Füsse in eisernen Fesseln, die durch eine andere Kette an einem Holzblock hingen; in der Nacht wurden diese Fesseln noch vermehrt und erschwert, eine besondere Kette umschloss ihren Leib. Aber die schlimmste Folter für das jungfräuliche Wesen war die stete Gegenwart ihrer Wächter, roher englischer Soldaten, die ein teuflisches Vergnügen empfanden, sie durch die gröbsten Beschimpfungen, selbst zur Nachtzeit zu verletzen. Es war dies für sie einer der stärksten Gründe, ihre Männertracht nicht abzulegen, und gerade dies, was für ihre Reinheit sprach, wurde ihr von ihren Henkern — denn das Wort „Richter“ ist hier ein Missbrauch — als Ketzerei angerechnet.

Digitized by Google

Als Ketzerei! Denn man hatte anfangs versucht, sie als Hexe, als Zauberin zu richten, aber die Juristen von Rouen, denen Cauchon am 9. Januar 1431 das Ergebniss seiner Voruntersuchung vorgelegt hatte, fanden die Angaben ungenügend, und so musste man denn zu einem Prozess wegen Ketzerei greifen. Der leitende treibende böse Dämon blieb in allem der Cardinal von Winchester; er stachelte fortwährend Universität und Richter auf, liess den König schreiben und trieb den Bischof Cauchon, dass er sich endlich vom Domkapitel zu Rouen die Ermächtigung geben liess, in dieser ihm fremden Diöcese den Prozess zu führen. Nicht ohne Zögern gewährte das Kapitel; sofort darauf, 3. Januar 1431, wurde den Wächtern befohlen, „die Angeklagte vor den Bischof zu führen." Wohlverstanden, nur zu führen — wenn sie ja von dem Gerichte nicht schuldig befunden werden sollte, behielt sich ihr Dämon vor, sie wieder zurückzunehmen; dem Feuertode entgangen, wäre sie dem Mordstahl des Fremdlings im Lande verfallen; sie war unrettbar verloren.

War denn gar keine Hoffnung? That denn der König, dem sie Alles geopfert und Alles gegeben hatte, Nichts zu ihrer Rettung? Das Echo der Geschichte lautet kalt und ehern, wie der Fluch des ewigen Richters: Nichts! Die menschliche Sprache hat keinen Namen für so scheusslichen Undank. Später vergass er die reine Jungfrau, seine Retterin, in den Armen seiner Lustdirne Agnes Sorelle, um sich am Ende seines Lebens mit einem zweiten niederträchtigen Undank (gegen seinen Schatzmeister Jacques Coeur) zu besudeln. Nur der wackere Poton de Xaintrailles unternahm es mit dem Marschall de Boussac im December 1430 einen Sturm auf Rouen zu machen, um die Jungfrau zu befreien, aber vergeblich; Poton de Xaintrailles wurde gefangen und später gegen den 1429 bei Patay gefangenen Talbot ausgewechselt.

Der Herzog von Burgund aber verbrachte die ganze Zeit, die das entsetzliche Trauerspiel in Rouen währte, in Flandern unter den üppigen blondlockigen Schönheiten von Brügge in Schwelgerei und Schlemmerei. Am Tage nach der Eröffnung des Processes gegen die von ihm ausgelieferte Jungfrau, am 10. Januar, heirathete er, der schon vierundzwanzig Maitressen und sechzehn Bastarde hatte, seine dritte Gemahlin, die Infantin von Portugal, Engländerin von Seiten ihrer Mutter, und stiftete am selben Tage, der unritterliche Bube, den Orden des goldenen Vliesses, das im Grunde nur das goldene Gelock seiner Flamänderinnen symbolisch bedeutete. Und nun folgten galante Feste, Buhlereien und Zechereien, wie eine ungeheure flandrische Kirmess, bis die Stimme des Gewissens, wenn sie je gesprochen, erstickt war.

Während der Gründer des Ordens vom goldenen Vliess allen

wahren Adel mit Füssen trat, leuchtete der reine Seelenadel mit himmlischer Klarheit in dem Kerker zu Rouen. Nach allerlei Aufenthalt wurde endlich Johanna am 21. Februar vor ihre Richter geführt; wie in Poitiers, zeigte sie auch hier das wunderbare Gemisch von klarem Verstande, gesundem natürlichen Urtheil und frommer, fast schwärmerischer Begeisterung, aber gesteigert durch schmerzliche Rührung. Der Bischof von Beauvais ermahnte sie „mit christlicher Liebe und Sanftmuth", und bat sie, ohne Ausflüchte die Wahrheit zu sagen; sie zögerte, es zu versprechen, man könnte sie ja Dinge fragen, über die sie durchaus nicht sprechen würde, am 22. und 24. Februar drang man auf's Neue in sie, endlich versprach sie, das zu sagen, was sie „über ihren Prozess" wüsste, aber nicht Alles, was sie wüsste. Wollte man nun die Seelenfolter schildern, die die Richter in ihren Verhören an ihr ausübten, die fromme Schlauheit, mit der die arme Gefangene sich aus den Schlingen, die man in den Fragen legte, zu ziehen suchte, den Jammer ihres Herzens und dann wieder das himmelfeste Vertrauen, das in ihren Worten ausbrach, man müsste das ganze Verhör vom Anfang bis zum Ende wieder geben; es ist ein ergreifendes herzzerreissendes Drama. Sie beklagte sich über die Fussfesseln; der Bischof sagte, dass man sie ihr habe anlegen müssen, da sie mehrmals versucht habe, zu entfliehen. „Allerdings," sagte sie, „ich habe es gethan; das ist jedem Gefangenen erlaubt. Wenn ich entkommen könnte, so würde man mich keiner Unredlichkeit zeihen können, ich habe nichts versprochen."

Man gebot ihr, das Pater noster und das Ave Maria herzusagen, vielleicht in der abergläubischen Meinung, dass sie, wenn sie mit dem Teufel im Bunde stünde, es nicht sagen könnte. Sie antwortete so recht fromm wie die Tauben und klug wie die Schlangen: „Ich will gern beides sagen, wenn der Herr Bischof mich in der Beichte hören will." Cauchon weigerte sich, er musste bis ins Tiefste betroffen sein; dieses Mädchen, dieses Opfer seiner teuflischen Bosheit und Selbstsucht, bot sich ihm, dem Todfeinde, als Beichtkind an, bereit, ihm als Priester ihr ganzes Vertrauen zu schenken, ihm vor Gott ihre ganze Unschuld zu enthüllen. Rasch hob er die Sitzung auf und befragte sie auch in der folgenden nicht selbst.

Bei dem vierten Verhöre war sie höchst aufgeregt, sie gestand, dass sie ihre „Stimmen" vernommen hätte: „sie haben mich geweckt, ich habe die Hände gefaltet und sie gebeten, mir Rath zu geben; da haben sie mir gesagt: Bitte unsern Herrn darum." — Und was haben sie noch gesagt? frug man. — „Dass ich euch muthig antworten soll." Dann aber wollte sie nicht weiter sprechen, sie fühlte sich erregt und besorgte in ihrer Aufregung Dinge zu sagen, deren Bekenntniss vielleicht den „Stimmen" missfallen würde. Und als der

Bischof, diese Stimmung zu benutzen, in sie drang, sprach sie: „Meine Stimmen haben mir gewisse Dinge gesagt, nicht für euch, sondern für den König.“ Plötzlich fügte sie lebhaft hinzu: „Ach, wenn er sie wüsste, er würde fröhlicher zu Mittag essen.“

Ein Wort reizte den Richter; sie sprach: „Ihr sagt, dass Ihr mein Richter seid; gebet wohl Acht auf das, was Ihr thun wollt, denn wahrhaftig, ich bin von Gott gesandt, Ihr bringt Euch in grosse Gefahr.“ Sie zu verwirren stellte man ihr eine Frage von teuflischer Arglist: „Johanna, glaubt Ihr im Zustand der heiligen Gnade zu sein?“ Welcher gebrechliche Mensch kann dies bejahen, und noch dazu nach dem strengen Glauben des Mittelalters? Und wenn sie es nicht war, wie konnte sie sich von Gott gesandt nennen? Sie durchhieb den Knoten, wie der Historiker Michelet sagt, mit einer heroischen und christlichen Einfalt: „Wenn ich nicht darin bin, so wolle mich Gott darein setzen; bin ich darin, so wolle mich Gott darin erhalten.“ Das Otterngezücht stand bestürzt. Gerührt, halb von Zweifel beängstigt, fügte sie dann hinzu, wie sich selbst fragend und wieder bemüht sich zu beruhigen: „Ach, wenn ich wüsste, dass ich nicht im Zustand der göttlichen Gnade wäre, ich wäre die Betrübteste der Welt ... Aber, wenn ich in der Sünde wäre, so würde gewiss „die Stimme“ nicht zu mir kommen ... Ich möchte, dass Jeder sie hören könnte, wie ich selbst.“

In der fünften Sitzung stellte sich der Bischof plötzlich ganz mitleidig, und fast honigsüss frug er sie: „Johanna, wie habt Ihr Euch befunden seit Sonnabend?“ — „Ihr seht es,“ sprach die arme, mit Ketten belastete Gefangene,“ so gut ich vermocht habe.“ — Und weiter: „Johanna, fastet Ihr alle Tage der Fasten?“ — Antwort: „Gehört das zum Prozess?“ — „Ja, gewiss.“ — „Nun gut, ich habe immer gefastet.“

Man frug sie nun über ihre Erscheinungen aus; unter andern bösen oder unschicklichen Fragen frug man sie, ob der Erzengel Michael nackt wäre, wenn er ihr erschiene. Ohne das Hässliche nur zu verstehen, antwortete sie mit himmlischer Reinheit: „Denkt Ihr denn, dass unser Herr nicht Mittel hat, ihn zu bekleiden?“ Mit wahrhafter Bewunderung hört man die ruhigen klaren Antworten auf all' die casuistisch verwickelten Fragen, welche dem einfachen Mädchen, das nicht schreiben noch lesen gelernt hatte, von den Schriftgelehrten gestellt wurden; all' die boshafte Arglist der letzteren wurde zu Schanden „vor der Einfalt des kindlichen Gemüthes.“ Selbst die Herzen ihrer Richter schienen zuletzt ergriffen von der rührenden Gewalt dieser Unschuld. Wie der Historiker Michelet mit scharfsinnigem Gefühle bemerkt, so ist die Anzahl der Beisitzer des Gerichts fast in jeder Sitzung verschieden; die Einen kommen, aber die

Andern gehen. Cauchon scheint seiner Sache gar nicht sicher; statt Johanna, wie vorher, im Saale des Schlosses zu verhören, geht er jetzt (10.—17. März) zu ihr in's Gefängniss, und zwar, „um die Andern nicht zu ermüden," nur von zwei Beisitzern und zwei Zeugen begleitet; er hatte indessen vom Generalinquisitor Frankreichs die Ermächtigung für dessen Vicar erhalten, mit ihm den Prozess zu führen. An diesem Tage (12. März) frug er die Gefangene: „Glaubt Ihr recht gehandelt zu haben, ohne Erlaubniss von Vater und Mutter fortzugehen?" — „Sie haben mir verziehen." — „Dachtet Ihr denn nicht zu sündigen, da Ihr so handeltet?" — „Gott gebot es; und hätte ich hundert Väter und hundert Mütter gehabt, ich wäre gegangen."

Am 14. März stellte man ihr eine allerdings bedenkliche Frage. Kurz vor ihrer eigenen Gefangenschaft hatte sie einen burgundischen Parteigänger, Franquet d'Arras, gefangen genommen. Mehr Räuber als Soldat hatte er hundertmal den Galgen verdient und war wegen seiner Greuel im ganzen Norden verwünscht; der königliche Amtmann verlangte daher seine Auslieferung, um ihn hängen zu lassen. Johanna hatte sich anfangs geweigert, dann, „da er eingestand Mörder, Räuber und Verräther zu sein," willigte sie ein. Man frug sie nun: „Ist es nicht eine Todsünde, einen Menschen zum Kriegsgefangenen zu machen und ihn dann sterben zu lassen?" — „Ich habe dies nicht gethan." — „Ist Franquet d'Arras hingerichtet worden?" — „Ich habe drein gewilligt, da ich ihn nicht gegen einen meiner Leute hatte austauschen können; er hat bekannt ein Räuber und Verräther zu sein. Sein Prozess hat vierzehn Tage auf dem Amt von Senlis gewährt." — „Habt Ihr nicht demjenigen, der ihn ergriffen hat, Geld gegeben?" — „Ich bin nicht Schatzmeister von Frankreich, um Geld zu geben."

Aus den weiteren Fragen und Antworten führen wir folgende an. Fr. „Hassen die h. Katharine und die h. Margareth die Engländer?" — A. „Sie lieben was Unser Herr liebt, und hassen was er hasst." — Fr. „Hasst Gott die Engländer?" — A. „Von der Liebe oder dem Hass Gottes gegen die Engländer, und was er mit ihren Seelen macht, weiss ich nicht; aber ich weiss wohl, dass sie aus Frankreich getrieben werden, ausser denen die darin umkommen werden." (17. März).

Nun aber tritt die grosse, ich möchte sagen: weltgeschichtliche Bedeutung dieses Prozesses ans Licht; es hat sie bisher noch kein Priester gesehen, oder — sehen wollen. Michelet, soviel ich weiss, der erste und einzige, hat diese Bedeutung klar hervorgehoben und betont; mir selbst, der ich sie schon ahnte, dem Winke des Historikers folgend, ist sie immer klarer geworden und so habe ich schon im Eingang gesagt, was nun in dem Märtyrerthume der Jungfrau deutlich hervortritt: Johanna war eine Vorläuferin des Protestantismus.

Sie hatte zuweilen noch Vertrauen in ihre Heiligen ausgesprochen, dass dieselben sie befreien würden, sie war von ihnen ermahnt worden fröhlich und muthig zu sein, stellte aber Alles Gott anheim. Am 14. März hatte sie hinzugefügt: Die Heiligen sagen mir noch weiter: „Nimm Alles willig hin, gräme dich nicht um dein Marterleiden, du wirst zuletzt in das Paradies eingehen.“ — Man frug sie nun: „Und seitdem sie dieses gesagt haben, haltet Ihr Euch für sicher, erlöst zu werden und nicht in die Hölle zu kommen?“ — „Ja, ich glaube was sie mir gesagt haben, eben so fest als wenn ich schon erlöst wäre.“ — „Ihr glaubt also, dass Ihr keine Todsünde mehr begehen könnt?“ — „Ich weiss davon nichts; ich verlasse mich in Allem auf Unsern Herrn.“

Hier fanden die geistlichen Richter einen ernsten Anhaltpunkt; es war unmöglich gewesen, dieses keusche heilige Mädchen für eine Verbündete des Teufels auszugeben, aber ihre Heiligkeit selbst war angreifbar als unkirchlich. Wie anhänglich sie sich auch der Kirche zeigte und erklärte, sie gehorchte doch mehr den geheimen „Stimmen“, und mit ihnen zugleich der inneren Stimme ihres Herzens; die ihr persönlich gewordene Offenbarung, d. h. die geheimnissvolle Eingebung und Begeisterung stand ihr, im Grunde unbewusst, über den Vorschriften der geistlichen Behörde, wie sie ja auch schon als Kind in der Beichte von ihrem göttlichen Geheimnisse nichts dem Priester anvertraut hatte; sie unterwarf sich Gott. Welchem Gott? Dem Gott, der unmittelbar zu ihr sprach.

Die Jungfrau von Orleans war die Zeitgenossin des mystischen Buches von „dem innern Troste, von der Nachfolge Christi,“ welches die Auflösung des kirchlichen Christenthums in dem gefühlschwelgenden Herzen des Gläubigen ohne Vermittlung von Priester und Kirche darstellt. In beiden, in der Jungfrau wie in dem Buche, weht der Geist der frommen Schwärmerei, der nach unmittelbarer Vereinigung mit seinem Schöpfer ringt; die Seele fängt an mit der Kirche zu brechen und ihren Erlöser auf eigenem Wege zu suchen. Es geschah dies in der Zeit, wo die Kirche selbst zerfiel, wo es drei Päpste auf einmal gab und das Constanzer Concil eine höhere Autorität als die des Papstes beanspruchte, kurz wo das Gemüth keinen Trost fand als in sich allein. Zwar verurtheilte dieses selbe Concil den Reformator Huss, zwar drohte die Jungfrau, das von dem Glaubensstrom der Zeit bethörte Bauernmädchen, den Hussiten, da doch Beide, Concil und Jungfrau, in Widerspruch mit der bisherigen kirchlichen Autorität geriethen; es war eben noch die Zeit des Ringens aus der Unklarheit zum Lichte. Und da sei denn noch bemerkt, dass Thomas von Kempen, der, wenn nicht der Verfasser der „Nachfolge Christi“, so doch wenigstens der letzte Ordner der Rhapsodieen dieses Seelenkampfes

war, ein Augustinermönch gewesen ist; ein Augustinermönch aber war es, Luther, der den Bruch mit der kirchlichen Autorität vollendete.

Als nun am 17. März Johanna wieder gefragt wurde, ob sie all ihr Thun und Reden der Kirche anheimstellen wolle, antwortete sie: „Ich liebe die Kirche und möchte sie mit ganzer Kraft unterstützen. Was die guten Werke anlangt, die ich gethan, so muss ich mich an den König des Himmels halten, der mich gesandt hat.“ Als man die Frage wiederholte, fügte sie hinzu: „Es ist Ein und Dasselbe, Unser Herr und die Kirche.“ Da sagte man ihr, dass man unterscheiden müsse, dass es die siegreiehe Kirche gäbe, Gott und die Heiligen und die Erlösten, und die streitende Kirche, der Papst, die Cardinäle, die Geistlichkeit, die guten Christen, welche Kirche vom h. Geiste geleitet würde; ob sie sich nicht der streitenden Kirche unterwerfen wolle. Sie antwortete: „Ich bin zu dem König von Frankreich gekommen von Gott, von der Jungfrau Maria, den Heiligen und der siegreichen Kirche dort oben; dieser Kirche unterwerfe ich mich, mich und meine Werke, was ich gethan oder zu thun habe.“ — „Und der streitenden Kirche?“ frug man. — „Ich werde nun nichts Anderes mehr antworten.“

Wo wäre nun noch Hilfe gewesen für die Angeklagte? Derselbe Scheiterhaufen, der Huss verschlungen hatte, musste auch sie verschlingen. Die einzige Aussicht auf Rettung bot ihr nur noch der Zerfall der Kirche selbst, dass heisst: der Widerstreit der einzelnen Theile derselben, die ihre Interessen gegeneinander vertheidigten. Die Partei der Universität, der lehrenden Theologen, konnte vielleicht gegen das anmassende Verfahren des Bischofs an das Concil von Basel appelliren, das bald eröffnet werden sollte. Andererseits mochte der Dominikaner, der Vikar der päpstlichen Inquisition, finden, dass die päpstliche Autorität zu wenig berücksichtigt wurde. Ein Freund Cauchons selbst und gegen die Jungfrau sonst feindselig, Jurist von Rouen, Jean de la Fontaine, hielt sich in seinem Gewissen verbunden, Johanna darauf aufmerksam zu machen, dass es noch höhere Richter gäbe, an die sie appelliren könne; ein Gleiches thaten zwei Mönche, die für das Recht des Papstes eintraten. Sie hatten sich ohne Vorwissen des Bischofs den Kerker öffnen lassen, um Johannen zu berathen. Des andern Tags appellirte sie auch an den Papst und an das Concil. Wüthend liess Cauchon die Wächter kommen und frug, wer die Jungfrau besucht habe. Der Jurist und die Mönche waren in Todesgefahr. Von diesem Tage an verschwanden sie, und — sagt Michelet — mit ihnen verschwindet aus dem Prozess der letzte Schein von Recht.

Schon am Anfang des Prozesses hatte ein Ehrenmann, der Jurist Jehan Lohier, der gegen das Ungesetzliche des Verfahrens protestirt hatte, fliehen müssen, um dem Tode zu entgehen. Selbst die ge-

Digitized by Google

lehrten Theologen, die man befragte, waren nicht einstimmig in ihrem Urtheil, unter Andern erklärte der Bischof von Avranches, unter Berufung auf den h. Thomas von Aquino, dass man keine der Aussagen der Jungfrau so leichthin verwerfen dürfe. Auch verschiedene normännische Juristen suchten, zwar nicht mit muthiger Offenheit, sondern mit der ihrer Provinz eigenen Schlauheit, der Angeklagten zu Hilfe zu kommen. Cauchon hatte, nach dem Herkommen des Inquisitionsverfahrens, mit seinen Vertrauten aus den Antworten Johannens zwölf Sätze herausgezogen, über die das Urtheil der Theologen und geistlichen Körperschaften eingezogen werden sollte (darauf hatte sich die Erklärung des Bischofs von Avranches bezogen). Einer der normännischen Juristen hatte wohl herausgewittert, dass man diese Artikel der Jungfrau gar nicht vorgelegt hatte, und verlangte, dass, in Betracht der Gebrechlichkeit ihres Geschlechtes, man ihr dieselben aufs Neue vorlesen und dann an den Papst schicken möge. Das Domkapitel von Rouen seinerseits beeilte sich auch nicht mit seiner Entscheidung, es fürchtete sich vor der Aussicht, diesen Cauchon zum Erzbischof zu bekommen. Die Pariser Universität gab zuletzt den Ausschlag mit ihrem Urtheil gegen Johanna, am härtesten hatte sich der Bischof von Coutances gegen sie ausgesprochen.

Wie aber urtheilte sie über sich selbst? Ging nicht in ihrem eigenen Herzen ein Kampf vor, zwischen den „heiligen Stimmen“ und der Autorität der Kirche, in der sie erzogen war und an der sie doch hing? Ihre Worte scheinen es zu verrathen. Bald macht sie eine Unterscheidung und erklärt, dass in den Sachen des Glaubens sie dem Papste, den Prälaten, der Kirche unterworfen sei, dass sie aber, betreffs dessen was sie gethan, Alles Gott anheimstelle; bald wieder unterscheidet sie nicht mehr und stellt Alles „ihrem Könige, dem Richter Himmels und der Erden,“ anheim.

Eine Folge dieses Seelenkampfes war ohne Zweifel die Krankheit, in welche sie in der Charwoche verfiel und die sie dem Tode nahe brachte. Das rein Menschliche ihres Wesens trat hier offenbar hervor, denn so „göttlich“ ihre Erscheinung dem Herrn von Laval gewesen, sie war im Grunde doch immer ein zartes Mädchen, ein Weib. Heilig, ja! aber nicht in dem bigotten Sinn der römischen Kirche, nein! ein reines begeistertes Weib war sie, das, von gebrechlicher Natur wie wir Alle, wohl einmal schwanken konnte (hat nicht auch Jesus gebetet: Wenn möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber?), das sich aber wieder aufrichtet und, wenn nicht ohne Klage, doch mit Ergebung, dem Willen Gottes sich unterwirft.

Am Dienstag der Charwoche wurde Johanna in den grossen Saal des Schlosses vor ihre Richter geführt, um die erwähnten zwölf Artikel zu vernehmen. Der Bischof stellte ihr hierauf vor, dass all die ge-

lehrten anwesenden Doctoren es gut mit ihr meinten, weder Rache noch körperliche Bestrafung verlangten und dass sie sich aus ihnen Einen oder Mehrere als Beistand zur Berathung auswählen möchte. Unverwirrt der ernsten Versammlung gegenüber, aus der ihr nicht Ein freundliches Gesicht entgegenblickte, antwortete sie sanft: „Was Eure Ermahnung zu meinem Wohl und unsern Glauben betrifft, so danke ich Euch, was aber den Rath anlangt, den Ihr mir anbietet, so gedenke ich nicht mich des Rathes Unseres Herrn zu begeben.“ Sie verharrte in ihrem frühern Glauben und sprach zuletzt: „Ich will lieber sterben als widerrufen was ich auf das Gebot Unseres Herrn gethan habe.“

Unter Allem, was die Richter ihr vorwarfen, war die schwerste Sünde die Mannstracht, als von der Kirche verworfen. Sie wollte erst am folgenden Tag darauf antworten; dann, zu reden gedrängt, sagte sie, dass „es nicht bei ihr stände zu sagen, wenn sie dieselbe ablegen könnte.“ Man frug, ob sie ein Frauenkleid anlegen wolle, um zu Ostern das heilige Abendmahl zu empfangen? — „Nein, ich kann dies Kleid nicht ablegen; ich mache keinen Unterschied zwischen diesem oder einem andern, um meinen Heiland zu empfangen.“ Dann scheint sie erschüttert, wünscht wenigstens die Messe zu hören und fügt hinzu: „Wenn Ihr mir wenigstens ein Kleid geben wolltet wie dasjenige, das die Bürgerstöchter tragen, eine recht lange Houppelande.“

Aus Schamhaftigkeit erklärte sie sich nicht weiter. Sie getraute sich nicht zu sagen, welchen steten Gefahren sie ausgesetzt war: drei Wächter, brutale englische Soldaten, schliefen in ihrem Kerker, und sie war an Leib und Füssen gefesselt! Waren ihre Richter dumm bis zum Blödsinn oder im Einverständniss mit der infamen Rohheit?

Zu der Rohheit gesellte sich die Spionage. Winchester, der Inquisitor, und Cauchons Helfershelfer, der Fiscal Estivet, hatten jeder einen Schlüssel zum Thurm und belauschten sie durch ein Loch, das in der Mauer angebracht war. Den einzigen Trost, den sie hatte, hatte die Niederträchtigkeit schon vergiftet. Man hatte einen Priester, Loyseleur, aus der Normandie und der englischen Partei angehörig, zu ihr gelassen; derselbe hatte sich für einen Anhänger Karls VII. und Kriegsgefangenen ausgegeben und ihr Vertrauen gewonnen; Johanna beichtete ihm. Während der Beichte horchten versteckte Notare und schrieben nach! Als man Rath hielt, ob man die Jungfrau der Folter unterwerfen solle, riethen nur drei Männer zu dieser Grausamkeit; einer dieser drei war Loyseleur.

Unter diesen Martern, Verhören und Leiden war die Charwoche vergangen, noch am Sonnabend hatte Johanna Festigkeit gezeigt, da brach der Ostersonntag an, das grosse heilige Christenfest, das hei-

ligste des Mittelalters, wo die Welt wieder auferstehet mit ihrem Heiland, wo jeder fromme Christ den Leib des Herrn empfängt! Festlich klangen die fünfhundert Glocken von Rouen durch die Luft, durch die Strassen der Stadt rauschte der fröhliche Lärm, und das unschuldige Mädchen, die Retterin ihres Königs und Landes, lag einsam, verlassen, angeschmiedet, im Kerker. Was mochte in ihrer Seele vorgehen? Sie, die sonst in ihrem Heimathsdorfe so glücklich gewesen war, wenn sie dem Geläute der Glocken lauschte, die inmitten ihrer himmlischen Erscheinungen sich doch immer für eine gute Tochter der Kirche gehalten hatte, jetzt war sie ausgeschlossen von all der Freude, an diesem hochheiligen Feste ausgeschlossen aus der Christenheit! Man versetze sich zurück in jene Zeit des Glaubens und fühle mit der Unglücklichen!

Und die „Stimmen" kamen immer seltener, der himmlische Glanz, der die Heiligen umgab, ward immer bleicher, und die Befreiung, die die heilige „Stimme", ach! wohl nur die Stimme ihrer Hoffnung, so oft versprochen hatte, kam nicht. Wer denn könnte sie verurtheilen, wenn sie an sich, an Allem irre geworden wäre? Wie sie auch gerungen haben mag, sie ward es nicht. Aber sie wurde krank, schwer krank. Der Bischof hatte ihr gerade an diesem Tage einen Fisch geschickt (einen Maifisch, wie sie vor zwei Jahren in Orleans gegessen hatte!), der war ihr nicht bekommen und sie konnte sich wohl für vergiftet halten. Darüber gerieth Lord Warwick, der Hauptmann der Stadt, in heftige Unruhe; der König, sagte er, möchte um nichts in der Welt, dass sie eines natürlichen Todes stürbe; der König hat sie gekauft, sie kostet ihm viel . . . . sie muss durch die Justiz sterben, verbrannt werden . . . . Sehet zu, wie ihr sie gesund macht."

Man pflegte sie auch, liess ihr zur Ader, aber sie blieb schwach, fast wie eine Sterbende. In solcher Stimmung hoffte man von ihr einen Widerruf erpressen zu können, um ja die Krönung Karls VII. als ein Werk des Teufels hinstellen zu dürfen. Die Richter bestürmten sie am 18. April in ihrem Gefängniss und drohten ihr mit der ewigen Verdammniss. Und die Krankheit hatte sie allerdings weicher gestimmt. „Es scheint wohl, sagte sie, dass ich in grosser Gefahr bin zu sterben. Ist dem so, so wolle Gott mit mir nach seinem Belieben schalten, ich möchte nur beichten, meinen Heiland empfangen und in geweihter Erde begraben werden." — „Wenn Ihr die kirchlichen Sacramente haben wollt, antwortete man, so müsst Ihr thun wie die guten Katholiken und Euch der Kirche unterwerfen." — Sie erwiderte nichts; dann sprach sie, als der Richter dieselben Worte wiederholte: „Wenn mein Leib im Gefängniss stirbt, so hoffe ich, dass Ihr ihn in geweihte Erde werdet legen lassen; thut Ihr es nicht, so verlasse ich mich auf Unsern Herrn."

Aber es kam zu keinem Widerruf. Winchester ward ungeduldig; er hatte Eile, dem Kriege ein Ende zu machen, um auf dem Concil zu Basel, wie er schon auf dem zu Constanz gethan, den Schiedsrichter der Christenheit zu spielen; und um den Waffen Englands die Weihe zu geben, musste Johanna widerrufen, der König Karl entehrt werden. Und dieses Bauermädchen vereitelte allen Ehrgeiz des gewaltigen Kirchenfürsten; dazu kamen ihm die Juristen und Geistlichen der Normandie nicht rasch und energisch genug entgegen. Er wandte sich daher geradeswegs an die oberste theologische Instanz des Landes, an die Universität Paris.

Unterdessen versuchte man aufs Neue die arme Gefangene zu brechen, List und Schrecken wurde angewandt, umsonst. Am 11. Mai liess man, als man sie in ihrem Kerker ermahnte, den Henker kommen und sagte ihr, dass Alles zur Folter bereit sei. Aber auch das wirkte nicht. Sie war wieder zu Kräften gekommen und ihre Genesung war von einem seltsamen halb psychologischen halb pathologischen Phänomen begleitet. Wie ihr früherer kriegerischer Muth gebrochen, wie sie weicher geworden war, so hatte auch ihre Vision sich geändert; sie sah nicht mehr den h. Michael, den Anführer der himmlischen Heerschaaren gegen den Satan, sondern den milden Gabriel, den Engel der göttlichen Gnade. „Meine Heiligen (St. Katharine und Margarethe) haben mir es versichert, der Engel Gabriel ist gekommen mich zu stärken.“ Sie widerrief nicht.

Da kam die Antwort der Pariser Universität an; die theologische Facultät erklärte Johannen, auf Grund der zwölf Artikel Cauchons, dem Teufel ergeben und nach dem Blute der Christen dürstend; die juristische Facultät fand sie strafbar, aber mit dem Vorbehalt, wenn sie hartnäckig bliebe, und wenn sie bei gesunden Sinnen wäre. Auf Grund dieser Erklärung ermahnte man Johannen abermals. „Und wenn ich Henker und Feuer vor mir sähe, rief sie, und wäre ich schon im Feuer, ich könnte nur sagen, was ich gesagt habe.“

So war der 23. Mai herangekommen; es drängte den Cardinal Rouen zu verlassen, es musste ein Ende gemacht werden. So wurde denn eine öffentliche furchtbare Ceremonie veranstaltet, um die Gefangene endlich zu erschüttern. Am Abend vorher schickte man drei Priester zu ihr, u. a. Loyseleur, um ihr zu versprechen sie den Händen der Engländer zu entziehen und in den Gewahrsam der Kirche zu geben, wenn sie sich unterwerfen und ihre Männertracht ablegen wollte. Hinter der Kirche St. Ouen waren auf dem Kirchhofe zwei Gerüste aufgebaut; auf dem einen sassen der Cardinal, die zwei Richter und drei und dreissig Beisitzer, einige mit ihren Schreibern zu ihren Füssen, auf dem andern unter den Gerichtsdienern und Folterknechten Johanna in Männerkleidung, ausserdem waren Notare zu-

gegen, um ihre Geständnisse aufzuschreiben, und ein Prediger, um sie zu ermahnen; am Fusse des Gerüstes aber sass der Henker auf seinem Karren, bereit zu Allem. Der Prediger, Dr. Erard, bot all seine gelehrte Beredsamkeit auf und wurde pathetisch. „O du edles Haus Frankreich, rief er, das du immer die Beschützerin des Glaubens gewesen, bist du so getäuscht worden, dass du dich an eine Ketzerin und Abtrünnige hängst!“ Johanna hatte Alles geduldig angehört, aber bei diesen Worten wandte sich der Doctor nach ihr hin und richtete den Finger auf sie: „Zu dir spreche ich, Johanna, und sage dir, dass dein König ein Ketzer und Abtrünniger ist.“ Bei diesen Worten erhob sich Johanna, und alle Gefahr vergessend, rief sie mit erhabenem Muthe: „Bei meiner Treu, Herr, alle Achtung vor Euch in Ehren, aber ich getraue mir wohl zu sagen und zu schwören, gälte es auch mein Leben, dass er der edelste Christ aller Christen ist, derjenige, der den Glauben und die Kirche am meisten liebt, er ist nicht so wie Ihr sagt.“ — „Bringt sie zum Schweigen,“ schrie Cauchon. Sie aber beharrte bei ihrem Glauben; zuletzt versprach sie, sich „dem Papste“ unterwerfen zu wollen. „Der Papst ist zu weit,“ antwortete Cauchon, und las nun die schon fertige Verdammungsacte vor, worin es u. a. hiess: „Noch mehr, hartnäckigen Sinnes habt Ihr Euch geweigert Euch „dem h. Vater“ und dem Concile zu unterwerfen.“ Die Priester beschworen sie aufs Neue, Mitleid mit ihrer Seele zu haben, die Engländer dagegen geriethen in Wuth, schrieen über Verrath; es entstand ein gewaltiger Lärm, der auch Stärkere betäubt hätte; selbst ein Gerichtsdiener, der es sicherlich gut meinte, mengte sich hinein und bat Johannen zu unterzeichnen, sie würde dann gewiss aus dem Gefängniss der Engländer in das der Kirche gethan werden. Also bestürmt, bedrängt, verwirrt, nichts heisser wünschend als den Händen ihrer Todfeinde zu entgehen, gab sie nach. Und als sie nun den bereit gehaltenen Widerruf mit einem Kreuz unterzeichnet hatte (er bestand aus sechs Zeilen, erzählt Michelet, während der später von den Engländern veröffentlichte sechs Seiten enthielt), und zum ewigen Gefängniss verurtheilt war, „um ihre Sünden zu beweinen,“ rief der Bischof Cauchon: „Führt sie hin, wo ihr sie genommen habt.“

So unerhört betrogen, den Engländern aufs Neue überliefert, hatte sie keinen andern Trost mehr als den Tod. Und auch die Engländer verlangten ihn nun immer grimmiger; ihre Wuth kannte keine Grenzen. Schon hatten sie auf dem Kirchhof St. Ouen mit Steinen nach dem Bischof geworfen, als er, statt Johannen zu verfluchen, sie aufs Neue ermahnte; sie zogen das Schwert nach den Priestern und diese, zitternd für ihr Leben, versprachen ihnen, das arme Schlachtopfer schon wieder zu fangen. Warwick selbst, der edle Ritter, der er sein wollte, war einer der Rohesten, und all diese Soldaten, Lords, Feldherren

und Kronbeamten hatten nur Einen Schrei: „Verbrannt muss sie werden.“ Nie ist ein Opfer des National- oder Glaubenshasses so grimmig boshaft verfolgt worden wie dieses, und — es kann nicht oft genug betont werden — es war ein neunzehnjähriges Mädchen. Aber freilich, vor diesem Mädchen waren die stolzen Engländer auf dem Schlachtfeld geflohen wie eine Heerde Schafe. Und wie war dies anders zu erklären als durch ihren Bund mit dem Teufel?

Nun aber war der feste Glaube des Mittelalters, dass der Teufel keine Macht über eine reine Jungfrau habe, und „Jungfrau“ war doch ihr Name! Es galt, sich der Wahrheit zu vergewissern, der Herzog von Bedford veranstaltete abermals die abgeschmackte Ceremonie von Poitiers; seine Frau, die Schwester des Herzogs von Burgund, schickte einige ältere Frauen zu ihr, die aufs Neue den heiligen Namen bekräftigen mussten, den sie in der Geschichte trägt. Da kam — und das ist die entsetzlichste Folter, die ihr bereitet wurde, als sie, der Unterwerfung gehorsam, sich am Freitag, 25. Mai, weiblich gekleidet hatte — den Engländern der scheussliche Gedanke: Wie, da nun einmal der Zauber der Gefangenen in ihrer Jungfräulichkeit bestand, wenn man jenen mit dieser vernichtete? Und, nicht etwa ein roher Kriegsknecht, nein, ein vornehmer Herr, ein Lord erbot sich, die geheimnissvolle Macht, vor der das englische Volk zitterte, zu vernichten. Johanna hat es in der Beichte dem Priester geoffenbart. Aber Gott, zu dem sie rief in dieser höchsten Noth, gab ihrem Arm die Kraft, den brutalen Versuch zu vereiteln, und der Teufel wich mit Wuth und Entsetzen zurück vor dem Engel, — nachdem er ihn geprügelt hatte!

Allen Stolz Englands in Ehren, — dies Volk hat eine grosse Sendung in der Geschichte, und Schwächen hat ja jeder einmal, Volk wie Mensch, — aber ich wäre unglücklich, wenn man auf meines Volkes Geschichte eine solche Schandthat lasten sähe wie die, so damals an der Jungfrau begangen wurde. Was nun folgt, so tückisch teuflisch es auch ist, es bereitet doch die Erlösung der Märtyrerin vor.

Am folgenden Sonntag früh, am Trinitatisfeste, hatte sie aufzustehen und rief ihre Wächter, sie loszuketten. Einer von ihnen riss ihr die Frauenkleider weg, warf ihr ihr Männerkleid hin und sprach: „Stehe auf.“ — „Ihr wisst, ihr Herrn, sagte sie, dass es mir verboten ist; ich werde dies sicher nicht thun.“ So musste sie sich bis Mittag mit ihnen herumstreiten; da zwang sie denn das leibliche Bedürfniss hinauszugehen und sie nahm das einzige Kleid, das man ihr gelassen hatte. Wie sie beim Wiedereintreten ihre Wächter auch bat, sie wollten ihr keine andern Kleider geben (selbst das moderne England macht sich in seinen Historikern zum Mitschuldigen, denn Lingard und Turner verschweigen diesen Umstand); sofort wurden die Ge-

richtsbeisitzer gerufen, um den Bruch des Widerrufs zu bestätigen und Cauchon sprach lachend zu Warwick: „Nun haben wir sie."

Sie aber hatte sich auch in ihr Schicksal ergeben. Die Stimme ihres Gewissens hatte durch ihre Heiligen zu ihr gesprochen: „Es ist ein grosser Jammer, dass du abgeschworen hast, um dein Leben zu retten;" und als Tags darauf der Bischof mit dem Inquisitor und acht Assessoren wiederkam, um sie wegen der männlichen Kleidung zu befragen, entschuldigte sie sich nicht, sondern antwortete ruhig, dass ihr diese Kleidung besser zieme, so lange sie von Männern bewacht würde, dass man übrigens ihr Wort gegen sie gebrochen habe; wolle man sie aber in einem ruhigen sichern Gefängniss halten, so wolle sie folgsam thun, was die Kirche verlange. Als Cauchon von ihr ging, rief er den Engländern auf Englisch zu: „Farewel, seid guter Dinge, 's ist nun aus!"

Am Dienstag riefen die Richter in aller Eile und Unordnung eine Versammlung von Beisitzern aller Art zusammen, — von Recht uud Gerechtigkeit war ja keine Rede mehr — und verlangten ihre Meinung. Diese fiel dahin aus, dass man die Angeklagte wieder vorfordern und ihr die Abschwörungsacte vorlesen müsse. Darauf waren die Richter nicht gefasst, ihr eignes Leben stand ja übrigens in Gefahr, wenn sie den Engländern nicht den Willen thaten. Sie fassten in aller Eile eine Vorladung an die Gefangene auf den andern Tag früh acht Uhr ab, übrigens war es eine abgemachte Sache, ohne weiteres Verhör und ohne neuen Spruch, sie sollte verbrannt werden.

Der dreissigste Mai, ein Mittwoch, brach an. O Maienmond, o wonniger Monat des Lenzes und der Blumen! Die katholische Kirche hat ihn der Verehrung der h. Jungfrau geweiht und ihn Marienmond genannt. Wohl war er der Monat der „Jungfrau", einer wahrhaft Heiligen. Am 8. Mai, nur zwei Jahre vorher, hatte sie auf offenem Feld vor den Thoren von Orleans am Altare den wunderbaren Sieg über die Feinde ihres Landes gefeiert; es war nur eben ein Jahr am 24. Mai, als sie, die Befreierin ihres Volkes, in die Hände dieser nämlichen Feinde gefallen war; und nun, in demselben Maimond, sollte sie, die Jungfrau im Lenze des Lebens, die reine Blume, durch die Flammen eingehen in den ewigen Lenz!

Aber sie war ein Weib und jung, und das Leben ist immer süss; als nun der Beichtvater kam, den ihr Cauchon schickte, der Bruder Martin Ladvenu, „um ihr den Tod anzukündigen und sie zur Busse anzuhalten", als sie nun vernahm, welches grausamen Todes sie sterben sollte und zwar noch am selben Tage, da brach sie in lauten Jammer und Thränen aus, rang die Hände und zerraufte sich die Haare; „O, was man mich schrecklich und grausam behandelt! soll denn mein Leib, so ganz und gar rein und niemals entweiht, heute ver-

brannt und zu Asche gewandelt werden! Wehe, wehe! ich möchte lieber siebenmal enthauptet als so verbrannt werden! . . . Ich berufe mich auf Gott den grossen Richter, über das Leid und Unrecht, das man mir anthut!"

Mit unsagbarer Rührung sieht man das echt Menschliche bis zu dem letzten Augenblick in dieser Märtyrerin der reinsten Liebe zum Vaterlande durchbrechen, dies eben bringt sie uns so nahe, macht sie uns um so anbetenswerther. Denn das ist ja das Schöne, das Erhebende an ihr, dass sie, die uns heutzutage von Priestern entrückt werden soll, im Grunde so menschlich gewesen und geblieben ist. Da ist nichts von jener Verzückung, die die ersten Christinnen, wenn sie im Circus zu Rom den reissenden Thieren preisgegeben wurden, fast gefühllos gegen den Schmerz machte, von jener Verachtung des irdischen Lebens, für das uns doch Gott zuerst geschaffen hat und dem jene Opfer des heidnischen Hasses, den Blick schwärmerisch auf den Himmel gerichtet, mit Entzücken entrannen. Nein, mit Schmerzen erlitt das junge Mädchen aus Domremy den qualvollen Tod, mit Schmerzen sagte sie der blühenden Jugend Lebewohl, mit Schmerzen schied sie von dieser schönen Erde, aus diesem schönen Leben, denn sie hing eben an ihm mit aller Kraft der Jugend; ja — und was ist allen Kirchenheiligen fremder? — sie freute sich des reinen jungfräulichen Leibes, in welchem sie auf Erden wandelte. Sie nannte ihn in ihrer Muttersprache: „mon corps, net en entier, qui ne fut jamais corrompu." Nein, Johanna d'Arc gehört nicht dem römischen Pfaffenthume an, sie ist unser, sie gehört, das zarte menschliche Wesen, der Menschheit!

Als Johanna wieder zu sich kam, beichtete sie — was hatte das Kind zu beichten? — und bat um das h. Abendmahl. Aber sie war ja als „Ketzerin", als „Abtrünnige" verurtheilt worden? Wie konnten ihr nun die Richter das Sacrament bewilligen? Niemand aber trieb gotteslästerlicheren Spott mit dem kirchlichen Glauben als diese Elenden. „Gebt es ihr, rief der Bischof, und Alles was sie haben möchte." Er hatte also gelogen, als er sie verdammte? Oder der praktische Freigeist betrachtete das als eine Bagatelle; was er der Angeklagten als Verbrechen angerechnet hatte, war ihm selbst gleichgültig? Oder that er es nur, wie Michelet meint, um sie zu beschwichtigen, damit sie gelassen stürbe? Dass dieser Judas aber wohl sich des gotteslästerlichen Widerspruchs bewusst war, geht daraus hervor, dass man die Hostie erst ohne alles dem „Venerabile" gebührende Gepränge brachte. Der gewissenhaftere Priester duldete dies aber nicht, das Domkapitel schickte der Jungfrau die Hostie unter zahlreicher Begleitung von Fackeln und Priestern; letztere sangen im Gehen die Litanei der Sterbenden und riefen dem Volke, das vor dem vorüber-

getragenen Allerheiligsten auf den Strassen niederkniete, zu: „Betet für sie!“

Als Johanna nach der Communion den Bischof gewahr wurde, sagte sie zu ihm: „Bischof, ich sterbe durch Euch. Wenn Ihr mich in kirchliches Gefängniss gethan und mir kirchliche Wächter gegeben hättet, so wäre dies nicht geschehen. Deshalb thue ich von Euch Berufung auf Gott!“ Einen der anwesenden Prediger aber frug sie: „Ach, Meister Pierre, wo werde ich heute Abend sein?“ — „Habt Ihr nicht gute Hoffnung auf den Herrn?“ erwiderte dieser. — „O ja! sagte sie, mit Gottes Hilfe werde ich im Paradiese sein.“

Und nun begann der Zug. Es war gegen neun Uhr des Morgens, als sie, in weiblicher Kleidung (zum Sterben hatte man ihr diese zurückgegeben!), auf einen Karren gethan wurde; neben ihr sassen der Priester Ladvenu und der Gerichtsdiener Massieu, der später für sie ausgesagt hat. Auch der Augustinermönch Isambart, der ihr schon muthige Theilnahme gezeigt hatte, wollte sie begleiten. So ging der Zug durch die zitternde Volksmenge, mit gezückten Schwertern hielten achthundert Engländer dieselbe in schweigender Ruhe; die Verlassene aber weinte und jammerte: „O Rouen, Rouen! soll ich denn hier sterben?“ Das war das einzige Wort, das von ihren Lippen kam. Sie hatte keine Klage gegen ihren König, der sie so schamlos schnöde verlassen, nicht einmal ihre Heiligen klagte sie an, die ihr doch — sie hatte es versichert — die Befreiung, die Rettung versprochen hatten. Die Befreiung! Ja, dort, auf dem Altmarkt von Rouen wartete diese ihrer. Noch am 27. Februar, wie am 17. März, hatte sie gesagt, dass sie binnen drei Monaten durch ein Wunder gerettet werden würde. Sie hatte wahr gesagt, die drei Monate waren eben vorüber, als sie, zwar durch kein Wunder, sondern durch die Flammen, aus den Händen der rohesten Bosheit gerettet wurde.

Drei Gerüste waren errichtet; auf dem einen sassen der Cardinal und der Bischof mit den Priestern, auf dem andern die Richter mit dem Amtmann, dem Prediger und der Jungfrau; das dritte war der Scheiterhaufen von Gyps, überladen von Holz, ein wahrer Holzhügel, absichtlich so hoch gethürmt, damit der Henker, den das sehr jammerte, sie nicht etwa vorher rasch abfertigen könnte, damit sie, langsam verbrennend, von der ganzen Menge in ihrer weiblichen Gebrechlichkeit gesehen werden könnte!

Zuerst hielt ein berühmter Gelehrter der Pariser Universität, Magister Nikolas Midy, eine Predigt über den Text: „Wenn ein Glied der Kirche krank ist, so ist die ganze Kirche krank“; als er geschlossen, wandte er sich an dies „kranke abzuhauende Glied“ und sprach: „Johanna, gehet hin in Frieden, die Kirche kann dich nicht vertheidigen.“

Der protestantische Leser muss wohl beachten, welch scheusslicher Heuchelei die römisch katholische Kirche sich bei diesen Hinrichtungen schuldig gemacht hat; nicht sie (nach ihrer Erklärung) hat die armen Opfer ihrer teuflischen Glaubenswuth verbrannt; nein, sie hat dieselben nur aus ihrem Schoosse gestossen und der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben; diese letztere (sagt die Kirche) hat die Grausamkeit begangen, auf dieser ruht die Verantwortlichkeit, auf dieser die Schande. So hat es noch unter dem zweiten Kaiserreich im südlichen Frankreich ein Priester dem Geschichtslehrer eines Gymnasiums erklärt.

Nach beendigter Predigt ermahnte der Bischof von Beauvais die Verurtheilte, an ihr Seelenheil zu denken, sich ihrer Missethaten zu erinnern, um Busse zu thun. Die Beisitzer hatten an das rechtliche Herkommen erinnert, dass dem Verurtheilten noch einmal seine Abschwörung vorgelesen würde; aber der Bischof kümmerte sich auch nicht um dieses Herkommen, sie hätte ja abermals widerrufen können. Johanna aber war niedergekniet und hatte Gott, die h. Jungfrau, den Erzengel Michael und ihre Heiligen im Gebete angerufen. Sie vergab Allen und bat, dass man ihr vergäbe; darauf sagte sie zu den Umstehenden: „Betet für mich!“ Die Priester aber bat sie, Jeder eine Messe für ihr Seelenheil zu lesen, so demüthig, so fromm, dass Alle gerührt waren. Es ist unerhört, aber die zeitgenössischen Manuscripte sagen es: der Bischof Cauchon selbst weinte, der Bischof von Boulogne schluchzte laut, ja auch Engländer, sogar Winchester, vergossen Thränen!

Nur zu bald aber kamen die Richter wieder zu sich; Cauchon wischte sich die Thränen aus den Augen und las laut die Verurtheilung ab. Und als er nun alle Sünden, die er der Unglücklichen angelogen hatte, wieder aufgezählt, als er ihr vorgeworfen hatte, zur männlichen Kleidung zurückgekehrt zu sein, „wie der Hund zurückkehrt zu seinem Auswurf,“ da schloss er mit den Worten: „Und so erklären wir dich für ein verfaultes Glied und als solches abgehauen von der Kirche. Wir überliefern dich der weltlichen Macht, sie jedoch bittend (das Krokodil!), ihr Urtheil zu mässigen und dir den Tod und die Verstümmelung der Glieder zu ersparen.“

So war sie aus der Kirche gestossen. Aber „das Reich Gottes ist in Euch,“ sagte zu eben dieser Zeit das Buch „von der Nachfolge Christi“ (II, 1) und weiter: „Keiner von den Propheten soll zu mir sprechen, sondern du vielmehr sprich, mein Herr und mein Gott, denn du allein kannst mich vollkommen unterweisen, sie aber vermögen nichts ohne dich.“ (III, 2). Und so vertraute die Ausgestossene, sich selbst überlassen, auf Gott. Sie bat um ein Kreuz. Ein Engländer machte ihr eines aus zwei Holzstäben, sie nahm es mit frommer

Dankbarkeit an, küsste es und barg es unter ihr Gewand; aber sie wünschte ein wirkliches Crucifix, ein Kirchenkreuz, um im Sterben den Blick darauf heften zu können. Massieu und Isambart drängten, bis man ihr das der nahen Pfarrkirche St. Sauveur brachte; während sie es küsste, sprach ihr Isambart Trost zu. Da wurde den Engländern die Zeit lang, Mittag war herangekommen, die Hauptleute riefen: „Na, ihr Priester, wollt ihr uns hier Mahlzeit halten lassen?“ Und ohne zu warten, bis der Amtmann kraft des Gesetzes und seines Amtes Johannen überliefert hatte, schickten sie zwei Profosse hinauf, die sie aus den Händen der Priester rissen. Unten wurde sie von den Soldaten ergriffen und zu dem Henker geschleppt, zu dem sagten sie: „Thu dein Amt.“ Diese gräuelvolle wilde Rohheit gegen das arme wehrlose Opfer war so entsetzlich anzusehen, dass viele Anwesende, selbst mehrere Richter davonliefen, um nichts mehr zu sehen. Sie aber, zitternd unter den rohen Leuten, welche Hand an sie legten, rief: „O Rouen, du sollst also meine letzte Wohnung sein!“

Was jetzt in ihrer Seele vorging, ob sie wirklich irre ward an ihren „Heiligen“, ob sie sich von ihren Heiligen betrogen glaubte, die ihr die Rettung versprochen nach ihren Worten, der Geschichtschreiber hat es ergründen wollen; ich glaube es nicht. Uebrigens wie auch in dieser furchtbarsten Qual, die einem Menschen, einem Mädchen vorbehalten sein kann, ihr Herz gelitten haben mag, sie hat keine Klage geäussert und, wie die Zeitgenossen sich ausdrückten, „sie sündigte nicht mit den Lippen.“ Im Gegentheil, noch Mitleid hatte sie mit dem Volke, das ein so grosses unerhörtes Verbrechen zuliess; als sie oben auf dem Scheiterhaufen stand und nun die grosse Menge und die grosse Stadt überblickte, sprach sie: „O Rouen, Rouen, ich habe grosse Angst, dass du um meinen Tod zu leiden haben wirst!“

Und nun wurde sie nach dem Brauche des katholischen Mittelalters an den Pfahl gebunden und es ward ihr die Ketzermütze aufgesetzt, worauf die Worte standen: „Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige, Götzendienerin.“ Nun zündete der Henker die Flamme an; sie sah es und stiess einen Schrei aus; der Priester Ladvenu, der mit ihr hinaufgestiegen war, ermuthigte sie, sie aber (o wahres Wunder der Seelengüte, o wahrhaft heiliges Mitleid!) vergass sich selbst, dachte nur an die Gefahr, der er sich aussetzte, und hiess ihn hinabsteigen.

Und jetzt, in diesem schrecklichsten Augenblick, trat, ohne Zweifel auf Winchesters Befehl (und das ist, sagt mit Recht Michelet, der sichere Beweis, dass sie bisher nichts ausdrücklich widerrufen hatte), Cauchon an den Fuss des Scheiterhaufens und drang noch einmal in die Unglückliche, um ein Geständniss zu erhalten. Umsonst. Das Eine Wort, das sie sprach, war dasjenige, das sie schon am Morgen zu ihm gesprochen: „Bischof, ich sterbe durch Euch. Wenn Ihr mich

in kirchliches Gefängniss gethan hättet, so wäre dies nicht geschehen. Ich mag gut gethan haben oder übel, mein König ist für nichts dabei; nicht Er hat mich berathen."

Unterdessen stieg die Flamme empor. Noch einmal verrieth sich die gebrechliche menschliche Natur in ihr, sie zuckte zusammen und bat um Weihwasser. Weihwasser, sagte sie, die Unglückliche, sie meinte wahrscheinlich: Wasser. Aber rasch kam ihr die Ergebung wieder und mit gläubiger Festigkeit sprach sie den Namen Gottes, ihrer Engel und Heiligen aus. Der Priester, dem sie am Morgen gebeichtet, der sie auf den Scheiterhaufen begleitet hatte und der ihr fortwährend am Fusse desselben das Crucifix entgegenhielt und Trost zusprach, hat es später und mit ihm der Augustiner Isambart bestätigt; noch aus den Flammen rief sie: „Meine Stimmen waren von Gott, meine Stimmen haben mich nicht betrogen." Dann nannte sie mehrmals den Namen des Erlösers. Zuletzt stiess sie einen Schrei aus: „Jesus!" und neigte ihr Haupt und verschied. —

Zehntausend Menschen weinten; nur einige Engländer lachten oder versuchten zu lachen. Einer von ihnen hatte geschworen, eigenhändig ein Reisigbündel zu den Flammen zu tragen; in dem Augenblick wo er es hinwarf, gab sie den Geist auf, er fiel um, seine Kameraden führten ihn in eine Schenke, um ihn zu erfrischen, er war ganz ausser sich und sagte: „Ich habe mit ihrem letzten Seufzer eine Taube aus ihrem Munde fliegen sehen." Er erholte sich nicht und starb bald. Der Henker war entsetzt, er beichtete am Abend dem Priester Isambart, aber er fand keine Ruhe, er konnte nicht glauben, dass Gott ihm je vergeben werde. Ein Secretär des Königs von England sagte, als er von der Hinrichtung zurückkam, mit lauter Stimme: „Wir sind verloren, wir haben eine Heilige verbrannt!"

Alle, die der Verurtheilung der Jungfrau schuldig waren, sind bald darauf eines elenden Todes gestorben; der Bischof Cauchon ist auf dem Concil zu Basel plötzlich unter der Hand seines Barbiers verreckt; Guillaume de Flavy, welcher die Jungfrau zuerst verrathen hatte, wurde in seinem Bette von seiner eigenen Frau erwürgt; Estivet erstickte in einem Sumpfe bei Rouen; Nicolas Midy wurde vom Aussatz weggerafft; der Viceinquisitor Jean Le Maître verschwand, man weiss nicht wohin. Ludwig XI., der zu arg verleumdete volksfreundliche König, that, was sein Vater Karl VII. nicht gethan; er liess die noch überlebenden Schuldigen einziehen und sterben, wie ihr Opfer gestorben war.

Dem armen Vater Johannens brach bei der Kunde von ihrem qualvollen Tode das Herz; er holte sie bald ein. Ihre Mutter zog im Jahre 1440 nach Orleans, sie erhielt von der Stadt alljährlich

eine Leibrente, am 28. November 1458 starb sie hier. Dem Chronisten Lottin zufolge bewohnte sie das Haus Nr. 14 der rue des Pastoureaux. Ich habe in der Nähe des Hauses gewohnt; die Nachbarn werden nun wissen, warum ich, wenn ich daran vorbeiging, mein Haupt entblösste. Neuere Forschungen aber haben dargethan, dass die Mutter mit ihrem Sohne Pierre in der rue des Africains Nr. 2 gewohnt hat, welches Haus Pierre am 8. Mai 1452 vom Abt von St. Euverte erhielt. Dieser war nebst dem andern Bruder Jean mit Johannen bei Compiègne gefangen worden; beide erhielten nach einigen Jahren ihre Freiheit wieder.

Im Jahre 1441 kam auch der Herzog Karl von Orleans nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit aus der Gefangenschaft zurück; sein Bruder, der Bastard, hatte seine Versöhnung mit dem Herzog von Burgund vermittelt; aus Dankbarkeit schenkte Herzog Karl dem Bastard, der im Mai 1429 „Nous, Jehan, bastart d'Orléans, comte de Porcieu et de Martaing, grant chambellan de France, et lieutenant de Monseigneur le Roi sur le fait de la guerre et duchié d'Orléans, contez*) de Blois et de Dunois" zeichnete, die Grafschaft Dunois, von der der Bastard nun den Namen trug.

Im Jahre 1453 endete der Krieg mit England, das alle seine Besitzungen in Frankreich verlor, bis auf Calois, das erst 1558 von den Franzosen wieder genommen wurde. Einige Jahre nach dem Tode Johannens, 1436, erschien eine Betrügerin, die sich für die Jungfrau ausgab und vorgab, dem Feuertode entronnen zu sein; sie muss ihr sehr ähnlich gesehen haben. Es gelang ihr, einen Herrn des Armoises in Lothringen zu heirathen; als der Betrug entdeckt wurde, verschwand sie unter Schimpf und Schande, man weiss nicht, wohin.

Zwanzig Jahre nach dem Tode Johannens wurde, auf Ansuchen der Mutter, Brüder und Verwandten derselben, der Prozess der Rehabilitation vorgenommen; im Juli 1456 wurde die Ehrenrettung des Andenkens der Märtyrerin in Rouen ausgesprochen, Ende desselben Monats in Orleans. Zugegen waren hier die Mutter und der Bruder Johannens, Pierre, sowie unter Anderen Charlotte Boucher, nun Frau Havet, die mit der Jungfrau das Bett getheilt hatte. Kurz darauf errichteten die Frauen und Jungfrauen der Stadt Orleans auf ihre Kosten (sie beraubten sich ihrer Kleinodien und Ersparnisse dazu) ihrer Retterin ein prächtiges Denkmal auf der Brücke. Auch Rouen errichtete später eins.

Ausser diesen beiden Städten und dem Dorfe Domremy wurde

---

*) Das Gesperrte ist die Schreibweise des Bastards für grand, duché, comtés.

aber Johanna in Frankreich bald vergessen; eine neue Zeit brach an, die Renaissance; dann kam das Zeitalter Ludwigs XIV.; da war kein Sinn mehr für das Mädchen von Orleans. Nur diese Stadt feierte fort und fort mit treuer Anhänglichkeit alljährlich das Gedächtniss Johannens.

Im achtzehnten Jahrhundert dichtete Voltaire sein verrufenes komisches Epos. Das Gedicht war eine Jugendsünde, der Verfasser hat sich nicht immer dazu bekennen wollen; die Franzosen haben es mit Recht ein nationales Verbrechen genannt. Wir werden weiter unten die Schuld Voltaires auf das rechte Maass zurückführen. Die Quellen und Urkunden der Geschichte wurden erst am Ende des Jahrhunderts wieder entdeckt und zum Theil veröffentlicht. Durch das Lesen derselben wurde Schiller zu seinem Drama begeistert. So streng wir auch jetzt über dasselbe urtheilen, die Absicht des Dichters war eine edle und das Andenken der Retterin Frankreichs, beschimpft durch den Franzosen Voltaire, wurde erst seit dem Drama des deutschen Dichters populär, fast noch mehr in Deutschland, als in Frankreich. Die französische Poesie hat ja auch nichts geliefert, was der Jungfrau völlig würdig wäre. Alle Kunst erlahmt eben an diesem Stoffe.

Die Geschichte allein ist das würdigste Denkmal Johannens. Aber noch fehlt ein historisches Werk, das diese Aufgabe vollkommen gelöst hätte; sind doch auch eine Menge Documente erst in neuester Zeit entdeckt worden. Das letzte Werk über die Jungfrau, von Wallon, wird allerdings gerühmt, ist aber doch nicht vollkommen. Ich warne vor Allem, was weibliche Federn über Johanna geschrieben haben. Das beste Werk ist noch immer, trotz einiger Mängel, das von Michelet; am Schluss meiner Erzählung bin ich vorzüglich seinem Gange gefolgt. Nur zu dem Vorhergehenden fehlten dem grossen Historiker, mit dem ich schon früher darüber correspondirt hatte und der meine Ansichten auf das Anerkennendste aufnahm, die Urkunden, die der berühmte, leider! verstorbene Prof. Jules Quicherat seitdem aufgefunden hat. Das Werk des Letzteren, ehemaligen Directors der Ecole des Chartes und des Nationalarchivs, umfasst alle Quellen und Urkunden dieser Geschichte; es ist die Frucht eines wahrhaft frommen Fleisses; die edelste Seele legt damit das ehrendste unverfälschte Zeugniss für die heilige Dulderin ab. Der Verfasser dieses ist dem Verstorbenen für vielfache briefliche Belehrung zu grossem Dank verpflichtet; er legt diese Skizze als einen Kranz auf das Grab nieder, das am Ostermontag des Jahres 1882 seine irdische Hülle aufnahm. Den irdischen Streitigkeiten entrückt, wird er jetzt den idealen Gehalt des Lebens und Sterbens der Jungfrau in voller Klarheit erkennen.

In der Begeisterung für die Jungfrau war Michelet mit J. Quicherat

Eins. Niemand auch ist so tief in das Verständniss von Johannens Seelenleben eingedrungen, wie der Geschichtschreiber, den der Bretagner G. Lejean „den Shakespeare unter den Historikern" genannt hat. Eins vor Allem hat Michelet scharf und richtig hervorgehoben, und das wird kein Canonisationsversuch moderner Priestereitelkeit wegleugnen können, es ist der protestantische Charakter im Wesen Johannens. Darüber gehen die anderen Franzosen, die sonst Michelet gern abschreiben, wohlweislich hinweg, aber es ist doch wahr, was der Letztere gesagt hat: Johanna gründete auf dem Scheiterhaufen das Recht des Gewissens, die Autorität der inneren Stimme."

Und so sei sie uns denn doppelt theuer, als ein Vorbild des reinsten Patriotismus, als welches sie uns Schiller hingestellt hat, und als eine Vorläuferin des grössten Werkes des deutschen Volkes, der Reformation.

Und Frankreich? Die Geschichte seines religiösen Lebens ist traurig. Als nun die Reformation ausbrach, wurde sie hier in Blut und Feuer erstickt, wie einst die freiere religiöse Gesittung der Albigenser; die Sanct-Barthélémy und die Ligue sind unauslöschliche Schandflecke. Aber ebensowenig ist das Zeitalter Bossuets und Ludwigs XIV. ein Muster religiöser Gesittung; die Widerrufung des Edicts von Nantes, die Dragonaden, die Vernichtung des Jansenistischen Port-Royal vollenden die Gräuel des sechszehnten Jahrhunderts. Die Folge davon ist der Atheismus und Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts; selbst die Toleranz, wie sie von Voltaire und Anderen gelehrt wird, trägt oft ein antireligiöses Gepräge. Der Schweizer J. J. Rousseau bringt nun den Franzosen als Ersatz die natürliche Religion, welche Robespierre versucht zur Staatsreligion der Republik zu machen. Dann tritt die römische Kirche durch Napoleon und die Restauration wieder in ihre alten Rechte ein.

Aber ein Umschwung hat sich doch vollzogen. Die katholische Kirche hat den freien Gedanken nicht zu tödten vermocht, andererseits verlangt das religiöse Bedürfniss nach Befriedigung. Der französische Protestantismus, wie er nun einmal aus den Verfolgungen hervorgegangen ist, vermag diese Befriedigung nicht zu gewähren; über dessen Mängel und Gebrechen anderswo. So wie die Geister sind, findet der deutsche Protestant in Frankreich grössere Seelenharmonie unter der aufgeklärten Gesellschaft, die nur dem Namen nach katholisch ist.

So fand Verfasser dieses in seinem Gastfreunde, dem Arzte und Philosophen Guépin in Nantes, Verfasser der „Philosophie du XIXe Siècle", einen Mann von religiöser Milde, Aufopferung und Bildung, wie er ihn in den protestantischen Kreisen Frankreichs nicht wieder-

gefunden hat. Und doch drängt es diese religiös fühlenden, aber aufgeklärten Kreise nach einem offenen Bruche mit der officiellen Kirche, an die sie den Glauben verloren haben. Ein Gespräch, das der Verfasser eines Tages in den sechziger Jahren zu Orleans anhörte, machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Die Schullehrer des Departements waren zu einer Conferenz hierher berufen worden; einige derselben kamen dann in einem Café zusammen. „Ja," sagten sie, „eine Veränderung muss in unserem kirchlichen Leben vor sich gehen, die Protestanten gehen nur zu weit." Man begreift, warum die katholische Kirche die Lehrerschaft des Staates fürchtet, wohl auch hasst; sie hat sie möglichst durch die geistlichen Brüderschaften (frères de la doctrine chrétienne, frères Lamennais etc.) zu verdrängen gesucht; das heutige Ministerium des öffentlichen Unterrichts dagegen sucht die feste antikirchliche Gründung der Republik auf die staatliche Lehrerschaft zu stützen. So reformirt man jetzt den Unterricht und entzieht ihn der Kirche, lässt daneben aber doch die Kirche bestehen: ein widerspruchsvolles System, das weiter unten noch einmal besprochen werden soll.

In Orleans selbst, der „Ville de la Pucelle," ist das Gedächtniss und die alljährliche Feier der Jungfrau auf das innigste mit der Kirche verwachsen. In Zeiten politischer Gährung, wo man mit dem Klerus in Zwiespalt lag, hat man sich bei dem Feste auch ohne ihn beholfen. Ein ergreifendes Moment, von dem sich sogar dortige Protestanten gerührt fanden, bleibt aber immer die Vorfeier am Abend des 7. Mai. Um acht Uhr, zu welcher Stunde Jeanne d'Arc nach der Einnahme des Forts der Thürme über die Brücke in die Stadt eingezogen war, wird in der Nähe des Platzes dieses Forts auf dem linken Ufer ein Feuerwerk abgebrannt; alle Glocken läuten; aus der nahen Kaserne zieht ein kriegerischer Zug über die Brücke durch die Stadt vor die Kathedrale. Hier wartet unter dem imposanten Portal der Bischof mit seinen Geistlichen, um ihn die Banner der Heiligen der Stadt und die der hl. Katharina und Margaretha, deren Stimmen einst Johanna vernahm. Nun zieht der Maire mit dem Stadtrath aus der Mairie, die dem Dome schräg gegenüber steht, und überreicht dem Bischof das Banner der Jungfrau, das die Nacht in der Kirche zubringen soll. Darauf ertönen Kirchengesänge, das Schiff und die Thürme der Kathedrale werden plötzlich durch bengalische Flammen erleuchtet, Musikfanfaren schmettern durch die Luft und das Jauchzen des Volkes erfüllt den Platz. Am folgenden Tage wird alljährlich bei der kirchlichen Feier von einem Priester eine Lobrede gehalten, darauf findet eine glänzende Procession zu dem Kreuze statt, das in der Nähe des ehemaligen Forts der Thürme 1817 errichtet worden ist. Wird, wenn einmal die

französische Republik mit der römischen Kirche gebrochen haben wird, die protestantische Geistlichkeit bei dieser Feier die Stelle des katholischen Klerus einnehmen? Man hat nicht vergessen, dass die Hugenotten im October 1567 bei der zweiten Einnahme der Stadt Orleans das Denkmal der Jungfrau auf der Brücke zerstörten. Diese tolle Bilderstürmerei, die zwar nur den Kirchenbildern galt, verletzte auch das nationale Gefühl, und Jeanne d'Arc hätte am wenigsten darunter leiden sollen. In ihrer jetzigen Gestalt hat die protestantische Kirche Frankreichs zu sehr mit den nationalen Traditionen gebrochen, um allgemein volksthümlich werden zu können. Um national zu werden, müsste sie sich mit dem (geläuterten!) Geiste der Renaissance versöhnen. Wie im 16. Jahrhundert auf beiden Seiten gefehlt wurde, jedoch auf der der katholischen Hofpartei am meisten, das können wir hier nicht entwickeln.

Aber müsste es denn stets ein Priester sein, der die Lobrede halten soll? Könnten denn nicht auch Bürger sich dieser Pflicht der Dankbarkeit entledigen? Die Bürger von Orleans waren ja die treuen Patrioten, der Bischof hatte die Stadt verlassen. Und es wäre passend, dass das wunderbare Ereigniss nach den verschiedenen Seiten von den verschiedenen Ständen — Soldaten, Advokaten, Aerzten, Landleuten u. s. w. — dargestellt würde. Da aber ein Weib die Stadt gerettet hat, so sollten auch die Frauen bei der Gedächtnissfeier eine Rolle spielen; jetzt bleiben sie ganz entfernt davon. Statt des Klerus wie jetzt, werden einst und zwar in nicht allzuferner Zeit — die Frauen der Bürger von Orleans unter dem Domportal das Banner der Jungfrau von Orleans erwarten, eine Jungfrau aus Orleans wird es aus den Händen des Maires der Stadt empfangen und damit vor dem Altare im Dome niederknieen, um dort aus jungfräulichem Herzen unter Glockengeläute und feierlichem Orgelklang für die Bürgerschaft ein inbrünstiges Dankgebet zu Gott zu sprechen, der einst die schwache Jungfrau erwählt hatte, um die Starken zu demüthigen.

Diesen Wunsch, diese Hoffnung hatten wir schon vor einigen Jahren in einer Biographie des Bischofs Dupanloup ausgesprochen. Was wir damals gesagt, ist in Orleans beachtet worden. Unserem Wunsch und Rath gemäss hat im Jahre 1882 zum ersten Mal, neben dem Priester, auch ein Laie die Lobrede auf Jeanne d'Arc gehalten und so dem Gedanken des deutschen Verehrers der Jungfrau im Herzen Frankreichs zum Siege verholfen. Diesen Vorgang werden wir im Schlussartikel schildern.

II. Vor der Bildsäule der Jungfrau von Orleans.

So standst du da, das Schwert in deiner Rechten.
Die Brust durchflammt vom Muth der Cherubim.
Für's Vaterland, für's heilige, zu fechten,
So trieb dich's fort mit Sturmes Ungestüm;
Mir ist, als hört' ich die Trompeten klingen,
Noch an mein Ohr den Feldruf mächtig dringen,
Als müsstest du herab von diesem Stein
Dich wieder werfen in der Feinde Reih'n.

An diesen Mauern haben sie gestürmet,
Hier haben auf der Führer brit'schen Ruf
Zum blut'gen Kampf sie Werk auf Werk gethürmet.
Hier donnerte der fremden Rosse Huf
Und von des Lagers wild verworr'nem Brausen,
Von der Geschütze fürchterlichem Sausen,
Der Schwerter Klirr'n und der Trompeten Klang
Erzitterte das treue Orleans.

Da an der Spitze deiner fränk'schen Ritter,
So tödtlich furchtbar und so flammend schön
Gleichwie im Lenz ein nächtliches Gewitter,
Stiegst du herab von deiner Heimath Höhn,
Und wie die rasche Schnitterin die Saaten,
Schlugst du die Feinde, die dein Land zertraten;
Zu Schanden ward vor deines Auges Blitz,
Dem heiligen, des Feindes schnöder Witz. —

So stand sie da, den Helm auf ihren Locken,
Durch die von sechzehn Sommern erst der Kranz
Sich schlang mit seinen duft'gen Blumenglocken,
Das Auge leuchtend wie von Götterglanz;
Begeistert schwoll der jungfräuliche Busen,
Auf ihren Lippen sass der Gott der Musen;
Hehr wie die Freiheit, wie die Liebe mild,
So stand sie da, Johannas schönes Bild.

Was ich damals gedacht, was ich empfunden,
Nicht Worte fassen jene Seligkeit;
Ich fühlte mich ein Held in jenen Stunden,
Ein Gott von allem Irdischen befreit.
Für alles Höchste, was die Seele kennet,
Mit ihren liebsten, schönsten Namen nennet,
Für Freiheit, Liebe, Ruhm und Vaterland
Fühlt' ich das Herz begeistert und entbrannt.

O heil'ges Pfingsten meines Jugendstrebens,
Da weihend mir mein Genius gelacht,
Da sich vor ihr die Blume meines Lebens
Entfaltete zu Glanz und Licht und Pracht!
Wie Glockenklänge klar durch sonn'ge Lüfte,
Wie aus dem Kelch der Blumen süsse Düfte,
Schwang sich die Seele aus dem Kelch der Brust
Zum Himmel auf in unnennbarer Lust.

Wohl dem, dem so wie mir der Schönheit Sonne
Des Lebens Lenz verklärt mit sel'gem Glanz,
Dem Freiheit, Dichtkunst und der Liebe Wonne
Das Haupt geschmückt mit ihrem duft'gen Kranz!
Doch ach! prophetisch klang in jener Stunde
Johannas Lebewohl aus ihrem Munde;
Der Feldruf scholl und statt der süssen Braut
Ward ich im Kampf der Freiheit angetraut.

Warum, o Freiheit, ist dein heilig Feuer
Wie Molochs menschenmörderische Gluth?
Warum bist du wie jenes Ungeheuer,
Das seine Kinder frisst in blinder Wuth?
Was je mit Freuden mir geschmückt das Leben,
Dir hab' begeistert Alles ich gegeben;
Du nahmst es kalt hin ohne Dank und Gruss
Und lachst, wenn der Verschwender betteln muss.

Ob sie noch mein gedenkt? Vielleicht dass eben
Jetzt in die Nacht ihr sinnend Auge sieht
Und süsse Bilder schön'rer Stunden schweben
Mild auf ihr müdes thränenschweres Lid!
Vielleicht dass jetzt die schwellend süssen Lippen
Von andrem Mund der Liebe Nektar nippen;
Dass bei Musik und stolzem Kerzenglanz
Sie durch den Ballsaal schwebt in leichtem Tanz!

Vielleicht — o Gott! — dass just um diese Stunde
Der Helm dein lieblich Haupt wie einst verschönt,
Dass aus dem schönen seelenvollen Munde
Johannas Abschied jetzt wie damals tönt!
Es schlürft entzückt der Hörer stumme Menge,
Es schlürft das Haus der Lippen süsse Klänge,
Indess der Flüchtling arm und matt gehetzt
Mit seinen Thränen dieses Denkmal netzt.

O tröste mich, du heilig Bild da droben,
Das in der Liebsten reizender Gestalt
Mein schwankend Herz geläutert und erhoben
Mit der Begeist'rung flammender Gewalt;
Vergisst auch sie mich wie die Andern alle,
Verlass mich nicht in meinem tiefen Falle
Und wenn mein Herz verzagt in Nacht und Graun,
Lehr mich, wie du, ausharren und vertraun.

Wie warst du, nach der Freiheit Ideale
Du stolzes Ringen, doch im Traum so schön!
So schaun wir sehnend aus dem tiefen Thale
Hinauf zu ätherklaren sonn'gen Höhn,
Wir klimmen auf in Schweiss und Staub zum Gipfel,
Tief unter uns rauscht längst der Bäume Wipfel,
Und endlich lohnt uns für der Mühe Pein
Ein unfruchtbares nacktes Felsgestein.

O, er ist bitter, dieses Leidens Becher,
Als reichte Gift uns eine liebe Hand;
Wir fassen gierig ihn wie trunkne Zecher
Und wachen auf, das Herz in glüh'ndem Brand.
Du leertest ihn in vollem raschem Zuge,
Erstiegst des Leidens Höh'n im Siegesfluge,
Du stehst nun droben in dem Heil'genschein;
Lass mich, du Hohe, deiner würdig sein!

Nein, wie sie logen auch die blöden Thoren,
Nicht für des Königs eitles Herrenrecht,
Für's Vaterland, das träge er verloren,
Gingst du mit dem Erobrer in's Gefecht.
Dir war der König nur des Volkes Krone,
Es sass das Volk in ihm auf Frankreichs Throne;
Für heim'sche Sitte, für den heim'schen Herd
Und seine Freiheit griffest du zum Schwert.

Und stets, wie du, aus nied'rem Stamm geboren
Kommt der Messias, der die Welt befreit,
Und stets wie du vergessen und verloren
Von seinem Volke fällt er in dem Streit.
Als dich umringten nun des Feindes Massen,
Hat Volk und König schnöde dich verlassen,
Und die du kämpftest für dein Vaterland,
Als eine Hexe wurdest du verbrannt.

So war es immer und so ist's noch heute;
Stets als Verbrecher ward, als Narr verhöhnt,
Wer für die Wahrheit je den Kampf nicht scheute,
Und der Erfolg nur ist es, der uns krönt.
Wir die wir schifften nach Ikariens Küsten,
Wir siechen elend hin in fernen Wüsten
Und ach, Johanna, durch dein Vaterland
Irr' ich nun flüchtig, hülflos und verbannt.

Digitized by Google

Müd ruh' ich hier an deines Denkmals Steine
Und düster ist mein Herz wie diese Nacht,
Kein freundlich Auge fällt mit seinem Scheine
In meine Seele sanft wie Sternenpracht.
Da steigt herauf der Vollmond hinter'm Dome
Und ganz umflossen von dem goldnen Strome
Des Glanzes steht verklärt dein ehern Bild
In der Vollendung Ruhe hehr und mild.

So hat der Dichter einst in heil'ger Weihe
Dein Bild verklärt zu ew'gem Glanz und Ruhm,
So leuchtest fort du durch der Zeiten Reihe
In der Geschichte stolzem Heiligthum.
Das ist das Einz'ge was uns bleibt im Leide,
Dass auf die Stirne, auf die gottgeweihte,
Des Lebens unvergänglich Ideal
Verklärend fällt mit seinem milden Strahl.

Was irdisch an uns ist, muss doch verwesen;
Was wir erstrebt nur, bleibt für alle Zeit;
Einst sind wir Alle nur, was wir gewesen,
Und stät ist einzig die Vergangenheit,
Und wenn wir in des Lebens Kampf ermatten,
Erquickt uns noch der Traum, ihr luft'ger Schatten,
Der wie der Mond uns nach des Tages Pracht
Noch freundlich lächelt durch des Leidens Nacht.

So steig' herauf zu wehmuthsvoller Feier,
Erinnerung, wie jetzt der Mondenschein,
Umhülle mich mit deiner Dämm'rung Schleier
Und wiege mich in süsse Träume ein.
Den Blumenkranz, den mir das Leben raubte,
Gieb ihn zurück im Traume meinem Haupte
Und ihrer Lippen süsse Harmonie
Lass mich vernehmen in der Poesie.

Geschrieben in Orleans
im Januar und Februar 1851.

Herman Semmig.

III. Agnes Sorelle und Jacques Coeur

oder

Maitresse und Patriot.

Wir wiederholen: drei edle Frauen haben im fünfzehnten Jahrhundert, als Frankreich der Herrschaft des Ausländers zu verfallen drohte, den französischen Thron seinem einheimischen Könige, Frankreich seinem Volke gerettet: die Gattin Karls VII., Marie von Anjou, die den Verzagten in den Armen der Treue festhielt, dass er seinem Lande treu blieb, seine Schwiegermutter Yolande, eine Frau von seltener Energie, und das Mädchen aus dem Volke, das Bild der reinsten Jungfräulichkeit, das die Geschichte kennt. Der reinen Weiblichkeit hatte das französische Königthum seine Rettung zu verdanken; wie hat es seit dieser Zeit die reine Weiblichkeit geehrt?

Indem wir diese Frage stellen, erinnern wir sogleich daran, dass Frankreich das Land der schneidendsten Gegensätze ist. Hart bei Domremy, wo Jeanne d'Arc geboren, liegt die Stadt Vaucouleurs, der Geburtsort der berüchtigten Liebsten Ludwigs XV., Jeanne de Vaubernier, Gräfin du Barri. Einen solchen schneidenden Gegensatz bietet aber schon die Geschichte Karls VII. An demselben Hofe, dem die Jungfrau von Orleans den Glauben an Frankreichs Rettung zurückgegeben, für den das fromme heldenhafte Mädchen auf dem Scheiterhaufen geendet hatte, weilte späterhin auch die schmachtende Buhlerin Agnes Sorelle. Und der König?

L'ingrat! il oubliait aux pieds d'une maîtresse
La vierge qui mourait pour lui!

sang Casimir Delavigne: „Der Undankbare! zu den Füssen einer Maitresse vergass er die Jungfrau, die für ihn starb!" Wenn auch dabei der Dichter einen geschichtlichen Irrthum begeht, insofern er Agnes Sorelle schon zur Zeit der Jungfrau am königlichen Hofe weilen lässt,

während sie damals am lothringischen Hofe in Nancy war und der König sie erst um 1432 kennen lernte, so bleibt doch, trotz des zeitlichen Zwischenraumes, der Contrast immer grell genug. Und diesen grellen Contrast hat Schiller zum Nachtheil der Jungfrau verwischt!

Wir sind im vorigen Abschnitt mild darüber hinweggegangen. Der geschichtlichen Treue zu Ehren müssen wir hier die Kehrseite der Medaille zeigen. Ja! nicht scharf genug kann man die Lästerung betonen, welche Schiller begeht, wenn er die reine Jungfrau, die er freilich vorher erst in einen Engländer verliebt macht, vor der Metze des Königs sich demüthigen und niederknieen lässt; umsomehr als er die geschichtliche Wahrheit aus de l'Averdys Mittheilungen hinlänglich kannte. Ich begreife nicht, wie das deutsche Volk, das doch der „französischen Leichtfertigkeit" so gern seinen keuschen Takt gegenüber stellt, mit diesem keuschen Takte, diese Unanständigkeit, eine Buhlerin als ebenbürtig neben die reine Jungfrau, wohl gar über sie zu stellen, nicht schon längst gefühlt hat, und ich begreife vollends nicht, wie der Dichter des Ideals, der Schöpfer einer Thekla, sich zu dieser Verhöhnung des sittlichen Gefühls hat verirren können. Ich kehre übrigens hier gegen Schiller nur die Waffe, mit der er Göthes Egmont angegriffen hat. Warf er demselben nicht auch vor, die Geschichte verfälscht zu haben? Macht er ihm nicht zum bittern und gerechten Vorwurf, aus einem rechtschaffenen Gatten und Familienvater, wie der Graf Egmont es gewesen, einen genusssüchtigen Lebemann, der Liebeleien anzettelt, ja den Verführer eines Bürgermädchens gemacht zu haben, der in das Haus einer ehrbaren Wittwe die Schande bringt? Abgesehen davon, dass Schiller, der für einen „demokratischen" Dichter gilt, durch den von ihm beliebten Schluss die Schuld des Hauses Valois, die Schuld des Königthums verwischt hat. Gerade dieser Tod auf dem Scheiterhaufen, den Johanna durch den Undank und die Schlaffheit des Königs erleidet, erhebt sie in jene heilige Region der Märtyrer, zu welcher der gemeine Blick sich mit Schauer und Anbetung erhebt.

Nur die Unkenntniss des Stoffes und dann, in zweiter Linie, die bezaubernde Diction in Schillers Drama konnte das grosse Publikum gegen die arge Verletzung der Geschichte in demselben blind machen; andererseits, um nach beiden Seiten gerecht zu werden, müssen wir bei unserem Urtheile in die andere Wagschale den unleugbaren guten Willen des Dichters legen, die Jungfrau zu verherrlichen, die noch kurz vorher von einem Landsmann derselben, von Voltaire, in seinem burlesken Poem „la Pucelle" auf das Aergste beschimpft worden war. In Folge dieser Verhöhnung hatte sich ein so herber Fluch der Lächerlichkeit an den Namen der Jungfrau

geheftet, dass der Herzog von Weimar erschrak, als er von Schillers dramatischem Plane hörte, und ihn mit allem Ernste von diesem „lächerlichen Unterfangen“ zurückhalten wollte. Schiller hat den von Voltaire besudelten Stoff wieder gereinigt und an der Begeisterung, die sein Drama im deutschen Volke weckte, hat sich auch die Begeisterung des französischen Volkes für seine Märtyrerin wieder entzündet. Hat sich Schiller darum doch an diesem Stoff vergriffen, der nach seinen eigenen Worten „nur so erfunden werden konnte,“ so war dies gewissermassen unvermeidlich, denn die einfache Erzählung ist poetischer, als alle Poesie, die Kunst erlahmt an diesem Stoff.

Als Jeanne d'Arc verschieden war, warfen die Engländer ihre Asche, nebst dem Herzen, das die Feuersgluth nicht zu verzehren vermocht hatte, in die Fluthen der Seine. Das dankbare Orleans errichtete ihr ein Denkmal und feierte alljährlich mit wenigen Unterbrechungen ihr Gedächtniss; auch in Rouen wurde ihr ein Denkmal gesetzt; sonst wurde sie in Frankreich bis auf unser Jahrhundert herab sozusagen vergessen; der Letzte, der ihren Namen noch einmal in Erinnerung brachte, Voltaire, beschimpfte sie.

Anders, aber ebenso wechselnd, war das Geschick der königlichen Maitresse und ihres Namens. Wir heben hier nur die Hauptmomente ihres Lebens hervor; die Geschichte ziehen wir insoweit heran, als sie Bezug auf die Maitresse als solche hat.

Es giebt wohl wenig berühmte Persönlichkeiten, bei denen die geschichtliche Wahrheit in so verwirrenden berückenden Nebelschleier gehüllt ist, wie Agnes Sorelle. Das Sonderbarste dabei ist, dass die neuesten Historiker die Berichte der Zeitgenossen, also das eigentliche geschichtliche Zeugniss zur Fabel machen wollen und die Fabel zur Geschichte. Unser Urtheil steht fest, wir haben gewissenhaft abgewogen und den alten Satz: „Volkes Stimme, Gottes Stimme“ bewährt gefunden; wir lassen dabei auch die günstigen Zeugen zu Worte kommen. Bei so grosser Verwirrung gebührt es sich, dass wir die Hauptquellen, aus denen die Geschichte zu schöpfen ist, dem Leser vorführen.

Unter den Zeitgenossen ist zuerst zu nennen Jean Chartier, gelehrter Mönch der Abtei Saint-Denis, den Karl VII. 1437 zu seinem officiellen Geschichtschreiber ernannte; dieser suchte den König weiss zu brennen, ohne Agnes zu entlasten, die er sogar verdächtigt, eine Menge anderer Buhlschaften gehabt zu haben. Nun, es mag sein, der Klosterbruder hat so dreist wie albern gelogen; aber gegen Agnes zeugt immer, dass der Chronist es für nöthig gehalten hat, das Verhältniss zwischen ihr und Karl zu leugnen oder doch in milden

Farben darzustellen; es beweist dies, dass die Zeitgenossen an diesem Verhältniss ein Aergerniss nahmen.

Ein anderer Zeitgenosse ist Thomas Bazin, Bischof von Lisieux, der auch eine Geschichte geschrieben hat; dieser verdächtigt nicht, er sagt geradezu: „er (Karl) hatte nicht blos sie zur Maitresse, noch hatte sie blos ihn zum Liebhaber.“ Aber, heisst es, der gestrenge Bischof lebte fern vom Hofe, unter den Engländern, Karls Feinden, er gehörte zu den Unzufriedenen und seine Chronik zeigt eine Menge Irrthümer auf. Das mag Alles sein; aber sein Urtheil bezeugt doch, dass die öffentliche Meinung damals noch nicht an das Maitressenthum gewöhnt war; mit Agnes Sorelle begann jene Lockerheit der Sitten am Hofe, die zu grossem Theil am Ruin Frankreichs Schuld war. Das Volk hatte eine Ahnung von den Folgen des bösen Beispieles, das Agnes gab.

Höchst ungünstig über Agnes spricht sich der dritte Zeitgenosse aus, Georges Chastelain, der eine Chronik der Herzoge von Burgund geschrieben hat. Da er am Hofe dieser Feinde Frankreichs lebte, deren Lobredner er war, so kann man ihn von vornherein für parteiisch halten. Allerdings nahm er keinen Anstoss daran, dass sein Herr, Herzog Philipp der Gute, neben seinen drei Gemahlinnen noch vierundzwanzig Maitressen gehabt hat, während er das Aergerniss, das Agnes gab, scharf hervorhebt. Mag indessen auch manche Beschuldigung zu grell aufgetragen sein, so ist doch zu beachten, dass, je höher Agnes stand, um so ärgerlicher auch ihr Beispiel wirken musste.

Diese unsere Ansicht findet ihre Rechtfertigung auch in einem vierten zeitgenössischen Zeugniss, dem „Journal d'un bourgeois de Paris,“ das wir später citiren werden.

Noch am Ende desselben Jahrhunderts aber erfolgt ein Umschlag in dem Urtheile über Agnes. Nach ihrem Tode bildet sich die Legende aus, als sei es Agnes gewesen, die den schlaffen Karl VII. zum Kampfe gegen die Engländer ermuthigt habe. Steenackers, der jüngste Biograph der Maitresse, will die erste Andeutung dafür in einer Stelle des Kriegsromanes „le Jouvencel“ sehen, den Jean de Bueil, Admiral unter Karl VII. und Vertrauter des Königs, verfasst hat. Der Admiral spricht darin von einer schönen Dame, ohne sie zu nennen („entre les autres, une moult belle dame“), die in der Gesellschaft, in Gegenwart der Königin, zu dem Könige sagte: „Sire, ich habe gehört, dass Ihr gute Nachrichten erhalten habt; Gott sei Dank! Nehmt uns mit in den Krieg, Ihr und die mit Euch sind, werdet um so tapferer sein. Wir werden Euch mehr Glück bringen als ihr denken könnt!“ Doch, wie gesagt, der Verfasser nennt die Dame nicht mit Namen, trotzdem will Steenackers in ihr die schöne

Agnes erkennen. Ganz unmöglich wäre es ja nicht; doch bewiese dies nur, dass, nachdem die Lage des Königs durch Jeanne d'Arc und später andere Berather und Kriegsleute eine günstige Wendung genommen hatte, Agnes bei dem Gespräche am Hofe diese nun allgemein gewordene kriegerische Stimmung theilte und von dem leidenschaftlich verliebten Könige besonders gern angehört wurde. Im folgenden Jahrhundert, unter Franz I., war die Legende fertig und galt für geschichtliche Wahrheit; wir kommen darauf zurück; die Maitresse trat jetzt offenbar an die Stelle der Jungfrau.

Zuerst in die Geschichte eingetragen wurde die Tradition von Du Haillan, welcher also erzählt: „Man sagt (on dit!), dass die schöne Agnes, als sie den König Karl VII. schlaff, weichlich und um die Angelegenheiten seines Königreichs und die Siege der Engländer wenig bekümmert sah, eines Tages zu ihm sagte, dass, als sie noch ein junges Mädchen war, ein Astrolog ihr gesagt hatte, sie würde von einem der muthigsten und tapfersten Könige der Christenheit geliebt werden. Als ihr nun der König die Ehre erwies, sie zu lieben, habe sie gedacht, dass er dieser tapfere und muthige König wäre, der ihr prophezeit worden war. Da sie aber sähe, dass er so weichlich und so gleichgültig für seine Angelegenheiten sei und so wenig daran dächte, sich den Engländern und dem König zu widersetzen, der ihm so viele Städte vor der Nase wegnähme, so sähe sie wohl, dass sie sich geirrt hätte und dass jener so tapfere und muthige König der König von England wäre ... Diese Worte rührten und reizten dergestalt das Herz des Königs, dass er in Thränen ausbrach und von da an mit allen Kräften in's Zeug ging, sodass er, mit Hülfe seines guten Sternes und der Tapferkeit seiner guten Diener die Engländer aus Frankreich, bis auf Calais, verjagte.

Und nun die Legende, d. h. die Fabel sich der Autorität eines gedruckten Buches erfreut, geht sie unbesehen aus einem Buche in das andere über, bis auf die neueste Zeit, auch die vornehmsten französischen Historiker leider! nicht ausgeschlossen. Hören wir denn, ehe wir weiter gehen, das Urtheil eines scharfen französischen Kritikers über diesen Du Haillan, der als Geschichtschreiber der Legende historischen Cours gegeben hat. Philarète Chasles, Professor am Collège de France, sagte in seinen „Études sur le seizième siècle en France": „Duhaillan (sic!), schlechter Stylist, ohne allen kritischen Geist, aber nicht ohne Freiheit in seinem Urtheil noch ohne eine Art verworrener, kritikloser Gelehrsamkeit, giebt (im sechzehnten Jahrhundert) die erste vollständige Geschichte Frankreichs, die in unserer Sprache erschienen ist." Einem unkritischen Historiker haben also die anderen nachgeschrieben, wobei indessen noch zu bemerken ist, dass er selbst seine Erzählung als ein unsicheres on dit giebt.

Diesem Du Haillan entlehnte nun Brantôme die Fabel, die durch ihn (geb. 1527, gest. 1614) in „seinen Lebensbeschreibungen der galanten Damen“ erst die rechte Verbreitung erhielt. Dass sie dem Gascogner zusagte, ist kein Wunder, zumal nachdem ihr schon König Franz I., der freilich in mancher Beziehung gascognerartig fühlte, Glauben geschenkt hatte. Noch weniger darf es Wunder nehmen, dass zur selben Zeit ein Dichter von Ronsards Plejade, Antoine de Baïf (1532—1589) der Fabel gemäss die Maitresse als zum Heldenthum begeisternde Patriotin feierte; Hofdienerei ist nun einmal eine Erbschwäche so vieler Poeten, zugleich ist Baïfs Gedicht auf Agnes eine Schmeichelei auf den Herrn von Sorel, einem Verwandten der Schönen, dem es gewidmet ist.

Im siebzehnten Jahrhundert war die Zeit der Jungfrau von Orleans ganz vergessen, als sie wider Erwarten durch Chapelain (1595—1674) den Franzosen wieder in's Gedächtniss zurückgerufen wurde. Neben der Heldin Jeanne, die Alle zum Kampf begeistert, tritt in Chapelains Epos „la Pucelle“, auf das wir später zurück kommen, als Gegensatz Agnes auf, die den König und sein Heer verweichlicht; einmal lässt sich aber Karl doch von seiner Liebesraserei zu kriegerischen Entschlüssen fortreissen, die aber Entschlüsse bleiben. Diese schönen Worte waren wohl ein Echo der Fabel, die einmal unzerstörbar schien.

Selbst im achtzehnten Jahrhundert, wo man doch gern Alles zerstörte, wurde nicht daran gerüttelt. Drei Historiker sind hier zu nennen: Baudot de Juilly, Verfasser einer Geschichte Karls VII. (Paris 1754), Dreux du Radier, Verfasser der Mémoires historiques u. s. w. und Duclos. Baudot erzählt in anmuthig fliessender Sprache, aber ganz kritiklos. Der zweite folgt der Legende mit derselben Befangenheit oder — soll man sagen Unbefangenheit?, theilt aber eine drollige Anekdote mit, die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen. „Als ich 1750 durch Loches kam,“ berichtet Dreux du Radier, „zeigte mir ein dortiger Domherr einen von seiner Hand geschriebenen Infolioband, der gegen tausend Sonette, lauter Akrostichen, enthielt, die derselbe zu Ehren der Agnes verfasst hatte. Der brave Domherr las mir mehr als hundert vor. Ueber die ersten hatte ich gelacht, über die letzten gähnte ich. Es kostete mich alle Mühe von der Welt, den Verfasser los zu werden, und es gelang mir erst, indem ich ihm sagte, dass er, der sein Leben damit zugebracht hatte, das Lob der Keuschheit der schönen Agnes zu singen (denn das war der Zweck der von ihm gemachten vierzehntausend Verse), sich höchlich wundern würde, wenn man ihm bewiese, dass dieses keusche und züchtige Fräulein vier Kinder gehabt hatte. Er erwiederte mir ganz feurig, dass er in der That dies irgendwo gelesen hätte; aber dass dies eine abscheuliche, strafwürdige

Verleumdung wäre, auf die er schon in mehr als vier- oder fünfhundert Sonetten, lauter Akrostichen, denn andere machte er nicht, geantwortet hätte.“ Der Leser lacht über die Naivetät des gutmüthigen Geistlichen; aber lässt nicht Schiller die reine Jungfrau (Act IV, Sc. 2) zur Maitresse sagen:

Du bist die Heilige! Du bist die Reine!

Und Schiller kannte die Wahrheit!

Der Dritte, Duclos, aus der Bretagne gebürtig und 1772 in Paris gestorben, „Historiograph von Frankreich“ und Mitglied der Akademie, sagt in seiner Histoire de Louis XI.: „Der Bastard von Orleans, sonst Graf Dunois genannt, leistete Karl dem Siebenten die grössten Dienste und Agnes Sorel theilte den Ruhm mit ihm.“ Die Maitresse. So? Und was wird dann aus Jeanne d'Arc? Nun, Voltaires Pucelle d'Orléans, komisches Epos in zwölf Gesängen! Dass nach dem Vorgange Chapelains, dessen Epos Voltaire zu dem seinigen veranlasst hat, der Spötter auch die schöne Agnes mit hinein verflochten und neben die Jungfrau gestellt hat, wie soll man sich darüber wundern, wenn selbst Schiller, hierin ebenfalls von der Legende befangen, dies nicht hat vermeiden können! Schön genug tritt sie aber doch, immer der Legende gemäss, bei Voltaire auf, aber dieser stellt sie wenigstens nicht rein dar und lässt sie, ganz wie die leichtblütige Ninon de Lenclos, die vergessliche Geliebte des Herrn de la Châtre, oft genug das Billet vergessen, das sie ihrem geliebten Karl gegeben hatte. In Prosa sucht er indessen doch den Nimbus, den die Fabel um die Maitresse gewoben hat, mit seinem Spotte wegzublasen und die höfischen Schmeichler als Windbeutel hinzustellen; er sagt in einer Anmerkung im ersten Gesange über Agnes: „Sie hatte von dem Könige, ihrem Liebhaber, zwei Kinder, obgleich er in keinem vertrauten Umgange mit ihr gestanden hatte, den Historiographen Karls VII. zufolge, Leute, die immer die Wahrheit bei Lebzeiten der Könige sagen.“ Die Ironie bezieht sich auf Jean Chartier.

Wir treten nun in das neunzehnte Jahrhundert ein. Dasselbe nahm auf Treu und Glauben an, was sein sonst so zerstörungssüchtiger Vorgänger aufrecht gelassen hatte. Béranger, der patriotische Chansonnier, setzt die Legende in Verse, Alexander Dumas macht sogar ein Drama daraus. Wie kommt es nun, dass einzig und allein der Dichter Casimir Delavigne (1794—1843), der Zeitgenosse Bérangers, sich von der Fabel nicht hat befangen lassen, dass sein sittliches Gefühl und patriotisches Gewissen sich dagegen empört? Weil er ein völlig unabhängiger Geist war. Um seine Unabhängigkeit zu bewahren, schlug er sowohl den Jahrgehalt von

1200 Fr., den ihm der König aus seiner Civilliste zahlen wollte, als auch das Kreuz der Ehrenlegion aus.

Interessant ist das fünfactige Drama von Jules Barbier 1869; auch er führt Agnes Sorelle, der geschichtlichen Wahrheit zuwider, zu Jeannens Zeiten ein. Agnes ist Anfangs gegen Jeanne eingenommen, dann für sie. Agnes führt die Jungfrau zum König und dringt in ihn, sich nun als König zu zeigen. Karl VII. ändert sich auch jetzt und eine Folge dieser Umwandlung ist, dass er die Maitresse verabschiedet und zwar gerade an seinem Krönungstage! Was würde Schiller dazu sagen, wenn er diese Entlassung als einen würdevollen Act gefeiert sähe? und was die Bühnendirectionen, die die Buhlerin sogar im Krönungsmarsch mit auftreten lassen! Agnes beschuldigt bei J. Barbier die Jungfrau, sie vertrieben zu haben; dann geht sie in sich und wirft sich ihr zu Füssen. Auch J. Barbier setzt dann wie Schiller ein Gespräch zwischen Agnes und Jeanne in Scene, aber er verherrlicht die Jungfrau und nicht die Buhlerin, letztere im Gegentheil verlässt die Scene und nun erst findet die Krönung statt.

Leider blieb die Geschichtschreibung taub für den Protest, den der Dichter der Freiheit gegen die Legende erhoben hatte. Ohne irgendwelche authentisch beglaubigte Documente dafür aufzuweisen, nehmen die französischen Historiker dieselbe noch fort und fort in ihre Werke auf. Da ist zuerst J. Delort, Verfasser eines „Essai critique sur l'histoire de Charles VII., d'Agnès Sorelle et Jeanne d'Arc, (Paris 1824)"; dieser empfindet allerdings das Bedürfniss, Allen gerecht zu werden, auch für die Ehre der Königin ist er besorgt und er erröthet, wenn er Agnes in Umständen findet, „die so achtbar sind, wenn die Ehe sie gestattet" — Karlchen Miessnick scheint sich zum Theil an seinem naiven Styl gebildet zu haben —; weiter aber versteigt sich seine Kritik der Legende nicht, auch er baut manches auf Vermuthung. Im selben Jahr 1824 erschien de Barantes pittoreske Geschichte der „Herzoge von Burgund", die einfach das Landläufige nacherzählt; zu bemerken ist jedoch der Satz: „Uebrigens sagte man, dass sie dem Könige nur gute Rathschläge ertheilte und so dem Lande grosse Dienste erwiesen hätte." Der Verfasser verbürgt nicht einmal die Erzählung: „on disait, man sagte."

Es schmerzt, auch den begeisterten Verehrer der Jungfrau, den demokratischen Historiker J. Michelet unter denen zu finden, die sich von der Legende haben bestechen lassen. „Seine Vorliebe für die Schwäche und die Schönheit mussten ihn für Agnes Sorelle günstig stimmen," sagt Steenackers, der Lobredner der Maitresse. Michelet erzählt als pure Thatsache: „Man gab dem Könige (nämlich aus patriotisch politischen Gründen) zur Maitresse das sanfte Geschöpf, zur grossen Freude der Königin, die um jeden Preis La Tremouille

und andere Günstlinge beseitigen wollte," und fügt doch, einige Zeilen später, ein abschwächendes „wahrscheinlich" hinzu, ja er bekennt selbst, dass „so lange sie lebte, Agnes beim Volke unbeliebt war und schlecht empfangen wurde." Die lebhafte Einbildungskraft Michelets hat hier dem Historiker die Feder geführt; es fehlen zur Bestätigung alle Dokumente, alle Beweise.

Auch Henri Martin, nach Michelet der berühmteste Geschichtschreiber Frankreichs, nimmt an, dass die starkgeistige, patriotische Schwiegermutter des Königs ihm Agnes zur Maitresse gegeben und ihn mittels derselben regiert habe; aber wenn er im Grunde auch die Fabel gelten lässt, so thut er es doch mit gewissen Einschränkungen und achtet bei seiner Erzählung auf die Stimme des Volkes und der Zeitgenossen, die der Maitresse nichts weniger als günstig lautete. Im Uebrigen nimmt er auch zu den unklaren Redewendungen wie „es ist erlaubt anzunehmen" seine Zuflucht, wo die Geschichte keine Quellen aufzuweisen hat. In der That fehlen diese gänzlich; man spricht fortwährend von dem Einfluss, den Agnes auf den König ausgeübt habe, wo doch nur Eines feststeht, nämlich dass sie durch ihre Schönheit und den Liebreiz ihres Wesens den König Zeit ihres Lebens an sich gefesselt hielt. Soweit sie geschichtlich klar auftritt, zeigt sie nur diesen Liebreiz, nicht aber patriotische Begeisterung oder politischen Scharfsinn. Letzteres behauptet nur die Legende, die Fabel, die sich nach ihrem Tode ausgebildet hat, nicht die zeitgenössische Geschichte.

Entschieden gegen die Tradition spricht sich der jüngste Geschichtschreiber Frankreichs aus, Victor Duruy. „Es lag ganz in der Rolle und dem Charakter Brantômes und Franz des Ersten, wenn sie der schönen Agnes die Umwandlung im Charakter Karls VII. zuschrieben; unserer Rolle und unserem Charakter gemäss aber ist es, hinter Karl VII., der sein Leben lang höchst locker in seinen Sitten war, den aber, was die Staatsangelegenheiten betrifft, das Alter und die Erfahrung gereift hatten, die weisen Räthe zu zeigen, die allen Einfluss auf ihn hatten . . . und das waren lauter Bürgerliche. Zum Unglück für die Anekdote, die Brantôme erzählt, und für die hübschen Verse, die sie Franz dem Ersten eingab, kam Agnes Sorelle erst lange nach der Aufhebung der Belagerung von Orleans an den Hof; und wenn damals Frauen einen glücklichen Einfluss auf den König ausübten, so waren es nebst Jeanne d'Arc Marie von Anjou, seine Gemahlin, und hauptsächlich seine Schwiegermutter Yolande, eine fürstliche Dame von seltner Energie. Wir verlieren eine anmuthige Tradition, aber die Sittlichkeit findet sich in Uebereinstimmung mit der Geschichte." Ein schönes Wort, das wahrhaft erfreut!

Nach den genannten Historikern und ihren Geschichtswerken sind noch einige Specialschriften anzuführen. Pierre Clément, Mitglied des Instituts, Verfasser des Werkes „Jacques Coeur et Charles VII.," nimmt entschieden Partei gegen Agnes und wiederholt die burgundischen Chronisten; zu weit geht er, wenn er sie beschuldigt, den König verführt zu haben, der bis dahin ein „gar heiliges Leben" geführt habe (nach den Worten eines zeitgenössischen Schmeichlers), Karl VII. ist nie ein Heiliger gewesen, weder vor noch nach Agnes; neue Documente bringt aber P. Clément nicht vor. Le Roux de Lincy, Verfasser des Buches „Femmes célèbres de l'ancienne France," nimmt Partei für die Königin gegen die Maitresse und schreibt jener das Verdienst zu, den König zum Widerstand ermuthigt zu haben: die Politik, die den Staat rettete, habe schon vor der Liebschaft mit Agnes am Hofe die Oberhand gewonnen; ein chronologisches Versehen, das der sonst gründliche Kenner des französischen Mittelalters begeht, bietet den Verehrern der Agnes keine genügende Handhabe, um ihn zu widerlegen.

Eine Fundgrube von allerlei interessanten Anekdoten und charakteristischen Zügen ist das fünfbändige Werk „La Loire historique" von Touchard-Lafosse, an geschichtlicher Gründlichkeit lässt es freilich oft zu wünschen übrig und nur mit Vorsicht schöpfen wir daraus; doch ist Lafosse sicher in der Wahrheit, wenn er sich von der Legende nicht hat fangen lassen, gegen die er auch gewichtige „Stimmen des Volkes" anführt, Thatsachen, die verbürgt sind. Zum Schluss nennen wir noch den Geschichtschreiber jener Epoche, auf den wir uns später besonders beziehen, Vallet de Viriville, der für die lebende Maitresse der Tradition huldigt und die Todte gewissermassen für den Untergang des wahren Patrioten, J. Coeur, verantwortlich macht. Wir glauben, dass das letztere das erstere aufwiegt.

Wir hielten es für nöthig, alle Stimmen für und gegen die Maitresse anzuführen, und gehen nun zur wirklichen Geschichte über.

Sehen wir uns zuerst den königlichen Liebhaber in seinem Privatleben an, bevor er die schöne Agnes kennen lernte. Seine Mutter, ein so leichtfertiges Leben sie auch als Gattin führte, hatte doch gewissenhaft für die Erziehung ihres Sohnes, des Grafen von Ponthieu, gesorgt, indem sie dieselbe rechtschaffenen Männern anvertraute. Von seinen drei Gouverneuren, den Herren von Noyers, Beauvau und Maillé, waren die beiden letztern dem Hause Anjou zugethan, dessen Einfluss später für das Geschick Karls VII. so nützlich sein sollte; sein Lehrer und Beichtvater aber, Gerard Machet, Doctor an der Sorbonne, ein redlicher Mann, war der vaterländischen

Sache stets treu ergeben. Als Jeanne d'Arc erschien, war er einer der Ersten, die sich für sie erklärten, wie er auch später, während des abscheulichen Prozesses in Rouen, die Stimme für die Jungfrau erhob. Leider schwächte das böse Beispiel, das Karl um sich sah, den guten Eindruck, den die Lehren seiner Erzieher hatten auf ihn machen können. Das Hôtel, genannt Petit-Musc oder Pute-y-Muse in der Strasse Saint-Antoine, wo er seine Kindheit zubrachte, war der Schauplatz aller galanten Abenteuer des Hofes, an denen auch seine Mutter mit dem Herzog von Orleans Theil nahm. Karl VII. war keine energische Natur und widerstand diesem verderblichen Einfluss nicht

Karl war von mittlerer Statur; er hatte eine hohe Stirn, kleine blassblaue Augen, lange kräftige Nase, einen grossen, gut geformten Mund und, Zeichen der Sinnlichkeit, starke Lippen. Im Allgemeinen hatte sein blasses Gesicht einen angenehmen Ausdruck, seine Stimme einen freundlichen, aber mehr dünnen, als lauten Klang. Seine Beine waren freilich mager und missgestaltet. Von Natur gutmüthig und schüchtern, hat er sich erst später, seinem Temperament Gewalt anthuend, aufgerafft. Im Essen und Trinken war er mässig und befolgte genau die Vorschriften seiner Aerzte, stand früh auf, hörte jeden Tag drei Messen, ohne sich durch die Religion in seiner Politik oder Sinnlichkeit einschränken zu lassen, ganz wie später Ludwig XIV. An geistigen Anlagen fehlte es ihm nicht, aber er war unfähig die Initiative zu ergreifen; die grossen Städte, namentlich Paris, waren ihm zuwider, er wich gern der Menge aus und zog sich lieber mit seinen Höflingen und Frauen leichten Wandels in die wenig zugänglichen Schlösser zurück.

Schmeichelhaft im höchsten Grade ist das Bild, das der Parlamentsprocurator Martial d'Auvergne (geb. in Paris 1440, gest. daselbst 1508) in seinen „Vigilien Karls VII.", einer gereimten Chronik, von dem Könige entworfen hat. Wenn auch Karl in späterer Zeit hier und da Anerkennuug verdiente, so hat doch Martial sein Lob gewaltig übertrieben. Eins hebt aber auch er besonders hervor, des Königs Verehrung für das schöne Geschlecht ohne Unterschied des Standes und Ranges, Niemand habe in seiner Gegenwart zu oder vor einer Dame ein garstiges Wort sagen dürfen. Wenn damit nur die Herrschaft des guten Tones gemeint wäre, so möchte es gehen; aber Karl VII. war das Vorbild jener Galanterien, die unter Franz I., Heinrich IV. und Ludwig XIV. zu der Sittenverderbniss und Maitressenwirthschaft führte, die den Staat an den Rand des Abgrundes brachte. Und schon Karl VII. trieb es bunt genug.

„Das Privatleben Karls VII. bietet ein wenig erbauliches Schauspiel," muss selbst der Vertheidiger seiner Maitresse, Steenackers,

Digitized by Google

sagen, der doch Alles möglichst verschönt oder beschönigt; „kaum verheirathet, hatte er auch schon Maitressen, was ihn aber nicht abhielt, sich von seiner Gemahlin mit dreizehn Kindern beschenken zu lassen.“ (Das erste derselben war Ludwig XI. geb. 1423, das vierte Katharine geb. 1428, Gemahlin Karls des Kühnen von Burgund, und das dreizehnte Karl geb. 1446, Herzog von Berry, Guienne und Normandie). Seine Gemahlin, Marie von Anjou, älteste Tochter Ludwigs II., Herzogs von Anjou und der Yolande von Aragon, war am 14. Okt. 1404 geboren, mit Karl, als er noch Graf von Ponthieu hiess, am 18. Dec. 1413 verlobt und 1422 im Alter von achtzehn Jahren mit ihm vermählt worden; sie war also nur ein Jahr jünger als ihr Gemahl. Nebst ihrer Mutter war sie die einzige Frau, die in der Zeit des politischen Elends um ihn war und ihn berathen konnte. Noch vor der Ankunft der schönen Agnes geschah die Wendung zum Bessern und doch hat man, um letzterer zu schmeicheln, den Einfluss der Gattin geringschätzen wollen. Wie ihre Mutter von zugleich geschmeidigem und festem Charakter, war sie verständig, ausdauernd im Missgeschick, einfach im Glück, obgleich nicht ohne Hang zu Luxus und Eleganz im Aeussern; freigebig, sanft und gut von Gemüth besass sie alle häuslichen Tugenden, war dabei geistig nicht ungebildet, hatte Geschmack für Künste und Poesie und liebte ihren Gemahl auf das Innigste. Uebrigens, ohne eine Schönheit zu sein, lag doch ihre Güte und Sanftmuth auf ihrem Gesicht ausgeprägt. Alles dies genügt indessen den Schmeichlern der Agnes nicht; sie suchen schlechterdings die Buhlerin über die Gemahlin zu erheben. Die Ehrbarkeit und Tugend der letztern, sagen sie, hatte nichts Grosses, Hervorragendes; ihre haushälterische Verwaltung ihres Vermögens (sie liess die Weinernte ihrer Besitzungen in England verkaufen) wirft man ihr fast als Materialismus vor, und man beschuldigt sie des Mangels an Würde, weil sie die Gegenwart der Maitresse am Hofe so gleichgültig aufgenommen habe; höchstens führt man zu ihrer Entschuldigung an, dass sie vom zwölften Jahre an in der Gesellschaft ihres künftigen Gemahls auferzogen worden sei, was eine frühe Abstumpfung ihres Gefühls herbeigeführt habe. Die armen Königinnen von Frankreich! haben wir in unserem „Französischen Frauenleben“ ausgerufen: was konnten sie denn thun gegen die Sultanslaunen ihrer Gatten? sie mussten wohl oder übel die Schande über sich ergehen lassen. Karl VII. war, wie der Papst Pius II. berichtet, wie besessen von seiner Agnes, was vermochte ein sanftes tugendhaftes Weib gegen diese Leidenschaft?

Des Königs Schwiegermutter, Yolande, war etwas kräftigeren Sinnes und hatte den schwankenden Karl von Jugend an gut berathen, ihm immer das hohe patriotische Ziel vor Augen gehalten. Wenn trotz-

dem die bösen Rathgeber, genannt Louvet, Giac, La Trémouille, solange das Vertrauen des Königs besassen, so zeigt dies nur, wie schwierig es war denselben aufzurütteln. Verfasser dieses hat im Winter 1854—55 das Bild Yolandens auf den Fenstern der Kathedrale zu Le Mans gesehen. Der Glasmaler hat sie knieend neben ihrem Gemahl Louis II. dargestellt; der Historiker Michelet findet ihren Kopf geradezu männlich, auf jeden Fall sieht man darauf den Ausdruck der Festigkeit und eines hohen Verstandes, der auch einen Anflug von List nicht verschmäht: die Stirn ist hoch und gerade, die Nase lang, der Mund schön, die Augen gross.

Geboren 1380, Tochter Jeans I., Königs von Aragon, war Yolande (in ihrer Muttersprache Violante genannt) mit 37 Jahren am 29. April 1417 Wittwe geworden; noch schön, hatte sie sich ganz der Sorge für ihre Familie und ihr Land gewidmet. Diese Frau ehrte in jeder Beziehung ihr Land und ihre Zeit; von der damaligen Lockerheit der Sitten wurde sie nie berührt, nie hat sich die Verleumdung an ihren Ruf gewagt. „Nur Eine Leidenschaft scheint sie gekannt zu haben, die Liebe zu Frankreich, die mit der Liebe zu ihren Kindern verschmolz," sagt Steenackers, dessen Ausspruch wir absichtlich heranziehen, weil er im Uebrigen fast alles patriotische Verdienst für die Maitresse beansprucht. Mütterlicherseits Urenkelin König Johanns des Guten, hatte sie französisches Blut in den Adern und liebte somit das Land ihres Schwiegersohnes wie ihr Vaterland. Als der Dauphin Karl, damals schon Herzog der Touraine, am 17. Mai 1417 das Herzogthum Berry und die Grafschaft Poitou zu Pairslehen erhalten hatte, eilte seine Schwiegermutter rasch nach Paris und entführte, nur wenige Tage nach seiner Belehnung, ihren Schwiegersohn in die westlichen Provinzen, ein genialer Zug patriotischer Politik. Sie befreite dadurch den Dauphin aus den Intriguen des Hofes, entzog ihn dem verderblichen Einfluss der burgundischen und englischen Partei und schuf so im Herzen des Landes einen Kern des Widerstandes für drohende und schon zu ahnende Missgeschicke.

Gleichzeitig verschaffte sie Frankreich Verbündete in Ost und West. Auf Jean VI., Herzog der Bretagne, einen unentschlossenen, schwachen Charakter, konnte sich Frankreich nicht recht verlassen, obgleich er mit einer Tochter Karls VI. vermählt war; um ihn fester an Frankreich zu fesseln und einen Bundesgenossen mehr gegen England zu haben, setzte Yolande die Vermählung ihres ältesten Sohnes Louis (als Herzog von Anjou Louis III.) mit Isabelle, Tochter Herzogs Jean, durch. Ihren zweiten Sohn, René, aber vermählte sie mit Isabelle, Tochter Karls II., Herzogs von Lothringen, welch letzterer zur burgundischen Partei hinneigte und nahe daran war seine Tochter mit dem Sohne des Herzogs von Burgund zu verheirathen; René, durch

Erbe und Vertrag schon Herzog von Bar, vereinigte dann das Bar mit Lothringen. Am 20. März 1419 unterzeichnete Karl II. den betreffenden Vertrag und schloss sich somit der Sache des Regenten von Frankreich, des Dauphins Karl, an.

Yolande war darauf drei Jahre in Sicilien abwesend, das damals dem Hause Anjou gehörte; bei ihrer Rückkehr fand sie Frankreich immer zerrütteter. Sofort bietet sie ihren politischen Scharfsinn auf, um die Gefahren zu beschwören. Auf ihren Betrieb öffnet der Herzog der Bretagne den schottischen Hilfstruppen, Frankreichs Verbündeten, die Häfen und Karl VII. gibt nach dieser durch Yolande bewirkten Versöhnung mit dem Herzog dem Bruder desselben, Arthur de Richemont, das Schwert des Connetables, wodurch der Sturz der bisherigen gefährlichen Günstlinge vorbereitet wird; als Jeanne d'Arc erscheint, tritt Yolande sofort für sie ein und rastete auch ferner nicht. Als sie starb, 1442, war das Werk der nationalen Befreiung, an dem sie so kräftig mitgearbeitet hatte, fast vollendet, sie konnte in Frieden dahin fahren.

Und diese der nationalen Sache so treu ergebene, so patriotisch thätige Frau, die noch weit mehr Einfluss auf den König ausübte als ihre Tochter, seine Gemahlin, ist fast gar nicht gekannt, wird von der Geschichte und der Poesie todtgeschwiegen und statt ihrer und der Jungfrau wird die Buhlerin verherrlicht. Und doch hat Karl VII. selbst die grossen Verdienste seiner Schwiegermutter offen anerkannt. In einer Urkunde von 1443 drückt er sich so aus: „die Königin Yolande, seligen Angedenkens, hat uns in unserer Jugend mehrere grosse Wohlthaten und Dienste erwiesen, die wir in stetem Gedächtniss haben und haben werden . . . Diese unsere gute Mutter nahm uns, als wir aus unserer Stadt Paris gedrängt waren, freigebig in ihren Ländern Anjou und Maine auf, gab uns Rath und Hülfe und unterstützte uns mit ihrem Vermögen, ihren Leuten und Festungen, um den Unternehmungen unserer Feinde, der Engländer, zu widerstehen."

Wir können diese Charakteristik nicht besser schliessen als mit den Worten Steenackers, man mache sich aber aus der Feder dieses Lobredners der Maitresse auf eine knirschend grelle Ueberraschung gefasst: er sagt: „Dieses Lob ohne Phrase (Karls VII. eben erwähnte Urkunde) hat gerade in seiner Einfachheit eine grosse Kraft; in Verbindung mit den Thaten ihres so bewegten und gut ausgefüllten Lebens, wo Alles von der Liebe zu Frankreich und dem Gefühl der edelsten Pflichten eingegeben ist, wo in einer so langen Laufbahn das aufmerksamste Auge keine Schwäche entdeckt, widerlegt dasselbe vollständig die kleinen Ungerechtigkeiten der Geschichte und zeugt zu Gunsten der Gönnerin der Agnes und (man höre! Sg.) in nothwendiger Schlussfolge zu Gunsten der Agnes selbst." Von dieser Gönnerschaft wird später die Rede sein.

Neben diesen beiden edlen Frauen, der tugendhaften Gattin und der patriotisch hilfreichen Schwiegermutter, erscheint nun kurz nach Karls Vermählung die Maitresse. Schon als Dauphin schweifte er in den Irrgärten der Liebe umher; von einer seiner Geliebten, Ehrenfräulein der Dauphine, seiner Gattin, weiss man den Namen, la Cassignèle, aus folgendem Rebus: auf die Fahnen seiner Truppen hatte er ein K, einen Schwan (cygne) und ein L setzen lassen. (Nach Andern war die Cassignèle die Geliebte des Dauphins Louis, geb. 22. Jan. 1397, gest. 28. Dec. 1415, älteren Bruders von Karl VII.). Nach seiner Thronbesteigung war seine erste Maitresse die Tochter des ebenso gewissenlosen wie unfähigen Präsidenten Louvet, eines jener schlimmen Rathgeber, die den König in seiner Jugend umgaben; um sich in dessen Gunst zu erhalten, hatte er ihm seine an den Herrn de Joyeuse verheirathete Tochter ausgeliefert; sie wurde „Jeanne la Louvette" genannt. Den Schein zu wahren, war sie als Ehrendame dem Hofstaate der Königin beigegeben worden. Natürlich wurde die Schande vergoldet.

Nach dieser Louvette sollen nun noch Mehrere das Herz des Königs besessen haben; bei seinem steten Herumziehen, dem geringen Glanze seines Hofes und der Einsamkeit seiner Wohnsitze verlautet aber nichts Deutliches darüber; selbst von Catharine de l'Isle-Bouchard, Dame de Giac, der Einzigen, die mit Namen genannt wird und die Touchard Lafosse mit ihrer Schwiegermutter in Eine Person verschmelzt, weiss man nichts Gewisses. Da taucht auf einmal, nachdem die jungfräuliche Märtyrerin dem sinnlich schlaffen, schwankenden „Dauphin" die Königskrone aufs Haupt gesetzt hat, „die Schöne der Schönen", la Belle des Belles, am Königshofe auf und beherrscht nun das Herz Karls VII. fast zwanzig Jahre lang.

Agnes Sorelle war die Tochter von Jean Soreau oder Sorel und Catharine de Maignelais. Auf Quittungen, die bei ihren Lebzeiten ausgestellt worden sind (eine vom 18. April 1448 von Agnes selbst unterzeichnet) ist der Familienname Sorelle geschrieben, es ist dies die weibliche Form von dem Masculinum Soreau und verhält sich dazu wie belle zu beau oder bel (der Dichter A. de Baif, 1532 bis 1589, hat ein kleines Gedicht geschrieben: Agnès Sorelle au Seigneur Sorel). Ihr Vater, welcher 1446 wenige Jahre vor Agnes starb, war Herr von Coudun, mit dem bescheidenen Titel écuyer, und stand 1425 in Diensten Karls, Grafen von Clermont im Beauvoisis (Gebiet von Beauvais, jetzt Dep. der Oise), welcher, später nach seines Vaters Tode Herzog von Bourbon, sich seit 1419 der Sache Karls VII. angeschlossen hatte und denselben überall begleitete, auch bei der Krönung in Reims gegenwärtig war. Ihre Mutter, Schlossdame von Verneuil im Bourbonnais, überlebte sie und starb erst 1459.

Digitized by Google

Ohne eine hervorragende Rolle zu spielen, hatten Glieder der Familie Soreau doch hier und da ansehnliche Stellen bekleidet.

Das Schloss Fromenteau, wo Agnes 1409 oder 1410 geboren wurde, liegt südlich von der Touraine im Nieder-Berry (jetzt Dep. der Indre) auf dem linken Ufer der Indre unfern Villiers-en-Brenne (Brenne ist der Name eines Landstrichs, der mit gewissen Gegenden Schottlands Aehnlichkeit hat) in fruchtbarer, wald- und wildreicher Gegend; das alte Schloss ist jetzt zerstört und seit Anfang dieses Jahrhunderts durch einen styllosen Bau ersetzt, nur ein Thurm des alten steht noch am Eingang eines Holzes, das heute noch „le bois de la Dame" heisst. Es gehen da noch manche Sagen wie Gespenster von der schönen Agnes um. Unfern von Fromenteau liegt das Städtchen Châtillon-sur-Indre, das früher zur Ober-Touraine gehörte, wesshalb man auch zuweilen sagt, Agnes sei in der Touraine geboren: von dem uralten Schloss dieses Städtchens soll ein unterirdischer Gang nach Loches in der Touraine, einer Residenz Karls VII., führen und somit letztere mit der Heimath der Maitresse verbunden haben. Noch näher, eine Viertelstunde östlich von Fromenteau, liegt der kleine Weiler La Morinière; hier, in einem armseligen Häuschen mit vom Rauch geschwärzten Holzgetäfel, „wurde — so erzählt man — von der Amme ein fürstliches Kind gestillt, das die Geliebte eines Königs wurde." „Ja," sagen die alten Brennousen (die Bäuerinnen der Brenne), wenn sie ihre Wolle spinnen oder ihren Hanf brechen, „in diesem alten Gemäuer mit dem hervorspringenden Holzgiebel wurde die Tochter eines alten Herrn von Fromenteau aufgezogen, die von dem Teufel und den schönen Augen eines Prinzen in das ewige Verderben gestürzt wurde; man sah sie manchmal, in langen Zwischenräumen, zu der Wiege ihrer Kindheit heimkehren; aber ihre Stirn war bleich und sie blieb gern einsam . . . Eines Tages erschien sie nicht wieder. Gott erlaubte nicht, dass sie noch einmal ihre alte Amme küsste . . . . Doch sagt man, dass sie von Herzen gut und mildthätig war."

Wie Agnes ihre Kindheit und erste Jugend verlebte, darüber wird nichts berichtet. Dafür dass ihre früh entwickelten Reize die vornehmsten Herren, darunter den schönen Bastard von Orleans und Poton de Xaintrailles, zur Huldigung herbeigelockt hätten, dass schon damals Karl VII. neugierig gewesen sei sie kennen zu lernen, sie aber dann wieder aus den Augen verloren habe, wie Delort erzählt, dafür fehlen alle historische Zeugnisse. Geschichtlich beglaubigt ist nur, dass sie in früher Jugend, wahrscheinlich nach ihrem fünfzehnten Lebensjahre, an den Hof von Lothringen als Ehrenfräulein zu Isabelle, Yolandens Schwiegertochter, kam.

Einige Worte über dieses Land sind hier am Platze. In Loth-

ringen, dem eigentlichen, seit Otto dem Grossen 953 Oberlothringen genannten, zum deutschen Reich gehörenden Herzogthum waren unter Kaiser Heinrich III. (1039—1056) auf die wechselnden Lehensherzoge die erblichen gefolgt; mit Gerhard war das Haus Elsass auf den Thron gestiegen. Es zerfiel in drei Vogteien, le baillage français oder b. de Nancy, b. de Vosges und b. de Vaudrevange oder b. allemand; das sonderbare Gemisch von Stämmen, Dialekten (patois) und Sprachen, das hier herrscht, hat noch jüngst die Philologen in Frankreich und Deutschland beschäftigt. Die Souverainetät, nach der die Herzoge strebten, war stets schwankend; je mehr Frankreich wuchs, um so schwächer ward der Einfluss Deutschlands. Das deutsche Reich vergass zwar seine Ansprüche nicht, aber Frankreich betrachtete die Herzoge halb und halb als Vasallen. Da dieselben ihren Sitz nach Nancy verlegt hatten, wo man französisch sprach, so wurden auch Gesetze und Verwaltung von Frankreich entlehnt. Während Herzog Thibault I. 1214 noch mit Otto IV. bei Bouvines gegen Frankreich focht, nahmen später, besonders seit den englisch-französischen Kriegen, die lothringischen Herzoge an Frankreichs Schlachten Theil, lebten viel in Paris, wurden dort erzogen.

Herzog Karl II., genannt der Kühne (le Hardy)*), hatte nun zur Zeit Karls VII. zu den Engländern und Burgundern hingeneigt. Von den Ersteren verletzt, indem König Heinrich V. seinem Gelöbniss zuwider die französische Prinzessin statt des Herzogs Tochter geheirathet hatte, von beiden in seinen Besitzungen bedroht, hatte er, wie wir gesehen, in die Vermählung seiner Tochter Isabelle mit Yolandens zweitem Sohn, Bruder der Königin Marie, René d'Anjou, gewilligt; letzterer, durch verwandtschaftliche Rechte und dann durch Vertrag im Besitz des Herzogthums Bar, vereinigte dasselbe später mit Lothringen, mit ihm kam somit hier ein französischer Prinz zur Herrschaft.**)

*) Herzog Karl der Kühne von Burgund wird im Französischen „le Téméraire" genannt.

**) Das deutsche Volksthum in der „deutschen Vogtei" ist trotzdem bis auf die neueste Zeit, wo dies Gebiet wieder an Deutschland fiel, unausrottbar geblieben. Herzog Antoine, Renés II. Sohn, befahl die Urkunden französisch zu schreiben, was bisher nur im französischen Lothringen (le pays roman genannt) der Fall gewesen war; 1748 wurde für Deutsch-Lothringen das Verbot erlassen, Acten, Contracte u. s. w. deutsch zu redigiren. Aber das Volk sprach fort und fort deutsch, obgleich es im französischen Unterthanenverbande stand und im französischen Heere diente. Im Innern Frankreichs hörte ich oft, wie die Lothringer von den Franzosen „têtes carrées" d. h. Deutsche genannt wurden. War den Deutsch-Lothringern auch die politische Anhänglichkeit an Deutschland verloren gegangen, so fühlten sie sich doch in Bezug auf Sprache und Volksthum in Frankreich immer fremd: ich habe verschiedene Anekdoten von solchem Heimweh anderswo berichtet. Dagegen wurde Nancy in jeder Beziehung echt französisch; das litterarische Leben blühte hier besonders mit René auf, der selbst Dichter war.

Wie Agnes Sorelle nun an den lothringischen Hof kam, erklärt sich folgendermassen. Es war damals bei dem Adel gebräuchlich, nicht nur die Söhne, sondern auch die Töchter zu ihrer weiteren Ausbildung an den Hof eines Lehensherrn zu schicken, sie leisteten hier Dienste, jene als Pagen, diese als Ehrenfräulein. Der Umstand, durch den Agnes der Herzogin Yolande, Königin von Sicilien, bekannt wurde, lässt sich nicht genau bestimmen; da ihr Vater im Dienste des dem Könige ergebenen Grafen von Clermont stand, da ferner ihr Oheim Jean II. de Maignelais 1430 als Hauptmann unter Karl VII. befehligte, so hat Yolande leicht von dem anmuthigen Mädchen hören können: vielleicht auch wurde ihr dasselbe von den Eltern oder Verwandten anempfohlen, als sie sich nach Gespielinnen für die junge Braut ihres Sohnes umsah.

Letztere gewann das artige Mädchen lieb, das fast von gleichem Alter mit ihr war; sie war weniger die Herrin als die Freundin desselben. Ysabelle war übrigens, was Fähigkeiten des Geistes und Charakterstärke betrifft, ihrer Schwiegermutter nicht unähnlich. Am Hofe von Nancy war damals ein glänzendes ritterliches Leben, reich an Festen und heitrem Lebensgenuss. In derselben Zeit, wo hier Agnes in froher Gesellschaft sich der glücklichsten Jugend erfreute, lag unfern von Nancy in dem still gelegenen Dorfe Domremy ein frommes Bauermädchen andächtig auf den Knieen und lauschte gläubig den himmlischen „Stimmen", die sie zur Rettung ihres Vaterlandes beriefen; während die vom Könige verlassene Märtyrerin im Kerker zu Rouen lag und dann ihre Treue durch den Tod in den Flammen besiegelte, schwelgte Agnes noch fort und fort in sorgloser Fröhlichkeit in dem anmuthigen Thale der Meurthe. Die beiden Frauen, die jungfräuliche Retterin des Königs und dessen spätere Maitresse, haben sich höchst wahrscheinlich damals gesehen. Isabellens Vater, Herzog Karl der Kühne, hatte diesen seinen Beinamen auf allerlei Ritterfahrten bewährt, er hatte bei Azincourt für Frankreich mitgefochten, und Titus Livius, besonders aber Julius Cäsar war seine Lieblingslectüre; aber er war auch galant und ein Lebemann, hörte gern Musik, und Feste wechselten an seinem Hofe mit Festen. Er hatte zur Maitresse — welches Aergerniss! — die Tochter eines Pfaffen, Alizon de May, ein schönes, geistreiches Weib, das in wenigen Jahren den Herzog mit fünf Kindern beschenkte. Seine Gemahlin, Margarethe, eine bairische Prinzessin und Schwester Ysabeaus, Königin von Frankreich, war fromm und rechtschaffen, das Volk hielt sie für heilig und erzählte sich allerlei Wunder, die sie vollbracht habe; sie ertrug den Schimpf, den ihr Gatte ihr anthat, mit schmerzlicher Ergebung. Da wurde der Herzog krank; es war um Pfingsten 1428, schon erzählte sich das Gerücht viel von dem wunderbaren Mädchen in Dom-

remy und ihren himmlischen Erscheinungen. Der Herzog wollte sie sehen, hoffend dass sie ihn durch ein Wunder heilen könne, und liess ihr zur Reise einen Geleitsbrief zustellen. Sie kam zu ihm, sprach ein wenig von ihrem Vorhaben*) und bat ihn, sie von seinem Schwiegersohn René zum Dauphin führen zu lassen, sie würde dann um seine Genesung zu Gott beten; übrigens erklärte sie ihm offenherzig: wenn er seinen Lebenswandel nicht ändere und sich nicht mit seiner Gattin, einer so tugendhaften Frau, versöhne, würde er nicht genesen. Der Herzog entliess sie mit einem Geschenk von vier Francs, die sie sofort ihrem Oheim gab. Der Herzog sah in ihr vermuthlich, wie der Ritter Baudricourt, nichts als ein halb närrisches Bauermädchen. Agnes Sorelle spielte später in Frankreich dieselbe Rolle, die Alizon am lothringischen Hofe spielte; sie hat die Warnung der reinen Jungfrau nicht beachtet. Kein einziges Document spricht überhaupt davon, dass diese wunderbare Erscheinung einen Eindruck auf Agnes gemacht oder in ihr zurückgelassen habe. Aber dachte denn selbst Karl VII. noch an die Jungfrau, er, den sie doch erst zum König gemacht hatte?!

Eine unglückliche Schlacht, die René, Isabellens Gemahl, verlor, führte Ende des Jahres 1431 Agnes dem Könige zu. Graf Antoine de Vaudemont, Neffe Herzog Karls II., machte René die Erbfolge streitig und nahm ihn nach tapferer Gegenwehr am 2. Juli gefangen. Isabella, die erst muthigen Widerstand zu leisten gesucht hatte, begab sich Ende dieses Jahres mit ihren Kindern und begleitet von Agnes Sorelle zu König Karl, der damals zu Vienne im Dauphiné war, und flehte ihn um Hülfe an. Warum hätte er sie seiner Schwägerin verweigert? Auf seine Vermittlung wurde René zeitweilig freigelassen, die volle Freiheit erhielt derselbe aber erst am 25. November 1436.**) Die Biographen der Maitresse begnügen sich

---

*) „Parum declarans ei de suo voyagio.“ Gewöhnlich wurde erzählt, es habe dies bei Gelegenheit einer Wallfahrt Jeannens nach Saint-Nicolas du Port bei Nancy stattgefunden; es erhellt aber aus dem Revisionsprocess, dass Jeanne nicht dorthin, sondern von Vaucouleurs aus nach dem nur vier Kilometer entfernten Saint-Nicolas de Septfonds gegangen und von hier am selben Tage zurückgekehrt ist.

**) Wir lassen hier die weitere Geschichte Lothringens. Um die Versöhnung der Personen und Interessen herbeizuführen, gab René auf Karls VII. Vorschlag seine Tochter Yolande dem Sohne seines Nebenbuhlers, Ferry de Vaudemont, zur Gemahlin, aus welcher Ehe der spätere Herzog René II. entspross, der glückliche Nebenbuhler Karls des Kühnen von Burgund. Isabelle, eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Frau, starb am 28. Febr. 1452, mit Recht tief betrauert von ihrem Gemahl. Letzterer, der sich wieder vermählte und Malerei und Dichtkunst mit vielem Talent pflegte, musste später den Ansprüchen des Hauses Anjou auf Neapel und Sicilien entsagen und führte in Anjou und Provence jenes idyllische Leben, das Schiller in seinem Drama, ebenfalls der Geschichte zuwider, anticipirt. Diese Ansprüche nahm dann König Karl VIII. von Frankreich auf und beschleunigte dadurch das Zeitalter der Renaissance in Frankreich.

aber mit dieser Erklärung nicht; sie erzählen, dass Agnes ihre Bitten mit denen Isabellens vereinigt habe und dass der König ihrer Beredsamkeit und ihren Reizen nicht habe widerstehen können. Wenn dies auch nicht bewiesen ist, so ist es ja auch nicht unmöglich. Agnes stand damals in ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahre; anmuthigen Charakters, gebildeten Geistes, in allem Glanze jugendlicher Schönheit, die sich in kräftigen Schultern bei eleganter Taille aussprach, mit reizenden blauen Augen, deren Lebhaftigkeit durch einen Ausdruck von Sanftmuth gemildert wurde, musste sie wohl einen tiefen Eindruck auf den sinnlichen König machen. Ihr üppiges blondes oder hellbraunes Haar wollte sich der Mode ihrer Epoche nicht fügen, blendend weisse Zähne erhöhten den Reiz ihres Lächelns. Wenn wir trotzdem einigen Vorbehalt in Betreff ihrer Schönheit machen, so haben wir in dem Urtheil ihres Zeitgenossen, des Bischofs von Lisieux, Thomas Basin, eine Zustimmung, der nur die Schwärmer widersprechen. Die muthmassliche Copie eines Altarbildes zu Melun, auf welchem die hl. Jungfrau der Sage nach unter den Zügen der Agnes dargestellt worden sein soll, Copie, die sich im Museum zu Antwerpen befindet, ist zu unsicher, um den daraus gezogenen Schlüssen so unbedingt Glauben zu schenken.

Junge Liebe hüllt sich gern in den Schleier des Geheimnisses; ein tiefes Dunkel umgiebt auch die erwachende Leidenschaft des Königs für die schöne Begleiterin der hilfeflehenden Herzogin Isabella. Als letztere am 18. Oktober 1435 auf die Bitte ihres noch in burgundischer Gefangenschaft seufzenden Gemahles sich in Marseille einschiffte, um in Sicilien seine Königskrone gegen einen mächtigen Nebenbuhler zu vertheidigen, war ihre Freundin Agnes schon lange an das Herz und den Hof König Karls gefesselt. Wie und wann sich das also gestaltete, darüber haben die Biographen allerlei gelehrte Discussionen angestellt; wir wollen den Leser nicht damit ermüden und erklären einfach, dass wir uns der Meinung anschliessen, wonach das Liebesverhältniss Karls und Agnes zwischen 1432 und 1433 seinen Anfang nahm. Der König, damals schon ein alter Ehemann, konnte bei seinem sinnlichen Wesen für die blühende Schönheit nicht unempfindlich bleiben. Hat sich das Täubchen eine Zeitlang gesträubt, wie Delort erzählt oder vielmehr annimmt? Warum nicht? Aber, sagt Delort, „er war so liebenswürdig und mithin so gefährlich. Giebt es übrigens viele Herzen, die sich ein König nicht unterwirft?“ Und, fügen wir hinzu, das verlockende Beispiel, das ihr die Maitresse des Herzogs von Lothringen gegeben hatte, hatte sie nicht in der Tugend bestärken können. Sie fiel — in die Arme des königlichen Verführers.

Leider begegnen wir dem sonst so hochverehrten Historiker

J. Michelet auf einem schlimmen Abwege. Ohne irgend welchen Beweis, ohne jeden Beleg aus zeitgenössischen Documenten behauptet er, die Schwiegermutter des Königs habe ihm nach Renés Gefangenschaft „das sanfte Geschöpf," die schöne Agnes, als Maitresse zugeführt, um durch sie den König zu beherrschen und ihn für das Anjou-lothringische Haus zu gewinnen, und zwar mit Genehmigung der Königin, d. h. der ehelichen Gemahlin Karls VII.! Ja, wie Yolande dem Könige diese Maitresse gegeben haben soll, um ihn aufzumuntern, so soll sie (nach Michelet) dem Herzoge von Lothringen Alizon zugeführt haben, um ihn durch die ihr eingeflüsterten Rathschläge einzuschläfern. Und der Historiker Henri Martin, der geradezu Yolande wenig gewissenhaft nannte, ging blindlings auf diese Erfindung historischer Phantasie ein, mit dem einzigen Unterschiede, dass er die Absicht zwar löblich, nicht aber ebenso löblich die Mittel fand. Nein! sie wäre schimpflich gewesen; sogar der Panegyrist der Agnes, Steenackers, protestirt gegen diese Behauptung als eine Verleumdung der Herzogin von Anjou, ihrer Schwiegertochter Isabella und ihrer Tochter, Karls Gemahlin. Und wir stimmen diesem Protest bei. Bei der Autorität, deren sich die beiden Historiker zu erfreuen haben, musste hier entschieden gegen diese völlig unbeglaubigte und auch unglaubliche Unterschiebung Verwahrung eingelegt werden. Yolande war ein staatskluges Weib, aber ihr männlicher Sinn und scharfer Geist bedurfte so widerlicher Mittel nicht, um den patriotischen Staatsgedanken am Hofe endlich zur Geltung zu bringen.

Die erwähnten Erfindungen sollen dazu dienen, die Umwandlung zu erklären, die um diese Zeit in dem Charakter oder wenigstens in der Handlungsweise des Königs vorging; in dieser Beziehung harmonirt auch Steenackers mit ihnen, indem er diese Umwandlung ebenfalls dem Einflusse der Maitresse zuschreibt, die er auf Grund ihrer Erziehung am lothringischen Hofe als eine geistig hervorragende, gut patriotisch gesinnte Person schildert; eine solche Frau habe sich nicht begnügen können, sich ihrer Schönheit wegen lieben zu lassen; nicht umsonst habe sie fast zwanzig Jahre über das Herz des Königs geherrscht; wer sein ganzes Wesen derart eingenommen habe, habe sicher auch an seinen übrigen Beschäftigungen Theil genommen und auf seine politischen Entschlüsse eingewirkt. Das Alles klingt sehr bestrickend, nur ist es eben blosse Muthmassung ohne jede Grundlage geschichtlicher Zeugnisse. Es fehlt an allen Belegen für die wirklich hohe Bildung und geistige Stärke der Maitresse; sie war gut von Herzen, mildthätig, wusste einen artigen Brief zu schreiben, nur von politischen Fähigkeiten findet man keine Beweise, Staatsklugheit und Politik vereinbart sich schwerlich mit ihrem sanftmüthigen Wesen.

Man beachte nochmals: die Jungfrau von Orleans war schon

lange nicht mehr, schon längst hatte sie dem Könige Orleans befreit und ihn in Reims feierlich salben lassen; acht Monate waren verflossen, seitdem sie den Märtyrertod in den Flammen gestorben war, als Agnes Sorelle an den Hof kam. Das ganze phantastische Gebilde in Schillers Drama zerflattert nichtig in die Luft,*) Agnes hat keinen Theil an der Befreiung Frankreichs, wohl aber verscheuchte ihre Erscheinung aus Karls Herzen den letzten Gedanken an die gottgesandte Retterin, in den Armen der Maitresse vergass er die Heilige.

Nicht minder haltlos verfliegt aber auch der Nimbus, den die Lobhudelei moderner Schwärmer um Agnesens Haupt zu weben versucht hat, als sei sie die geistige Ursache des Aufschwungs, den damals die Leitung der Staatsangelegenheiten am königlichen Hofe nahm. Ein Haupthinderniss energischer patriotischer Politik war hier die Herrschaft unfähiger oder unredlicher Günstlinge gewesen; einer der verächtlichsten war Georges de la Trémouille, der seit 1427, nach heutigem Sprachgebrauche, der erste Minister des Königs war. Jeder Tugend bar, hingegen alle niedrigen Leidenschaften und Laster in sich vereinigend, war er der gefährlichste Feind der nationalen Sache, hatte als solcher der Jungfrau von Orleans alle Schwierigkeiten in den Weg gelegt und, wie manche behaupten, ihren Verrath verschuldet, hatte die weise Staatskunst der patriotischen Yolande gelähmt und alle fähigen Männer vom Hofe fern gehalten. Endlich, gegen Ende des Juni 1433, vereinigten sich die Patrioten gegen ihn, nahmen ihn im Bett gefangen und schickten ihn nach Hause. Es war die Politik Yolandens, die hier den Sieg davon trug, das Hauptverdienst hierbei gebührt dem Connetable de Richemont, einem eisernen Manne, der den König schon von zwei anderen bösen Rathgebern befreit hatte, 1426 von dem Herrn de Giac und 1427 von Camus de Beaulieu. Von jetzt an kam die Regierung in rechtschaffene Hände und die nationale Erhebung, die durch Jeanne d'Arc den ersten, rastlos fortwirkenden Anstoss erhalten hatte, ging nun unaufhaltsam siegreich ihrem Ziele zu; der König konnte jetzt nicht anders, er musste mit den Männern vorwärtsgehen, die ihn jetzt umgaben. Diesen Aufschwung den nächtlichen Liebkosungen einer noch so liebenswürdigen Buhlerin zuzuschreiben, heisst die Männer beschimpfen, die ihr Gut und Blut für das Vaterland einsetzten. Nicht einmal zum Sturze des nichtswürdigen La Trémouille hatte die Maitresse den König angetrieben, der gar nichts davon gewusst hatte und

*) Manche Theaterdirectionen überbieten noch Schiller; sie lassen die Maitresse sogar im Krönungszug mit auftreten, was im Text nicht vorgeschrieben ist. Dass sich dies weder mit der Würde des Staates noch mit der öffentlichen Moral vereinbaren lässt, wird um des Bühneneffectes willen ganz übersehen.

Anfangs sehr erschrocken war, als er die Kunde erhielt. Wie sehr Karl VII. in Agnes Sorelle nur die Maitresse liebte, nicht die angebliche Patriotin, zeigt uns die Thatsache, dass er ihrem Andenken, auf grundlose Anklagen hin, den wahren Patrioten Jacques Coeur zum Opfer brachte. Nur für den Liebesroman war Agnes geschaffen, sehen wir uns die Gaukelei ein wenig an.

Es laufen gar romanhafte Anekdoten darüber herum, wie der König die schöne Gesellschafterin Isabellens von Lothringen an seinem Hofe festzuhalten gesucht hat. Da wird z. B. die schon erwähnte Prophezeiung in Scene gesetzt und also erzählt: Um Agnes zum Dableiben zu bestimmen, nahm Karl zu einem Astrologen seine Zuflucht und verabredete mit ihm die Worte, durch die das Herz der Schönen umstrickt werden sollte. Als Karl eben mit Agnes allein war, trat plötzlich der Sterndeuter ein, da frug ihn der Verliebte, was er wohl von der Zukunft dieses schönen Mädchens denke. „Sire," antwortete der Astrolog, „entweder lügen die Sterne oder sie wird die Geliebte eines grossen Königs werden." Da machte Agnes eine tiefe Verbeugung und erwiderte lächelnd: „Sire, wenn die Sterne die Wahrheit sagen, so bitte ich mir zu erlauben, dass ich mich entferne und an den Hof des Königs von England gehe, um dort mein Geschick zu erfüllen. Sicherlich bezieht sich auf ihn die Weissagung, da Sie im Begriffe stehen, Ihre Krone zu verlieren und Heinrich sie bald mit der seinen vereinigen wird; er ist ohne Zweifel ein grösserer Monarch als Sie." Diese Worte gingen dem Könige so zu Herzen, dass er in Thränen ausbrach und dann, sich ermannend, der Jagd und seinen Gärten entsagte und endlich die Engländer aus seinem Königreich verjagte.

Eine andere Anekdote besagt: Als Isabella sich nach Sicilien einschiffen wollte, stellte sich Agnes krank, um bei dem König bleiben zu können; auf den Befehl desselben erklärten die Aerzte, dass sie nicht ohne Lebensgefahr die Reise unternehmen könne, die Königin Maria aber versprach der Herzogin, ihr ihre Freundin nachzuschicken, sobald sie genesen sein werde.

Die erste Geschichte wie die zweite ist purer Roman. Nur Eins ist sicher: Agnes hat bei ihrem Erscheinen am Hofe einen mächtigen Eindruck auf den König gemacht, dieser hat sie an seine Person gefesselt. Ob auch sie ihn liebte, ob sie nur der hohen Stellung zu Liebe sich ergab; wer kann das wissen? Im Jahre 1434 kam der erste sprechende Beweis der königlichen Liebschaft an den Tag, er wurde Charlotte getauft. Natürlich hatte die Geliebte bei Hofe eines Ranges bedurft, der war leicht gefunden; sie wurde dem Gefolge der Königin als Ehrenfräulein beigegeben. Ein hochgestellter Augenzeuge, kein Geringerer als der Papst Pius II., berichtet uns, von welch'

heisser Flamme Karl damals für seine Agnes erglühte. Damals noch Aeneas Sylvius Piccolomini geheissen, war er als Secretär des Cardinals von Sainte-Croix bei den Verhandlungen gegenwärtig, die 1435 in Arras statt hatten und den Vertrag herbeiführten, durch welchen der Herzog von Burgund sich wieder mit Frankreich aussöhnte; Aeneas Sylvius rühmt ihre Schönheit und schmeichelnde Stimme und sagt, dass der König keine Stunde ohne sie leben konnte und sie fortwährend nicht nur bei Tische u. s. w., sondern sogar bei seinen Rathssitzungen um sich haben musste.

In Chinon und Umgegend verträumte Karl VII. zuerst seine Schäferstunden mit Agnes. Hier, wo nur wenige Jahre vorher die Jungfrau bei ihm erschienen war und ihm die Rettung vom Himmel gebracht hatte, schwelgte er in den Armen der Maitresse. Wohl lädt in dieser Landschaft, der Heimath des lustigen Rabelais, Alles zu üppigem Lebensgenusse ein; alle Sinnenfreuden gaukeln über diese sonnigen Gefilde, die sich Satan, wie Rabelais erzählt, nebst drei anderen Orten, vorbehielt, als er versuchend zu Jesus trat und ihm alle Reiche der Welt zu Füssen legte. „Der Bezirk von Chinon, der sich über die beiden Ufer der Loire erstreckt und den die Vienne von Süd- nach Nordwest durchströmt, vereinigt alle Vorzüge und Reize, die man mit Recht dem köstlichen Lande der Touraine zuschreibt. Fruchtbarkeit des Bodens, Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse, bezaubernde Landschaften, Alles scheint sich in diesem Eden zusammengefunden zu haben, um den Bewohnern das Leben süss und behaglich zu machen.“ schreibt Touchard-Lafosse, der Geschichtschreiber des Loirethals, und er hat Recht. Mit Wonne gedenkt noch der Verfasser dieses seiner Wanderungen durch dies glückliche Land, aber was ihn vor allem Andern hierher gezogen hatte, war die Erinnerung an die Märtyrerin von Rouen, die im Schlosse von Chinon ihre Sendung zuerst dem Könige verkündet hatte. Ihrer aber gerade vergass der Undankbare an demselben Orte.

Die Wohnung, welche Agnes in der ersten Zeit inne hatte, als sich die Liebe des Königs noch geheim hielt, war vermuthlich das Haus Roberdeau, das ausserhalb der Festungsmauer von Schloss und Stadt lag und durch unterirdische Gänge mit dem noch stehenden Thurme Argenton in Verbindung stand. Wie aber die Leidenschaft ihre Schwingen entfaltete, dehnte sich auch der Schauplatz des Liebesromanes aus. Das Dreieck, das sich von Chinon aus zwischen Loire und Vienne bis zum Zusammenfluss der beiden hinzieht, ist wie besät mit allerlei Residenzen des Königs und seines Gefolges. Das Schloss Usage scheint der Lieblingsaufenthalt Karls VII. gewesen zu sein, wenn er in Chinon war; er hatte daneben für seine Maitresse den Pavillon Bonaventure (glücklich gewählter Name!)

bauen lassen, hier — erzählt sich das Volk — sprach er oft um eine Nachtherberge an, um am andern Morgen mit seiner Schönen auf die Jagd zu gehen. Ein anderes Schloss in der Nähe war bei Savigny gelegen, la Herpinière, wo sich die Königin aufgehalten zu haben scheint; in einem der Zimmer sah (sieht?) man noch vor Kurzem ein Frescogemälde, das die Königin Marie darstellte. Candes endlich, wo die Vienne sich in die Loire ergiesst, war zwar mehr Festung als Lustschloss, wurde aber ebenfalls von Karl und Agnes besucht; aus Briefen derselben geht hervor, dass sie auch Amboise, Razillé und Le Plessis, Landsitz auf dem linken Ufer der Loire, bewohnt hat. Ein anderes Schloss, das der König seiner Maitresse gegeben hat, Fontenailles, lag nördlich von Tours auf dem rechten Loireufer; auch hier — erzählt sich das Volk — besuchte Karl oft seine Agnes. Nur von Jagd und Liebe ist hier immer die Rede; was wird denn da aus der ruhmreichen Legende?

Chinon war der Mittelpunkt aller Begegnungen Karls und der Maitresse in den ersten Jahren, nächst dem war Loches südlich von Tours in jener Zeit die bedeutendste Residenz des Königs, die selbstverständlich seine Maitresse mit ihm theilte. Hier erhielt Karl VII. die Kunde, dass sich Paris ihm ergeben habe (29. Mai 1436). Auch um diesen Sieg hatte Agnes kein Verdienst; sie hatte nur Eine Aufgabe: dem Könige Schäferstunden zu bereiten. Und so kam es denn auch, dass sie an den Hochzeitsfeierlichkeiten nicht Theil nehmen konnte, die 1436 in Tours zur Vermählung des Dauphins Ludwig mit Margarethe von Schottland veranstaltet wurden; sie erwartete die Ankunft eines zweiten Kindes. Es war ein Töchterchen, dem der Name Marie Margarethe gegeben wurde. In ihrer Heimath Fromenteau hatte, wie Delort berichtet, Agnes den Geliebten damit beglückt; dieser liess die Tochter auf dem Schlosse Taillebourg von Prégent de Coëtivy, Admiral von Frankreich, erziehen, sie heirathete später (18. Dec. 1458) Olivier de Coëtivy, Prégents Bruder, den dafür der König reich beschenkte; sie starb aber schon 1473.

Während des Aufenthalts des Königs zu Loches weilte aber Agnes häufig auf dem südwestlich davon an der Creuse gelegenen Schlosse La Guerche, das ihr Liebhaber für sie gekauft hatte und wo derselbe ebenfalls Gelegenheit hatte, sich seiner Leidenschaft für die Jagd hinzugeben. Das Schloss, damals reich mit Malereien geschmückt, wovon noch Spuren vorhanden sind, besteht noch, doch in verringerter Grösse. In der Kirche des ehemals „Stadt" betitelten Ortes befand sich früher ein Mausoleum zum Andenken an Agnes Sorelle; vor fünfzig Jahren hat es der Besitzer des Schlosses, Graf de Croy, erneuern lassen.

Und die Königin? wird der naive Leser fragen. Wie nahm

die tugendhafte, treue Gattin diesen zuchtlosen Lebenswandel ihres Gemahls, diese Beschimpfung der ehelichen Würde auf? Sie gab allen folgenden Königinnen von Frankreich das Beispiel der Ergebung in ihr Loos. Erlaubte es ihre Stellung, den Gemahl zu verlassen, wie eine Bürgersfrau es thun darf und soll? Die Worte, welche Delort anführt: „Es ist mein König und mein Herr, er vermag Alles über mich und ich habe kein Recht seine Handlungen zu prüfen," sind von keinem Zeitgenossen aufgezeichnet, aber in der That war es so. Was hätte sie gegen den sinnlich leidenschaftlichen König vermocht? Und trotzdem wirft ihr der Lobredner der Buhlerin vor, sich ihre Würde gegen dieselbe vergeben zu haben. Sie musste die Schmach über sich ergehen lassen. Welcher Widerspruch übrigens in dieser Anklage! Einestheils rühmt der Kläger die Verdienste, welche Agnes durch ihre (angebliche) Anfrüttelung des Königs um den Staat gehabt habe; anderntheils klagt er die Königin an, dies geduldet zu haben. Das zeitgenössische Zeugniss aber, dass Marie d'Anjou unter diesem buhlerischen Verhältniss ihres Gatten litt, sucht der Ankläger der Gattin noch zu schwächen. Olivier de la Marche, geboren 1426, erzählt in seinen Memoiren die Begegnung, welche die Königin mit der Herzogin von Burgund 1444 zu Châlons-sur-Marne hatte, und wie sie sich gegenseitig ihr Herz ausschütteten, denn beide litten unter der Qual der Eifersucht.

Der Chronist sei bei den Gesprächen nicht gegenwärtig gewesen, wirft Steenackers ein, er spreche nur nach Vermuthung; nie aber thut der Panegyrist der Maitresse etwas anderes, nur auf Wahrscheinlichkeiten baut er sein Lob auf. Wenn gerade in diesem Jahre die unglückliche Königin, die bei dem Könige treu ausgehalten hatte, als ihn Alles verliess, in Klagen der Eifersucht ausbrach, so muss man noch in Erwägung ziehen, dass bisher die Liebschaft des Königs mit Agnes noch so ziemlich geheim gehalten worden war, aber gerade um 1444 trat Letztere offen vor aller Welt officiell als Maitresse des Königs auf und prunkte mit ihrer Schande und dem Luxus, den sie mit derselben erkauft hatte.

Doch alle Schuld rächt sich auf Erden, sagt der deutsche Dichter, und: „on est toujours puni par où l'on a péché", sagt das französische Sprüchwort. Der König hatte seine eheliche Gattin beschimpft, der Sohn rächte die Mutter. Duldete diese im Stillen, um so heftiger brach die Eifersucht und der Groll des Dauphins, des spätern Ludwig XI., aus. Der Sohn vergiftete seinem Vater das Dasein; Agnes soll sogar an seinem Gifte gestorben sein.

Es war im Jahr 1440, dass der Zwist zwischen Ludwig und seinem Vater ausbrach. Der ganze hohe Lehensadel, die Fürsten des Reiches (Herzoge von Bourbon und Alençon u. s. w.) an der Spitze, empörten

sich gegen den König, der in seinen Reformen vom Bürgerstande unterstützt wurde und ein ihm unmittelbar gehorchendes nationales Heer („das Volk in Waffen", wie wir heute sagen) schuf, sodass der fürstliche und der mittlere Adel um seinen Einfluss zu kommen fürchtete. Der erst siebzehnjährige, aber schon ehrgeizige Dauphin wurde leicht für den Aufstand gewonnen, den man die Praguerie genannt hat. (Seit dem Aufstande der Hussiten in Prag ward praguerie gleichbedeutend mit Empörung). Die Aufständischen mussten sich aber unterwerfen, der Dauphin mit ihnen; er hat jedoch seit dieser Zeit nicht aufgehört, sich in Verschwörungen gegen den König zu verwickeln.

Als Grund oder Vorwand der Theilnahme Ludwigs an der Praguerie nennt Aeneas Sylvius in seinen „Commentaren" das Maitressenwesen am Hofe; die Aufständischen hielten dem Dauphin die Beschimpfung seiner Mutter vor und munterten ihn auf, dieselbe zu rächen und die Concubinen zu verjagen; die Thränen seiner Mutter, erzählt Aen. Sylvius weiter, reizten den Dauphin noch mehr auf; da habe dieser Agnes mit dem Schwerte verfolgt und sie tödten wollen, sie habe sich nur durch die Flucht in das Zimmer des Königs retten können.

Etwas ist gewiss an dieser Erzählung geschichtlich wahr; Manche versetzen aber diese Verfolgung mit dem Schwert in die zweite Empörung des Dauphins. Dass der Dauphin Agnes geohrfeigt habe, ist geschichtlich nirgends beglaubigt. Zu bemerken ist noch, dass der König bei Lebzeiten der Agnes sich mit dieser Concubine begnügt zu haben scheint; Aeneas Sylvius verwechselt hier die Zeit der Herrschaft der Agnes mit der spätern Epoche.

Nachdem der Dauphin wieder zu Gnaden aufgenommen war, änderte der schlaue Politiker seine Taktik und suchte die Maitresse durch allerlei Artigkeiten für sich zu gewinnen; so schenkte er ihr einen schönen Teppich, der in sechs Fächern die Geschichte der keuschen Susanne darstellte: Galanterie und Religion, sagt Steenackers, vereinigten sich damals sehr gern. Agnes besuchte ja immer die Kirchen, sie nahm das Geschenk nicht als Beleidigung auf. Wenn man eine gewisse Allegorie, die sich im Hause des Finanzministers J. Coeur in Bourges befindet, recht deutet, so hat der Dauphin sogar seinen Vater bei der Schönen auszustechen gesucht; etwa um durch den Verrath ihrer Liebe sie beim Könige in Ungnade zu stürzen oder durch ihre Vermittlung das Land zu regieren? Es gelang ihm aber nicht, ebensowenig gelang es ihm, dem Könige in dem Grafen von Dammartin, Antoine de Chabannes, einen Nebenbuhler zu geben, da dieser auf seinen Vorschlag nicht einging; wenn anders die Geschichte wahr ist, die Delort den kritiklosen Erzählern des achtzehnten Jahrhunderts nachgeschrieben hat. (Das ganz romanhafte Buch „Intrigues

galantes de la cour de France, depuis le commencement de la monarchie. Cologne, 1699" stellt den Grafen Chabannes als glücklichen Liebhaber der Agnes dar, aber das Buch ist eben Roman). So zog denn der Hass wieder in das Herz des Dauphins ein. Im Jahr 1446 entwarf er einen Plan zur Ermordung des ersten Ministers, Pierre de Brézé, den er anfangs vergebens für sich zu gewinnen gesucht hatte. Antoine de Chabannes verrieth den Plan dem Könige, der Dauphin wurde verbannt, mit dem Schwur der Rache zog er sich in das Dauphiné zurück. Von hier aus gelang es seinen Ränken doch, Brézé vom Hofe zu entfernen; bald aber kehrte dieser infolge der Fürsprache der Maitresse Agnes zurück. Es war natürlich, dass jetzt der Dauphin sein Complott gegen diese persönlich richtete, sie zu stürzen oder zu tödten suchte. Noch drei Jahre üppigen Lebens waren der Maitresse vergönnt, als der Tod sie plötzlich hinwegraffte. Ist sie am Gifte des Dauphins gestorben? Gar Manche behaupten es. So hätte der Sohn den Schimpf gerächt, der seiner Mutter von seinem Vater in der Buhlerin angethan worden war. Betrachten wir noch die letzten Lebensjahre, die Agnes Sorelle in glänzender Pracht und allen Freuden und Genüssen des Daseins verbrachte.

Der schon erwähnte Georges Chastelain, der in burgundischen Diensten stand, berichtet über den Prunk und das Wohlleben der Schönen wahrhaft Ungeheuerliches: der König habe sie in Allem reicher ausgestattet als die Königin, sie habe es in der Pracht den grössten Fürstinnen Europas gleich gethan, allerlei Moden aufgebracht, um die Sitten der Männer zu verderben, sich Schultern und Brust ganz entblösst und durch ihr Beispiel die Frauen in Frankreich und Burgund verdorben. Nicht mit Unrecht vielleicht erkennt man in diesen Beschuldigungen die Eingebungen des der Maitresse gehässigen Dauphins, der sich, als Chastelain den Stoff zu seiner Chronik sammelte, flüchtig bei dem Herzoge von Burgund aufhielt, und von dem sie der Burgunder aus nationaler Parteisucht gern aufnahm. Schon vor Agnes war die ausschweifende Prunksucht in der Toilette der vornehmen Gesellschaft, namentlich die ausgeschnittenen Kleider, die den Busen bloss liessen, eingerissen. Indessen auch Andere warfen der Maitresse ihren Luxus vor, sodass doch etwas Wahres daran sein mag, wenn auch bei diesen Anklägern eine feindselige Stimmung geherrscht hat. Es war schon genug, wenn Agnes, sie, die in bescheidenen Verhältnissen geboren war, in Gegenwart der rechtmässigen Gemahlin offen, der herrschenden Mode gemäss, einen Toilettenluxus zur Schau trug, den sie nur durch die Schande hatte erkaufen können. „In Gegenwart der Gemahlin", betont G. Chastelain; wohl mag dies der Dauphin gerügt haben, man hört hier die Stimme des Sohnes, der über die seiner Mutter angethane Beschimpfung empört ist, und wohl auch

die Stimme der Gemahlin, die den Schimpf ertragen muss Gewiss ist, dass es Agnes Sorelle, für deren Juwelenschmuck Karl VII. mehrere Künstler beschäftigte, und nicht die Königin war, die die ersten geschliffenen Diamanten trug.*)

Und welche Dienste hat Agnes Sorelle dem Staate erwiesen, um einigermassen diese Gunst verdient zu haben? Keine! Was man vorgiebt, ist reine Einbildung, wenn nicht Erfindung. Das Einzige, was ein Zeitgenosse etwa zu ihren Gunsten anführt (Olivier de la Marche), ist, dass sie dem Könige junge Kriegsleute (gens d'armes) vorgestellt habe (avancer), von denen der König später gut bedient worden sei.**) Die jungen Leute mögen sich gut geschlagen haben, dafür traten sie in den Kriegsdienst, aber für Agnes beweist dies nichts als dass sie, was alle Maitressen gethan haben, junge Leute, die ihr gefallen haben (gentils compagnons), protegirt hat. Die wahren Patrioten, grossen Staatsmänner und Feldherrn aber, die damals das Reich aufrichteten, waren ganz unabhängig von der Favoritin.

Eines muss man anerkennen: Agnes hatte ein gutes, sanftes Naturell, sie war mitleidig gegen Arme, empfindsam für Thiere. Davon zeugen fünf Briefe, die uns von ihr aufbewahrt sind und die P. Clément in seinem Werke mitgetheilt hat. Einmal schickt sie der Dame de Belleville einen Windhund, Carpet gerufen, das Thier hört weder auf die Pfeife noch auf den Ruf, nützt ihr also nichts, es thäte ihr aber doch leid, schreibt sie, wenn es deshalb verloren ginge und bittet daher die Freundin, dasselbe gut zu pflegen. Die Freundin war die Tochter der aus Halévys Oper Charles VI. bekannten Odette de Champdivers, genannt „la petite reine" und Maitresse Karls VI; geboren 1407 wurde sie von Karl VII. im Januar 1427 unter dem Namen Marguerite de Valois legitimirt, zum Ehrenfräulein der Königin ernannt und mit Jean de Harpedame, Seigneur de Belleville, vermählt; das Maitressenwesen war also gar nichts Anstössiges, indessen war der unglückliche Gemahl Ysabeaus von Baiern eher zu entschuldigen.

Ende September 1446 war Agnes bei Candes auf der Jagd gewesen, sie meldet der genannten Freundin, dass ein derselben ge-

---

*) Als Anekdote sei nebenbei bemerkt, dass der Jesuitenpater Daniel 1720 in einer gelehrten Dissertation hat beweisen wollen, das Piketspiel sei damals am Hofe Karls VII. erfunden worden und die Bedeutung der Damen sei folgende: Pallas = Jeanne d'Arc, Argine (Anagramm von regina) = die Königin, Rahel = Agnes Sorelle und Judith = Ysabeau von Baiern.

**) Olivier de la Marche schreibt: „Et certes, c'estoit une des plus belles femmes que je vey oncques, et fit, en sa qualité, beaucoup de bien au Royaume; elle avançoit devers le Roy jeunes gens d'armes et gentils compaignons dont le Roy fut depuis bien servy." Dass er nur von jungen Kriegsleuten spricht, beschränkt doch das „beaucoup de bien"; nicht Ein herorragender Patriot jener Epoche verdankt der Gunst der Maitresse seine Stellung.

höriger Hund Robin aus Versehen von einem Jäger verwundet worden sei, sie hofft aber, dass er davon kommen wird, und verspricht ihn gut zu pflegen. In einem Briefe an Herrn Pierre de Brézé handelt es sich um den Vater eines in ihren Diensten stehenden Mädchens, Mathelin Tiery, der von einer Fleischbank in Chinon zwei und zwanzig Sous Einkommen bezog; in Folge des Kriegs war aber die Rente auf sechzehn Sous gefallen, sodass der arme Mann, der auch sonst nicht viel hatte, nicht mehr auskommen konnte; P. de Brézé, Kammerherr des Königs würde ihr daher einen grossen Gefallen thun, wenn er dem besagten Mathelin einen Dienst geben wolle.

Demselben P. de Brézé, ihrem Gevatter, schrieb sie einmal von Amboise, dass ein Kerl, der ein Liebesverhältniss mit einer Dienerin im Schlosse angesponnen habe, mit Diebeseisen einen Schrank erbrochen und Kleinodien und Reliquienkästchen, die der Dienerin zur Obhut anvertraut waren, gestohlen habe, beim Entfliehen aber in einen Graben gestürzt und ergriffen worden sei, „auch sagt man, dass die Reliquienkästchen die Ursache seien, dass er ergriffen worden sei" („et sy dit on qu'est ce du faict de ses relyquayres, se ainsy a esté reprins"). Ob Agnes selbst an die Wunderkraft der Reliquien glaubte, geht gerade nicht aus diesen Worten hervor, wie P. Clément meint, „man sagt so", schreibt sie. Dass sie aber sonst viel für Kirchen und Priester gethan, ist bekannt.

Der fünfte Brief ist an einen königlichen Oberrichter (prévôt) gerichtet, der Leute aus dem Pfarrdorfe La Chesnaye vorgefordert hatte, weil sie beschuldigt waren, Holz aus dem Walde geholt zu haben; sie schrieb an ihn: „da ich erfahren habe, dass einige derselben arme unglückliche Leute sind und grosse Mühe haben, Leben und Unterhalt für sich, ihre Weiber und Kinder zu verdienen, so will ich, dass der Untersuchung keine Folge gegeben wird und dass die besagten Leute weder an Leib noch Gut beschädigt werden, sondern dass im Gegentheil der Handel null und nichtig sei, und Sie werden mir einen angenehmen Dienst erweisen, wenn Sie dies ohne Aufschub thun u. s. w. Ihre gute Herrin Agnes."

Man hat sie, schon zu ihrer Zeit oder doch kurz nach ihrem Tode, der Untreue gegen ihren königlichen Liebhaber beschuldigt oder doch verdächtigt, wie wir schon erwähnten. U. a. ist der Secretär Karls VII. und vertrauter Unterhändler und Zwischenträger zwischen ihm und Agnes, Etienne Chevalier, dem Könige als Nebenbuhler gegeben worden; es ist aber nichts erwiesen.

Wir haben rückhaltslos die guten Privateigenschaften des Fräuleins Sorelle anerkannt. Betrachten wir sie nun wieder als öffentliche Person.

Im Jahr 1442 war Yolande, des Königs Schwiegermutter, ge-

storben; die Augen dieser ehrenwerthen, energischen Fürstin hatten wohl bis zuletzt über Reich und König gewacht. Nach ihrem Tode konnten sich die beiden Liebenden rückhaltlos und auch rücksichtslos für die gute Königin ihrer Leidenschaft hingeben. Wenn sich dieselbe von jetzt an offen vor Aller Augen kund gab, wie schon erwähnt wurde, so darf man dies vielleicht, zum Theil wenigstens, dem Umstande zuschreiben, dass der König in der treuen Beratherin seiner Jugend auch eine lästige Sittenrichterin verlor; denn wir sind hier eben anderer Ansicht als der Historiker Michelet. In dieser zweiten Periode der Leidenschaft für Agnes, die Steenackers von 1444 an datirt, war die Residenz des Königs meist zu Mehun an der Yèvre bei Bourges. Verweilen wir ein wenig an dieser Stätte, ehe wir die Ereignisse weiter verfolgen. Das Schloss Mehun war im fünfzehnten Jahrhundert eine der schönsten königlichen Residenzen,*) in schöner fruchtbarer Landschaft gelegen, die man durch die reich skulptirten Spitzbogenfenster eines Belvedere auf einem der hohen Thürme überschaute; einem der Zimmer hatte die Sage den Namen „Chambre d'Agnès" gegeben. Die Maitresse erhielt aber bald zwei Schlösser in der Nähe von Mehun, sie hatte jetzt nach damaliger Redeweise ihr „quartier de maison", d. h. einen kleinen Hofstaat und brauchte zur Entfaltung ihres Prunkes einen grösseren Raum. Zuerst besass sie das Château des Dames (oder de Dame) bei dem Flecken Saint-Eloy-de-Gy. Die Volkssage erzählt: wenn Agnes zu sehr von Sehnsucht nach dem Theuren entbrannt gewesen wäre, habe sie eine Fackel angezündet und, sinnreiche Telegraphie brennender Liebe, auf dem Schlossthurme aufgesteckt. „Wenn der König zu Mehun dies Zeichen gewahrte, verkleidete er sich rasch als Jäger, um den Blicken der Hofleute zu entgehen und in die Arme der „Dame der Schönheit" zu fliegen, wie ehemals Leander den Wogen des stürmischen Hellespont trotzte, sobald er die Fackel auf dem Thurme zu Sestos leuchten sah." (Delort, dessen Worte wir hier wiedergeben, verlegt irrthümlich die Scene, die an sich schon erdichtet ist, nach Bois-Trousseau; er hat die Gegend wohl nie besucht, Bois-Trousseau liegt zu weit von Mehun entfernt, als dass Karl von hier aus Agnesens Liebesflamme hätte können brennen sehen).

Da das „Damenschloss" aber zu klein für die Favoritin war, als dass sie ihre Freunde alle hätte empfangen können, so miethete der König für sie das grössere Schloss Bois-Trousseau, dessen Trümmer bei dem Dorfe Vorly unweit Bourges liegen und liess es prachtvoll ein-

*) In der Revolution kaufte es ein Maurer; jetzt liegt es in Trümmern. In der Kirche des Städtchens sieht man die Statuen der zwölf Apostel, die aus der Kapelle des Schlosses herstammen.

richten. (Zuerst einem Herrn de Bois gehörig und Château de Bois genannt, wurde es von Artault Trousseau, hohem Beamten in Bourges gekauft, daher der Doppelname.) Die Bewohner der Gegend haben das Schloss seitdem Bois-Sire-Amé genannt, nach Andern gab ihm Agnes ihrem „geliebten Herrn" zu Liebe diesen Namen.

Karls Liebe und Freigebigkeit gegen Agnes kannte damals keine Grenzen. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, dass auch in Orleans ein Haus den Namen „Maison d'Agnès Sorel" trägt, es steht nahe bei dem, welches die Jungfrau bewohnte; nichts beweist aber, dass es der Maitresse gehört hat. Agnes ass gern Zuckerbirnen (rousselet, so genannt wegen der röthlichen Schale); da nun in einem Fache der Gallerie zu ebner Erde eine Schüssel mit Birnen vom Bildhauer dargestellt ist, so sah man darin eine Anspielung auf Agnes Sorelle. Wohl aber hatte ihr der König um 1444 den königlichen Landsitz Beauté-sur-Marne geschenkt, so genannt wegen seiner anmuthigen Lage am Ende des Gehölzes von Vincennes, „damit sie, wie in der That, so auch dem Namen nach Dame der Schönheit wäre", sagt Monstrelet in seiner Chronik. Die Hötlinge, Meister in der Kunst zu schmeicheln, fanden natürlich, dass der galante König der Schönen unter den Schönen — la Belle des Belles — kein passenderes Geschenk machen konnte; auch nannte man sie seitdem nur „la damoyselle de Beaulté" In den folgenden Jahren gab ihr Karl noch ein Besitzthum zu Issoudun (Dep. der Indre) und die Herrschaft Roquecesière in Guienne (Dep. des Aveyron), die einem Prinzen von Geblüt gehört hatte und 98 Pfarrdörfer umfasste. Zu alle dem hatte die Maitresse von ihrem Liebhaber beträchtliche Summen geschenkt erhalten. Von Haus aus aber hatte sie ein sehr mässiges Vermögen. Wie reimt nun damit das grossherzige Opfer, das Schiller (Act 1, Sc. 4) diese Agnes bringen lässt? Sie sagt bei ihm:

Hier, hier ist Gold,
Hier sind Juwelen. Schmelzt mein Silber ein!
Verkauft, verpfändet meine Schlösser! Leihet
Auf meine Güter in Provence! Macht Alles
Zu Gelde und befriediget die Truppen.

Sie hatte nichts zu verkaufen noch zu verpfänden; nicht eine Hufe Landes gehörte ihr in der Provence. Und dann der König:

Erlaubte sie mir jemals ein Geschenk
Von höherm Werth als eine frühe Blume
Im Winter oder selt'ne Frucht? Von mir
Nimmt sie kein Opfer an und bringt mir alle!
Wagt ihren ganzen Reichthum und Besitz
Grossmüthig an mein untersinkend Glück.

Da sie doch von seinem, Dank der Jungfrau! neu wachsenden Glück Alles nahm, was er ihr gab!

In diese zweite Epoche der Liebschaft Karls mit Agnes fallen auch die glänzendsten Feste seiner Regierung, doch gab sie der König nicht etwa zu Ehren seiner Maitresse, sondern veranlasst durch politische Ereignisse; es wird auch nicht einmal gesagt, dass Agnes dabei eine hervorragende Rolle gespielt habe. Am 20. Mai wurde in Tours ein Waffenstillstand mit England geschlossen, worauf am 24. Mai die Vermählung Margarethens von Anjou, Tochter Renés und Isabellens von Lothringen, mit Heinrich VI. von England stattfand. Agnes war gegenwärtig und erhielt bald darauf den Rang einer Ehrendame der neuen Königin von England; aber die fürstlichen Damen, die Königin, die Dauphine u. s. w. spielten dabei mit den Prinzen von Geblüt die glänzenden Rollen der öffentlichen Feierlichkeiten und Vergnügungen, die Achtung vor der Würde des Staates erlaubte nicht, dass die Maitresse einen officiellen Rang einnahm. Turniere, Ballette, von Personen fürstlichen Ranges getanzt, Blumenspiele, vielleicht auch poetische Wettkämpfe verschönten die festlichen Tage, auf die im Jahre 1445 die prächtigen Feste zu Nancy folgten, veranlasst durch die Vermählung Yolandens mit Ferry de Vaudemont (s. die Anm. oben), an denen auch Karl VII. mit seinem Hof Theil nahm, doch wohl ohne Agnes, die ihm in diesem Jahre ein drittes Töchterchen, Jeanne, schenkte.

Bisher hatte nichts die glücklichen Tage getrübt, die Karl VII. im Liebesrausche mit Agnes verlebt hatte. Immer kräftiger hatte sich seine Regierung gestaltet, der Staat wuchs wieder an Ordnung, Wohlstand und Ausdehnung; nur die Praguerie war wie eine kurze Wolke vorübergegangen. Da plötzlich fiel ein finsterer Schatten auf die prachtvollen Feste, die fast unmittelbar nach denen von Nancy in Châlons-sur-Marne zur Feier der Vermählung Karls von Anjou, Bruders der Königin, mit Isabelle von Luxemburg gegeben wurden, zu denen auch die Herzogin von Burgund erschien; wir haben schon erwähnt, dass die beiden unglücklichen Gattinnen, die Herzogin und die Königin, hier einander ihr eheliches Leid klagten. Nach kurzem Leiden wurde hier die anmuthige, sanfte, geistreiche Margarethe von Schottland, Gemahlin des Dauphins Ludwig, von jähem Tode hinweggerafft. Margarethe ist bekannt durch den Kuss, den sie einst dem keineswegs schönen Dichter Alain Chartier, während er schlief, gegeben hat. „Ich habe nicht den Mann geküsst, erwiderte sie dem Höfling, der sein Erstaunen darüber ausdrückte, sondern den Mund, aus dem so schöne, tugendsame Reden gekommen sind.“ Sie war zu ideal angelegt für ihren Gatten, er liebte sie nicht, zudem war sie bei ihm verleumdet worden. Es heisst, der Dauphin habe ihr durch den Verleumder Gift geben lassen. Ihre letzten Worte waren: „Pfui über das Leben in dieser Welt, sprecht mir nicht mehr davon.“ Mit fast den-

selben Worten sollte Agnes wenige Jahre nachher aus der Welt scheiden, wie es heisst, auch von dem Dauphin vergiftet.

Noch aber suchte der König die trüben Gedanken aus seiner Seele zu scheuchen; 1446 gab er ein Turnier zwischen Chinon und Rasilly, dann ein zweites zu Saumur, das Jahr darauf ein drittes in der Gegend von Tours. Auch hier erwähnt die Geschichte den Namen der Maitresse nicht, sie war wahrscheinlich gegenwärtig, aber eben nur zufolge ihrer Stellung als Ehrendame und spielte keine andere Rolle als die einer Maitresse, berufen das Leben des von ihren Reizen gefangenen Königs zu versüssen. Dass sie aus diesen selben Gründen mit den hohen Damen des Hofes in Verkehr stand, ist natürlich, ob aber in wirklich freundschaftlichem, ist nicht erwiesen. Diese Damen waren die in der Jugendblüthe stehenden Töchter des Königs, die Dauphine Margarethe und ihre auch für Poesie schwärmenden Ehrendamen Margarethe de Salignac, Brigitte de Melun und Jeanne Filleul, die selbst Verse machte, sodann die Töchter Isabellens von Lothringen, Margarethe und Yolande, die oft von ihrer Residenz Angers an den Hof kamen (Angers hatte sie geboren werden sehen), die leichtfertige Marie de Bourbon, Herzogin von Calabrien, und die zweite Gemahlin des Herzogs von Orleans, die junge elegante Marie de Clèves.

Dass die Herren und hohen Beamten am Hofe die Favoritin respectirten, verstand sich von selbst, war es auch nur, um ihren Einfluss beim König zu wahren. Wenn sich die angeführte Stelle aus dem Roman „le Jouvencel" wirklich auf Agnes bezieht, so kann man annehmen, dass der Verfasser, der Admiral Jean de Bueil, mit der Maitresse befreundet war. In naher Beziehung zu Agnes stand jedenfalls der Finanzminister Jacques Coeur, den die Maitresse zu einem ihrer Testamentsvollstrecker erwählte, wie weit aber diese Beziehung ging, auf die wir zurückkommen, ist nicht zu bestimmen gewesen; gewiss aber ist, dass der Patriot das Opfer der blinden Leidenschaft des Königs für Agnes wurde. Man vermuthet, dass die speciellen Ablassbriefe, die der Papst der schönen Sünderin gewährte, ihr durch J. Coeur vermittelt worden sind. Etienne Chevalier, Secretär des Königs, stand im vertrautesten Verhältnisse zu Agnes als der Zwischenträger zwischen dem Liebhaber und der Liebsten. Eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Persönlichkeit war Pierre de Brézé, der, um 1410 geboren, 1433 in des Königs Dienste trat und Ende 1443 erster Minister war; in den erwähnten beiden Briefen nennt ihn Agnes „ihren Gevatter und theuren Freund". Warum hätte der junge Mann, der litterarische Bildung hatte, gleichgültig gegen die anmuthige, gebildete Favoritin sein sollen? Wenn es auch abermals nur eine Vermuthung ist, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, dass Agnes, als

er in Ungnade gefallen war, sich für ihn verwandte, und sich somit in die Politik mengte. Der Mann verdiente es; ob es aber Agnes in politischer Absicht oder nur aus persönlicher Geneigtheit für den liebenswürdigen, glänzenden Freund that, bleibt immer eine offene Frage. Bei dieser Gelegenheit sprach sich aber auch die öffentliche Meinung in Paris auf wenig erfreuliche Weise über die Maitresse aus.

In Folge geheimer Anklagen, die vom Dauphin ausgingen, hatte Pierre de Brézé das Vertrauen des Königs verloren und sollte sich nun, übrigens zum Theil auf seinen eignen Wunsch, vor dem Parlament in Paris vertheidigen. Während des Prozesses unternahm Agnes plötzlich, begleitet nur von zwei Herren im königlichen Dienste (écuyers), eine Wallfahrt zur h. Genovefa in Paris; Wallfahrten dienten damals oft zum Vorwand für diplomatische Reisen. So ist es denn möglich, dass Agnes nur desshalb nach Paris ging, um, im Auftrag des Königs, der sich von der Unschuld seines Ministers überzeugt hatte, die Richter günstig zu stimmen. In der That wurde P. de Brézé am 14. Mai 1448, vier Tage nach Agnesens Abreise, von der Anklage freigesprochen. Ueber den Aufenthalt der Maitresse in Paris berichtet aber ein Zeitgenosse in dem „Journal d'un Bourgeois de Paris" wie folgt:

„In der letzten Aprilwoche 1448 kam eine Dame nach Paris, von der man sagte, dass sie vor aller Welt von dem treu- und zuchtlosen Könige ohne Scheu vor der guten Königin, die er geehelicht hatte, geliebt würde; und sie machte auch wirklich ebenso grossen Aufwand wie eine Gräfin oder Herzogin; und ging und kam gar oft mit der guten Königin von Frankreich, ohne sich im Geringsten ihrer Sünde zu schämen, worüber die Königin viel Schmerz in ihrem Herzen empfand, aber es ziemte ihr (lui convenoit) damals zu dulden. Und nannte sich und liess sich nennen die schöne Agnes, und weil das Volk von Paris ihr nicht solche Ehre erwies, wie ihr grosser Hochmuth verlangte, so sagte sie beim Weggang, dass es nur gemeines Volk wäre, und dass, wenn sie gedacht hätte, dass man ihr nicht grössere Ehre anthun würde als man ihr gethan, sie niemals den Fuss hineingesetzt haben würde, was Schade gewesen wäre, aber der Schade wäre gering gewesen. Und so ging die schöne Agnes am zehnten Mai fort und ihrer Sünde nach wie zu vor. O! welcher Jammer, wenn das Haupt des Staates seinem Volke ein so schlechtes Beispiel giebt!"

Welche Lehre! Und es musste das Pariser Volk sein, das sie gab. Wenn Schiller dieses zeitgenössische Urtheil über die Buhlerin gelesen hätte, er würde sich doch gehütet haben, sie „die Krone aller Frauen" zu nennen (I, 4); noch weniger würde er gewagt haben, Act IV, Sc. 2, die Jungfrau bei dem Krönungsfeste zu ihr sagen zu lassen:

Dies Fest des Reichs ist deiner Liebe Fest,
Die Völker alle, die unendlichen,
Die sich in diesen Mauern fluthend drängen,
Sie theilen dein Gefühl, sie heil'gen es;
Dir jauchzen sie, dir flechten sie den Kranz.

Das Volk jauchzte ihr durchaus nicht zu, es verhöhnte sie; es heiligte durchaus nicht ihr Gefühl, im Gegentheil, es sah darin eine Sünde, deren sie sich zu schämen hatte.

Die letzte Zeit ihres Lebens brachte Agnes in Loches und Beaulieu zu. Loches ist ein hübsches Städtchen am linken Ufer der Indre, etwa zehn Stunden südlich von Tours gelegen; das alte, zum grossen Theil verfallene Schloss, innerhalb dessen sich die prachtvolle Collegialkirche und später das königliche Palais erhob, gibt nebst andern mittelalterlichen Bauresten dem Orte ein pittoreskes Ansehen. Auch hier hat die Stimme des Volkes ihr Urtheil über Agnes gesprochen. Auf dem Schlosse von Loches trägt ein von Karl VII. erbauter Thurm den Namen „Tour de la belle Agnès"; eine Ortssage erzählt, dass Karl seine Favoritin jedes Mal, wenn er auf die Jagd gegangen, darin eingeschlossen hätte, eine Vorsicht die wenig schmeichelhaft für Agnes gewesen wäre. Indessen erhielt der Thurm diesen Namen von dem Denkmal, das ihr später hier errichtet wurde, und die Liebenden hatten auch ihre idyllischen Zusammenkünfte nicht hier, sondern im Städtchen Beaulieu, das, durch einen Arm der Indre von Loches getrennt und ganz unabhängig von ihm, jetzt durch eine Strasse und mehrere Brücken ganz mit der Nachbarin verwachsen ist. Die Vergangenheit dieses Städtchens, ist, wie die von Loches, reich an Stürmen gewesen, das Leben gruppirte sich hier um eine Benedictiner-Abtei, welche der Graf von Anjou, Foulques Nerra, zu deutsch „der schwarze Falke" (falco niger), um das Jahr 1010 zur Sühne eines Mordes gegründet hatte. Die Abtei ist zerfallen, wie das Schloss von Loches, doch zeugen noch die Ruinen von der grossartigen Pracht des Klosters.

In diesen damals durch ihre Bauwerke imponirenden Orten, inmitten der anmuthigen fruchtbaren Landschaft, durch welche sich die Indre sanft hinschlängelt, glitten der ebenso sanft schmachtenden Agnes die letzten Tage der königlichen Gunst und Liebe dahin. Das Palais, das Agnes in Beaulieu besass, war, wie sich Delort ausdrückt, seiner abgesonderten Lage wegen, viel bequemer für die königlichen Schäferstunden als die Residenz des Königs zu Loches; seiner Einrichtung nach muss es königlich gewesen sein; 1493 hiess es „Maison de la Reine"; Franz II., Gemahl der Maria Stuart, brachte hier einige Tage zu und Katharine von Medici hat es 1576 bewohnt. Noch zeugen Reste von Frescogemälden von dem ehemaligen Glanze, aber

das Gebäude ist seitdem ganz entstellt worden; wurde es doch 1754 zu einer Cavalleriecaserne und später zu einem Armenspittel.

Ehe sie starb, gab Agnes dem König noch ein Liebespfand, erlebte sie noch einen glänzenden Feldzug, die Wiedergewinnung der Normandie. Es ging damals eine tiefe Gährung durch das Volk, man wollte endlich die Engländer los sein, der König gab der nationalen Ungeduld nach und in dem versammelten Kriegsrathe in dem jetzt ganz verfallenen Schlosse les Roches-Tranchelion (unweit Chinon, bei dem Städtchen Ile-Bouchard, Commune Avon) wurde am 31. Juli 1449 die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten beschlossen. Ueberall war Karl siegreich und am 10. November zog er in Rouen ein. So war denn die Stadt, wo die Jungfrau den Märtyrertod für ihr Vaterland gestorben war, dem Feinde abgerungen, ihrem Volke zurückgegeben.

Aber nicht an das Kind aus dem Volke, an das Bauermädchen dachte der König, sondern an seine Maitresse. Kaum ist er wieder Herr der Normandie, so schenkt er seiner Concubine das Besitzthum von Vernon-sur-Seine (bei Evreux), das während der Herrschaft der Engländer das Leibgedinge seiner Schwester Katharine, Wittwe Heinrichs VI., gewesen war, und, kurze Zeit nachher, den Landsitz le Mesnil, wohl nach der Schönen „Mesnil-la-Belle" genannt,*) bei der alten reichen Abtei Jumièges unterhalb Rouen an der Seine. Freilich sucht der Lobredner der Maitresse diese Geschenke damit zu rechtfertigen, dass dieselbe den König zur Eroberung der Normandie aufgemuntert habe, wobei als einziger Beweis immer wieder die unsichere Stelle aus dem Roman „le Jouvencel" herhalten muss, die weder Namen noch Thatsachen nennt.

Nicht lange sollte sich Agnes des neuen Besitzes erfreuen; wenige Monate nach der Einnahme von Rouen starb sie in diesem Le Mesnil. Aber warum verliess sie, die ihrer Niederkunft so bald entgegensah, mitten im Winter Beaulieu und eilte zu dem Könige in der fernen Normandie? Ein dunkles Geheimniss breitet hier seine Schatten aus, hinter denen man die Gestalt des ränkevollen Dauphins zu erblicken glaubt.

Der Gedanke an den Sohn der durch ihre Buhlschaft beschimpften Königin schwebte immer wie eine düstere Wolke über dem Gemüthe der empfindsamen Agnes; sie fühlte, dass sie einen unversöhnlichen Feind im Leben hatte, der es ihr nicht verzieh, das Herz des

---

*) Mesnil kommt, wie maison, von mansio und ist das Verkleinerungswörtchen; im Dialekt des Limousin sagt man „mas", daher die Eigennamen Dumas und Dumesnil, die dieselbe Bedeutung haben. Sg.

Gemahls seiner Mutter gestohlen zu haben, und es bangte ihr vor dem Abwesenden wie vor einer unsichtbaren Gefahr fast mehr, als wäre er gegenwärtig gewesen. In der That setzte Ludwig vom Dauphiné aus, wohin er entfernt worden war, seine Ränke gegen den König und — wir erinnern an P. de Brézé — dessen Anhänger fort. Da soll denn Agnes von einer Verschwörung in Kenntniss gesetzt worden sein, die der Dauphin gegen seinen Vater angesponnen habe, und sofort nach Jumièges geeilt sein, um den König zu warnen. Von allen zeitgenössischen Geschichtschreibern erwähnt nur Jean Chartier diese Reise und den angeblichen Beweggrund, aber die Familie Sorel scheint diese Warnung des Königs durch Agnes als eine theure Erinnerung bewahrt zu haben, denn A. Baïf spricht in seinem dem Herrn Sorel gewidmeten Gedichte von dieser Verschwörung in geheimnissvollen Worten („la trahison fut telle et tels les conjurés, qu'encore on nous les cèle"). In der That bemerkte man beim Beginn des Feldzugs in der Normandie ein ränkevolles Treiben in dem Dauphiné, Ludwigs Apanage. Der Dauphin unterhielt mit seinem Bundesgenossen, dem Herzog von Burgund, einen verdächtigen Briefwechsel; am 10. August 1449 unterzeichnete er mit dem Herzog von Savoyen ein Bündniss „gegen die Minister des Königs von Frankreich, seine Feinde"; in den ersten Monaten des Jahres 1450 befand sich ein Abgesandter des Dauphins bei dem Herzog der Bretagne, vielleicht um letzteren vom Bündniss mit Karl VII. abwendig zu machen. Die Verschwörung scheint so ziemlich sicher zu sein, ob und wie aber Agnes davon Kunde erhielt, ist nicht genau zu sagen.

Wenige Wochen (vielleicht einen Monat) nach ihrer Ankunft kam ihr viertes Töchterchen zur Welt, das schon im Juli darauf starb. Wenige Tage nach der Geburt des Kindes wurde Agnes von einer Ruhr befallen, die bald so heftig wurde, dass die Kranke am Leben zu verzweifeln begann; „da empfand sie eine gar schöne Zerknirschung und Reue über ihre Sünden, wobei sie der Marie Magdalena gedachte, die eine grosse Sünderin in der Sünde des Fleisches gewesen war, und flehte sehr fromm zu Gott und rief die Jungfrau Maria zur Hilfe. Dann verlangte sie, nach Empfang der Sacramente, ihr Gebetbuch, um die Verse des h. Bernhard zu lesen, die sie selbst hineingeschrieben hatte. Dann machte sie mehrere Schenkungen, die sich, als Almosen für Arme und Belohnungen ihrer Diener, auf 60,000 Thaler beliefen, wobei sie zu Testamentsvollstreckern Jacques Coeur, Verwalter der königlichen Finanzen, Robert Poitevin, ihren Arzt, und Etienne Chevalier, Secretär und Schatzmeister des Königs, erwählte, zugleich verordnend, dass der König allein und für Alles über den drei Genannten stände."

„Da sie sah, dass die Krankheit immer schlimmer ward, sagte

sie zu Herrn von Tancarville*), zur Frau Seneschallin von Poitou, zu Gouffier, einem der Stallmeister des Königs, und zu allen Fräulein, die in ihrem Dienste standen, dass unsre Gebrechlichkeit nur ein geringes, schmutziges und stinkendes Ding sei, worauf sie ihren Beichtvater bat, dass er ihr ihre Strafe und Schuld erlassen wolle, kraft eines Ablasses, der, wie sie sagte, damals in Loches war. Was ihr Beichtvater auf ihr Wort hin that. Dann, nachdem sie noch einen lauten Schrei ausgestossen und die heilige Jungfrau Maria angerufen hatte, trennte sich die Seele vom Leibe am Montag 9. Februar, sechs Uhr nach Mittag, im Jahr 1449**) . . . Gott gebe ihrer Seele Gnade. Amen." (Jean Chartier).

Der König hatte ihrem Todeskampfe beigewohnt; er beauftragte Etienne Chevalier mit dem Begräbniss, welches prächtig war. Herz und Eingeweide wurden in der Klosterkirche von Jumièges in der Kapelle der h. Jungfrau beigesetzt, wo man ihr ein Mausoleum von schwarzem Marmor, etwa drei Fuss hoch, errichtete, auf demselben war ihre Bildsäule aus weissem Marmor, sie war knieend dargestellt, in den Händen hielt sie ein Herz, als reichte sie es der h. Jungfrau dar, damit dieselbe sie mit Gott versöhne; am Fuss des Grabmals war ein anderes Herz, auch aus weissem Marmor, vielleicht das des Königs darstellend. Auf der französischen Inschrift — die lateinischen sind voll überschwänglichen Lobes — wurde sie „barmherzig gegen alle Leute und freigebig gegen die Kirchen und Armen" genannt. In den Religionskriegen des sechzehnten Jahrhunderts wurde dies Denkmal zerstört.

Der Leichnam selbst wurde nach Loches übergeführt und in der Collegialkirche beigesetzt, die sowie die Abtei Jumièges von Agnes reich mit Geschenken und Stiftungen bedacht worden war. Das Mausoleum von schwarzem Marmor wurde hier im Chore errichtet und Agnes darauf in weissem Marmor liegend dargestellt; zwei Engel hielten das Kissen, worauf der Kopf, geschmückt mit der Herzogskrone, ruhte. (Die lateinischen Inschriften hier wie in Jumièges gaben ihr den Herzogstitel, den Karl VII., wie es scheint, ihr noch bei Lebzeiten bestimmt hatte.) In der Hand hielt sie ihr Gebetbuch, ihre Füsse stützten sich auf zwei Lämmer von weissem Marmor. Die französische Inschrift war der von Jumièges ziemlich gleichlautend;

---

*) Wer die Seine von Rouen nach Le Havre hinunterfährt (eine Spazierfahrt, die auch noch nach einer Rheinreise Genuss gewährt), sieht etwa acht Stunden vor Le Havre das Schloss Tancarville auf dem rechten Seineufer sich erheben, Schloss und Gegend gewähren einen malerischen Anblick.

**) Da nach der damaligen Zeitrechnung das Jahr zu Ostern anfing, so fiel der Februar auf das Ende des Jahres 1449. Nach der heutigen Rechnung gehört dieser Februar zum Beginn des Jahres 1450.

die lateinische, mit welcher der Hofpoet Jacques Milet (1425—1466) beauftragt wurde und die damals hochgepriesen wurde, rühmte die Schönheit und die Tugenden der Favoritin.

Stärker noch als durch die prächtigen Denkmäler drückte sich der Schmerz des Königs um den Verlust seiner Maitresse durch die Erbitterung aus, mit welcher er die angebliche Vergiftung derselben zu bestrafen suchte. Denn so wahrscheinlich auch die natürliche Erklärung ihres Todes, dem so manche Mutter in solchem Falle zur Beute wird, nach der Geburt des Kindes sein mag, so weckte doch das reissend schnelle Ende der schönen Frau sofort den Argwohn, dass sie an Gift gestorben sei. Und manche Historiker neigen dieser Annahme zu, wie auch schon die zeitgenössischen Chronikenschreiber diesen Verdacht ausgesprochen haben. Aber wer konnte wohl zu dieser Vergiftung getrieben worden sein? Aus welchem Beweggrunde hätte der Betreffende Agnes vergiftet? Hat es ein verschmähter Liebhaber gethan? Hat ungeduldiger Ehrgeiz das Gift gegeben?

Die öffentliche Meinung hatte sofort den Dauphin im Verdacht. Wenn derselbe fortwährend Ränke gegen seinen Vater schmiedete, so war es natürlich, dass er diejenigen zu beseitigen suchte, die bei demselben in Gunst standen, ihm aber, dem Sohne, missgünstig waren. Und das war vorzüglich die Maitresse. Wir haben gesehen, dass kurz vorher P. de Brézé den Ränken Ludwigs zum Opfer gefallen, in Folge der Verwendung der Maitresse aber von der Anklage freigesprochen worden war. War es zu verwundern, wenn sich nun Ludwigs Hass gegen Agnes lenkte? Sie erschien ihm als ein Haupthinderniss für die Ausführung seiner Pläne. Das Volk, das ihn schon für fähig gehalten, seine erste Gemahlin vergiftet zu haben, weil sie ihm missfiel, zögerte daher nicht, auch den Tod der Agnes seinem Gifte zuzuschreiben. Der Verdacht wurde damals ausgesprochen. Wie kommt es nun, dass gerade die Chronikenschreiber der französischen Partei darüber ganz schweigen? Jean Chartier, der alle Einzelheiten des Sterbens bis ins Kleinste beschreibt, sprach zwar von der Verschwörung, aber in einem Tone, als ob er sich darüber wie über eine Fabel lustig machte; von der Vergiftung aber schweigt er gänzlich. Doch wohl, weil er den Dauphin, den künftigen König, zu schonen hatte. Von der burgundischen Partei schweigt auch G. Chastelain über diesen Verdacht, doch wohl ebenfalls, weil er zu dem Dauphin in vertrautem Verhältnisse stand und ihn schonen wollte. Ein andrer burgundischer Memoirenschreiber, der keine Rücksicht zu nehmen hatte, erzählt ausdrücklich, dass man den Dauphin beschuldigte, die schöne Agnes getödtet zu haben. Monstrelet bleibt aber in seiner Chronik gar nicht bei dem Verdachte stehen, er sagt geradeweg, dass er ihren Tod beschleunigt habe, aus Verdruss, weil sie bei

dem Könige in grösserer Gunst gestanden habe als die gute ehrbare Königin. Alles dies zusammengenommen hat die bedeutendsten Historiker der neuern Zeit veranlasst, diesen Verdacht zu theilen, wenn auch nichts wirklich bewiesen ist. Unglücklicher Weise wurde aber der Verdacht damals auf einen Unschuldigen hingelenkt, achtzehn Monate nach dem Tode der Maitresse wurde der Finanzminister Jacques Coeur beschuldigt, Agnes vergiftet zu haben. Geschah es, um den Verdacht von dem wahrhaft Schuldigen abzulenken, von dem man später zu hoffen hatte? Geschah es, um einen verhassten reichen, hohen Beamten bürgerlicher Herkunft zu stürzen? Wir glauben das Letztere und werden es gleich nachher ausführen.

Das Schlimmste war, dass der König es glaubte und in seinem wüthenden Schmerze um die schöne Buhlerin den hochverdienten Patrioten auf das Grimmigste verfolgte. Die Unschuld des Angeklagten, der sich verschmähter Liebe halber an der Schönen habe rächen wollen, ist später bewiesen worden; aber er ging unter der Verfolgung zu Grunde, ein Opfer königlichen Undanks wie Jeanne d'Arc. Unwillkürlich drängt sich hier der Name der Märtyrerin wieder auf die Lippen. Die Jungfrau wie die Maitresse sterben in derselben Gegend, jene in Rouen, diese in geringer Entfernung davon stromabwärts. Während der König um Agnes wie ins Tiefste gebrochen jammerte, zeigte er gegen die heilige Jungfrau, der er die zu Reims geweihte Königskrone verdankte, die empörendste Gleichgültigkeit; ein ganzes Jahr hatte er zu ihrer Rettung Zeit und er that nichts für sie; er sah ruhig zu, wie die Märtyrerin im entsetzlichen Feuertode starb, und vergass sie in den Armen der schönen Buhlerin!

Das Volk hat es auch hier über sich genommen, den widerlichen Gegensatz auszugleichen.*) Das sittliche Gefühl des Volkes, das in Frankreich soviel unter der Maitressenwirthschaft gelitten hat, hat sich durch Agnesens Mildthätigkeit gegen Arme und Dürftige nicht bestechen lassen; in den Augen der ehrlich arbeitenden Menge war sie doch nur ein Maitresse, und war sie einmal fähig gewesen, ihre Unschuld und Ehre dem Könige zu verkaufen, so hielt man sie auch nicht der Treue gegen diesen für fähig. So erzählt sich denn die Skandalchronik der Gegend von Jumièges das Aergerniss, das hier Agnes durch ihren Lebenswandel gegeben habe: um sich über die Abwesenheit ihres königlichen Liebhabers zu trösten, nahm sie oft die Gesellschaft eines Mönches der Abtei an; sahen nun die Bauern

*) Ein Dichter der romantischen Schule, Ulric Guttinguer, hat in seinem Gedichte „Charles VII. à Jumièges. Paris, 1827" der Stimme des Volkes Ausdruck gegeben, wenn er auch die Liebe des Königs und seiner Maitresse noch immer verschönt; er lässt die sterbende Agnes reuevoll sagen: „Un roi doit aux sujets l'exemple des vertus."

die schöne Dame am Arme desselben auf den Wiesen längs der Seine spazieren, so ermangelten sie nicht vom andern Ufer des Stromes herüber das Paar laut zu verhöhnen. Der damalige Gesundheitszustand der Agnes sowie die geschichtlichen Verhältnisse zeigen das Unhaltbare dieser Beschuldigung; wir hätten sie auch kaum erwähnt, hätten wir sie nicht gedruckt gefunden; sie konnte nicht übergangen werden. In der Gegenwart zumal ist sie immerhin ein Protest des Volkes gegen die monarchische Gesinnung, die sich nun einmal in Frankreich so gern mit Galanterie auf Kosten der wahren Sittlichkeit verbindet. Karl VII. und Agnes, die Erste, die den Titel einer „Maitresse des Königs" öffentlich geführt hat, legten den Grund zu der Sittenverderbniss am französischen Hofe, die einen so verderblichen Einfluss in der Geschichte ausgeübt hat. Jener Protest war also ganz am Orte, ja umsomehr als darauf die alberne Legende auftauchte, nach welcher Agnes den schlaffen König zu Heldenthaten angefeuert haben sollte und die selbst den Vorläufer Voltaires, den nüchternen Fontenelle (1657—1757), zu dem Ausspruche verleitete: „Sehet wie Frankreich dem Liebesgott zu Dank verpflichtet ist und wie dieses Königreich, wäre es auch nur aus Erkenntlichkeit, galant sein soll."

Im Gegensatz zu diesem Protest hat man versucht, Agnes zu rehabilitiren; der jüngste Versuch ist der von Steenackers, der Agnes eine „populäre Figur" sich zu nennen erlaubt, was sie aber nur in gewissen Kreisen und zwar durch die Lüge der Legende geworden ist. Er erkennt zwar an, dass für Agnes die Poesie mehr gethan hat als die Geschichtschreibung; er will aber gerade die Poesie „als der Wahrheit gemäss" der Geschichtschreibung gegenüber rechtfertigen. Er wagt sogar zu sagen, dass Agnes „gewissermassen" das Werk der Jungfrau fortgesetzt habe, mit verschiedenen Mitteln (jawohl, sehr verschiedenen! Sg.) habe sie derselben Sache gedient; in ihr wie in der Jungfrau habe dieselbe Flamme geglüht, die edle Flamme des Patriotismus. Ja, er wagt es fast, die Maitresse ebenfalls als Märtyrerin des Patriotismus hinzustellen, weil sie in Folge ihrer Enthüllung der Verschwörung des Dauphins von letzterem vergiftet worden sei. Wäre nun auch letzteres begründet, so darf man immer noch fragen: was sah Agnes durch den Dauphin bedroht? war es das grosse Werk der nationalen Befreiung, oder war es nur die Person ihres königlichen Liebhabers? Nach uns begeht der Lobredner der Agnes eine wahre Lästerung, wenn er dieselbe als die aristokratische Personification der patriotischen Bewegung jener Zeit neben Jeanne d'Arc als der volksthümlichen Personification dieser Bewegung hinstellt.

Sehen wir nun noch, wie sich der König endlich über den Verlust der schönen Agnes tröstete. Sein Privatleben wurde nun immer skandalöser. Noch im selben Jahre, wo Agnes gestorben war, ersetzte er sie durch ihre Cousine, Antoinette de Maignelais, die, um 1420 geboren, Jean II. de Maignelais, genannt Tristan, Bruder von Agnesens Mutter, zum Vater hatte. Antoinette war von üppiger Schönheit, aber durch und durch lasterhaft, vom gemeinsten Ehrgeiz, habsüchtig, eine wahre Pest für die Sitten. Schon Maitresse des Königs, heirathete sie den Herrn André de Villequier im Oktober 1450. Delort erzählt, der König selbst habe sie mit diesem seinem Kammerherrn verheirathet und den gefälligen Ehemann dafür reich beschenkt; auch hier gab demnach Karl VII. zuerst das böse Beispiel; es ist später am französischen Hofe Unsitte geworden, die königliche Maitresse mit Irgendwem zu vermählen, um ihr eine Stellung am Hofe zu geben. André starb schon im December 1454.

Um den König an sich zu fesseln, wandte sie dasselbe Mittel an, das später die Pompadour und die Dubarry gebrauchten; sie führte dem Könige immer neue Schönheiten zu. Zuerst wählte sie dieselben in ihrer eigenen Familie und in der ihres Mannes; so gab sie dem Könige Jeanne de Maignelais, Jeanne und Marguerite de Villequier; dann kamen ihre Freundinnen an die Reihe, sie werden alle genannt: Jeanne und Marguerite Bradefer, Jeanne de Rosny, Cotelle de Vaux erhielten von der Favoritin den Auftrag, dem Könige die Zeit zu vertreiben; die einen wurden zu Ehrendamen der Königin ernannt oder mit Kammerherren verheirathet, denen der König für ihre Bereitwilligkeit einträgliche Stellen ertheilte. Welch' ekelhaftes Schauspiel bietet dieser französische Adel, der sich von dieser Epoche an so oft zu den entehrendsten Rollen hergab und mit solcher Verachtung auf das gewerbthätige, arbeitende Volk herabsah!

Bald genügte das weibliche Personal des Hofes nicht mehr für die Bedürfnisse des Königs oder seiner Maitresse. In den Memoiren von Jacques du Clerc liest man eine rührende Geschichte von einem jungen Mädchen, das dem Könige gewaltsam von der Maitresse in die Arme geworfen wurde. „Im Jahr 1455 lebte zu Arras ein schönes Mädchen, Blanche, Tochter eines Junkers Antoine de Rebreuve; sie war mit einer Dame de Jeully an den Hof gekommen und hier von der Villequier bemerkt worden; sofort bittet letztere die Dame, das schöne Mädchen bei ihr zu lassen; diese, die wohl die Absicht der Maitresse erkannte, antwortete, dass sie sie wieder zu ihrem Vater heimführen wolle, ohne dessen Einwilligung die Maitresse das Mädchen nicht haben solle, was sie auch that; aber bald nachher führte Jacques de Rebreuve, ein schöner junger Mann von etwa siebenundzwanzig Jahren, mit Willen und Genehmigung

seines Vaters und des Oheims sowie des Herrn de Jeully, seine achtzehnjährige Schwester Blanche an den Hof des Königs, um bei der Dame de Villequier zu bleiben, die ihn, den Bruder, als Vorschneider bei Tafel in ihrem Dienste behielt. Die Dame de Villequier aber hatte immer drei oder vier Mädchen bei sich, die schönsten, die sie finden konnte. Ungeachtet alles dessen und obgleich der Vater, der Bruder, der Oheim und der Herr de Jeully von all dem Mitgetheilten unterrichtet waren, schickten sie doch Blanche hin; als sie aus der Wohnung ihres Vaters in Arras fortging, weinte sie bitterlich, und ist mir versichert worden, dass sie gesagt hat, sie wollte lieber bei ihrem Vater bleiben und Brod essen und Wasser trinken. Trotzdem ging sie an den Hof; ihr Vater hatte sie aus Geiz hingeschickt, damit sie und sein Sohn ihm nichts kosteten, obgleich er sehr reich war und ein schönes Erbgrundstück besass; und bald nachher als das Fräulein Blanche ein wenig bei der Dame de Villequier gewesen war, ging das Gerücht, dass sie, gerade wie die Dame de Villequier, in der Gesellschaft des Königs war.“ So erzählt der Chronikenschreiber Jacques du Clercq. Das Publikum nannte sie „Madame la Régente“, weil sie bei Madame de Jeully „régente“, d. h. Gouvernante gewesen war; ihre Zeit war bald um, sie war zu spröde, die arme Blanche. Sie ward durch eine andere ersetzt, die man „Madame des Chaperons“ nannte, weil keine den Kopfputz (chaperon) so kokett zu tragen wusste wie sie; nach dieser folgten wieder andere u. s. w. Aus aufbewahrten Rechnungen liest man sonderbare geheimnissvolle Geschichten heraus. In seinen letzten Lebensjahren hatte Karl VII. einen wahren „Hirschpark“ wie Ludwig XV., einen Harem, den die Villequier unterhielt und der mit ihm herumzog. Der genannte J. du Clercq erzählt: „Madame de Villequier hatte auch fünf bis sechs Fräulein, die schönsten des Königreiches, die dem König Karl überall hin folgten, wohin er ging, und waren so reich als möglich, wie Königinnen, gekleidet, alles auf Kosten des Königs; sie hatten ihre Wohnung mindestens eine Stunde weit von ihm; die Königin aber weilte wenig oder nicht bei ihrem Gemahl.“ Der Savoyer Claude de Seyssel, Geschichtschreiber Ludwigs XII., der am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, schreibt: „König Karl lebte in seinem Alter gar üppig mit übel berufenen Frauen, von denen sein Haus voll war. Und seine Barone und Diener verbrachten nach seinem Beispiel ihre Zeit in Wollust, Tänzen, Mummereien und thörichten Buhlschaften.“

Wie weit sind wir von dem begeisterten Aufschwung, von der sittlich idealen Erhebung der Zeit der Jungfrau von Orleans entfernt! Nein, mit dem König kann kein Dichter gehen. Was die Villequier betrifft, die herrisch, hochfahrenden Charakters war, so gab sie vielleicht

durch diesen Contrast mit der mehr sentimentalen Agnes dem Andenken der letzteren eine Art Nimbus, sodass Agnes von Volk und Höflingen fast vermisst wurde; die Villequier missbrauchte ihren Einfluss, wie später die Montespan und Pompadour, indem sie fast eigenmächtig über Pfründen und Hofämter verfügte. Noch vor Karls Tode ging sie als Maitresse des letzten Herzogs der Bretagne, Franz II., der sich in sie verliebt hatte, an dessen Hof und beschenkte ihn mit zwei Söhnen und zwei Töchtern.

Nur Eine seiner Töchter von Agnes Sorelle hatte Karl VII. verheirathet, die beiden überlebenden versorgte sein Sohn Ludwig nach seiner Thronbesteigung. Es ist sonderbar, Ludwig XI., der die Maitresse Zeit ihres Lebens verfolgte, interessirte sich für ihre Töchter. Hat er das Verbrechen ihrer Vergiftung sühnen wollen, wenn ja er es begangen hat? Steenackers wirft die Frage auf, vor allem aber sieht er, was zu seiner Lobrednerei stimmt, in dieser zärtlichen Sorge für Agnesens Nachkommen einen Ausdruck der Dankbarkeit für die Dienste, welche die Maitresse durch ihre guten Rathschläge dem Könige geleistet habe. Wie unhaltbar diese Annahme ist, geht aus unserer Darstellung hervor. Gleichviel nun, Ludwig XI. verheirathete Charlotte, die älteste Tochter, mit dem Sohne des Ministers P. de Brézé, Jacques de Brézé, Grosseneschall der Normandie, und die dritte Tochter, Jeanne, mit Antoine de Bueil, seinem „Waffenbruder" und Günstling, Sohn des erwähnten Admirals; bei der Hochzeit von Nicolas Balue, Bruder des Cardinals dieses Namens, 1487 nahm Jeanne de Bueil ihren Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt ein. Ja, noch für deren Tochter Renée, die er seine „Nichte" titulirte, sorgte Ludwig, indem er sie mit Jean de Bruges, seinem Rath und Kammerherrn vermählte, der später Gouverneur der Picardie wurde.

Mit dieser glänzenden Versorgung von Agnesens Töchtern steht das tragische Ende der ältesten in grellem Gegensatz: die Liebe gab ihr das Leben, die Liebe gab ihr den Tod. Jacques de Brézé schlief in der Nacht vom 16. zum 17. Juni 1475 (nach Delort in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag 16. Juni 1477), müde von einer Jagd, zu Romiers bei Dourdan (Dép. Seine-et-Oise), als ihm sein Haushofmeister mittheilte, dass sein Jägermeister, Pierre de la Vergne, bei der Gräfin sei. Schnell steht er auf, findet die Thür der Gräfin verschlossen und bricht sie auf. Der Ehebruch war offenbar. Mit einem Schwerthieb auf den Kopf schlägt er den entkleideten Jägermeister nieder. Die Gräfin hatte sich in ein Nebenzimmer unter das Bett ihrer Kinder geflüchtet. Ihr Gemahl verfolgt sie auch hier; sie wird hervorgezogen, halbnackt schleppt sie sich auf den Knieen zu ihrem Gemahl, „Gnade!" stöhnend. Ihr Flehen wurde nicht erhört,

der beleidigte Gatte stiess ihr das noch vom Blut ihres Buhlen rauchende Schwert mitten zwischen den Brüsten durch den Leib, dass sie zusammenstürzte und den Geist aufgab. Ludwig XI. gerieth in den heftigsten Zorn; er liess den Grafen durch Commissarien richten, die ihn zum Tode verurtheilten. Indessen liess sich der König erweichen und die Strafe wurde in eine Geldbusse von hunderttausend Goldthalern gemildert. Jacques konnte sie nicht bezahlen und kam in's Gefängniss, worin er bis zum Jahre 1481 blieb. Seine Güter wurden confiscirt und gingen auf seine Kinder über.

Das war die königliche Gerechtigkeit. Ungestraft hatte Karl VII. zwanzig Jahre lang mit Agnes im Ehebruch gelebt, dann im doppelten Ehebruch mit der verheiratheten Dame de Villequier und andern; musste da nicht die Tochter des königlichen Ehebruchs ungestraft wieder die Ehe brechen dürfen? Und für diesen lasterhaften König und seinen Hof war die jungfräuliche Märtyrerin auf dem Scheiterhaufen gestorben!

Der Tod der Agnes und die Gerüchte von seiner Ursache hatten zur Folge den Sturz eines um Karl VII. hochverdienten Patrioten Jacques Coeur, gegen den sich der König eines ebenso schändlichen Undanks schuldig machte, wie früher gegen die Jungfrau von Orleans. Erzählen wir kurz die Geschichte, die Moral werden wir am Schlusse daraus ziehen. Der üble Eindruck, den die jammervolle Lage des Landes und die Charakterschwäche des Königs beim Beginn seiner Regierung auf den Leser der Geschichte jener Zeit macht, wirkt gemeinhin so nachhaltend, dass der Letztere das Grosse, was sich während der Regierungszeit Karls VII. vollzogen hat, wenig beachtet. Es ist anzuerkennen, dass Karl, nach dem Tode der Jungfrau, sich nach und nach aus seiner Schlaffheit emporgerafft und Massregeln getroffen hat, um die Befreiung des Landes vom englischen Joch und Einfluss zu befreien und im Innern Ordnung und Wohlstand zu begründen. So wahrte er durch die pragmatische Sanction von Bourges 1438 die Rechte des Staates der Kirche gegenüber und verhütete die Besetzung der Bisthümer durch Ausländer, besonders durch Engländer. Wohl das Wichtigste aber war die Reform der Finanzen, die 1443 unter ihm statt fand. „L'argent est le nerf de la guerre," sagt das französische Sprüchwort: Das Geld ist der Nerv des Krieges. Ohne diese Reform hätte er nicht die andere ebenso wichtige, nämlich die des Heerwesens vollbringen können; Karl VII. schuf ein stehendes Heer, eine Kriegsmacht, die vom Könige, in welchem sich damals der moderne Staatsgedanke verkörperte, allein abhing und ihn nicht mehr der Laune des Lehns-

adels preisgab. Ein Bürger war es, der diese Reform, durch welche die spätere Herrschaft des Tiers-état, des Bürgerstandes, angebahnt wurde, zum Besten des Königs und des Landes vollzog: Jacques Coeur aus Bourges. Aus dem Volke kam beiden, König und Land, die Rettung: aus dem Bauernstande durch Jeanne d'Arc, aus dem Bürgerstande durch Jacques Coeur; der König war gegen diesen ebenso undankbar wie gegen Jene.

Jacques Coeur (Cuer schrieb man damals), geboren in Bourges 1395, war der Sohn eines reichen Pelzhändlers. Die Kaufleute von Bourges, deren Handel sich bis zu den Häfen des Mittelmeers und in's Ausland erstreckte, erwiesen damals dem verschuldeten „Könige von Bourges," wie Karl VII. hiess, hervorragende Dienste. Sie versorgten und unterhielten die Haushaltung Karls und seiner Gemahlin; ja mancherlei wurde von ihnen unentgeltlich geliefert. Dafür erhielten sie die Sicherheiten, Patente und Privilegien, deren sie zur Betreibung ihres Handels bedurften. Nachdem sich J. Coeur an zwei Münz- und Handelsgeschäften betheiligt (von dem ersteren wird später die Rede sein), begann er aus eigenem Antriebe ein neues Unternehmen, das für den Handel Frankreichs von grösster Wichtigkeit sein sollte. Von den vier Häfen, durch die im Mittelalter Frankreich mit der Levante verkehrte, waren drei, Narbonne, Montpellier und Aigues-Mortes verfallen, Marseille hatte die Schicksale des Hauses Anjou getheilt und war ebenfalls gesunken. So war denn im 14. und 15. Jahrhundert der Handel mit der Levante den Italienern, Venedig besonders, zugefallen, und die „Lombarden", die damals in Frankreich den Geldhandel in den Händen hatten, schädigten nicht nur den öffentlichen Wohlstand (Lombard hiess damals soviel wie Wucherer), sondern übten auch auf die politische Lage einen nachtheiligen Einfluss aus. So war u. a. unter den Hilfs- und Bundesgenossen Johanns ohne Furcht, Herzogs von Burgund, ein reicher Kaufmann aus Lucca, Dino Rapondi, der bei der Ermordung des Herzogs von Orleans 1407 nicht ohne Schuld war; und wir haben gesehen, welche unseligen Folgen dieses Verbrechen hatte. „Es war also ein wahrhaft genialer Gedanke, Frankreich, das damals dem Auslande steuerpflichtig war, commerciell zu befreien und diese unermessliche Quelle des Reichthums seiner Thätigkeit wieder zu eröffnen. Und das that Jacques Coeur, und zwar zur selben Zeit, wo die Jungfrau der Monarchie die wunderbare Hilfe ihrer Begeisterung und Aufopferung brachte, um den Thron den Engländern durch die Waffen zu entreissen. Im Jahr 1433 befand sich J. Coeur in Damascus, bereit, sich in Beirut auf der Galeere von Narbonne einzuschiffen und die Waaren aus dem Orient, die seine Schiffsladung bildeten, nach Frankreich zu führen. Hier nahmen ohne Zweifel die zahlreichen

Handelsunternehmungen ihren Anfang, denen der kühne Kaufmann bald eine so beträchtliche Entwickelung geben sollte.“ (Vallet de Viriville, an dessen Entwickelung mit Angabe aller Quellen wir uns besonders halten.) In der That ist Karl VII. wunderbar bedient worden!

Nach der Wiedergewinnung von Paris 1436 wurde J. Coeur zum Chef der Münze in der Hauptstadt ernannt, wurde dann Commis bei der Verwaltung des königlichen Gutes und 1440 „argentier du roi“ oder wie wir heute sagen würden, Generalintendant der Civilliste, mit welchem seit Ende des 13. Jahrhunderts geschaffenen Amte die Verpflichtung verbunden war, einen Vorrath von Stoffen, Möbeln, Kleinodien und Waaren aller Art für den täglichen Verbrauch bereit zu halten. Im folgenden Jahre 1437 belohnte der König die Bürger von Bourges für die Dienste, die sie ihm in schwierigen Zeiten geleistet hatten, durch gewisse Vorrechte, die auch J. Coeur zugute kamen; Letzterem aber ertheilte Karl im April 1441 „in Erwägung seiner Verdienste und Dienstleistungen“ die Privilegien des Adels für ihn, seine Frau und ihrer beider Nachkommenschaft. In jener Zeit, wo das Volk noch nach Ständen hierarchisch geordnet war, erschien es in Betracht des hohen Amtes, das J. Coeur einnahm und das ihn fortwährend in Verbindung mit den höchsten Personen brachte, schicklich oder auch nothwendig, dass derselbe den Adelstitel erhielt. Was in der Gegenwart, wo die Ständeunterschiede gesetzlich verwischt sind und das Vorrecht als Unrecht erkannt wird, nur noch leerer Tand ist, war in jener Zeit der bevorrechteten Stände noch eine „Erhebung“. Zu der sittlichen Erkenntniss, dass der Bauer- und Bürgerstand, der durch Jeanne d'Arc und Jacques Coeur den höchsten Patriotismus bewährt hatte, durch diese seine Aufopferung sich selbst edel im höchsten Sinne erwiesen hatte und keiner Veradligung zu seiner Veredelung noch bedurfte, zu dieser sittlichen Erkenntniss hatte sich jene Zeit noch nicht erhoben. Die Gemeinheit und Raubsucht, mit welcher bald darauf der Geburtsadel J. Coeur verfolgte, zeigt auch, dass diese Beförderung in den Adelstand vom Standpunkte der Sittlichkeit aus gar keine „Erhebung“ war.

Jacques Coeur wurde jetzt vom König mit den höchsten Staatsgeschäften betraut; es war die glänzendste Periode seines Lebens. Im Oktober 1442 ernannte ihn Karl VII. zu seinem Commissar bei der Versammlung der drei Stände des Languedoc; 1443 bereitete er mit dem Erzbischof von Vienne, ebenfalls königlichem Commissar, die Verordnung zu Gunsten der Tuchmacherei, dem Hauptgewerbe von Bourges, vor; ihm wurde die Oberaufsicht über die Salzmagazine und die Finanzverwaltung des Languedoc anvertraut; im Juni 1444 richtete er in Toulouse das Parlament derselben Provinz ein; in allen

Angelegenheiten hatte er für den ganzen Süden sowohl das Vertrauen des Königs wie der Bevölkerung; ihm gelang es von den Steuerpflichtigen die wiederholten Auflagen zu erhalten, die der Fiscus von ihnen verlangte.

Wie im Süden, so half J. Coeur auch im Norden von Frankreich die Macht des Königs wiederherstellen; er trug wesentlich zur Wiedergewinnung der Normandie 1449 bei, nicht nur, indem er den König dazu ermuthigte, sondern ihn auch, der in finanziell sehr bedrängten Verhältnissen war, mit seinem Vermögen unterstützte. Bei einer geheimen Unterredung mit dem Könige, vermuthlich als derselbe mit seiner Agnes in dem Schlosse Bois-Sire-Amé ausruhte, sagte er zu ihm: „Sire, ich erkenne an, dass ich unter dem Schirm Eures Namens grosse Vortheile und Ehren geniesse, sogar in den Ländern der Ungläubigen, denn Euch zu Ehren hat der Sultan meinen Galeeren und Factoren Geleits- und Sicherheitsbriefe gegeben. Sire, was ich habe, ist Euer (Sire, ce que j'ai est vôtre)." Sofort bat ihn der König, ihm Geld zu dem Feldzug in der Normandie vorzustrecken, auf welche Bitte ihm der Kaufmann von Bourges 200,000 Goldthaler (4 Millionen Francs) vorschoss. Ohne diese Unterstützung wäre die Armee auseinandergelaufen und der Eroberungszug missglückt; aus den vorhandenen Documenten ergiebt sich keineswegs, dass J. Coeur für seine Schuldforderungen vollständig befriedigt worden wäre!

Um diesen Reichthum zu erwerben, hatte J. Coeur eine ausserordentliche Intelligenz und Thätigkeit entwickelt. Vom Könige hatte er für zweihundert Livres jährlichen Zins verschiedene Kupfer-, Blei- und Silberminen im Gebiete von Lyon und Umgegend (dem Beaujolais) gepachtet. Zahlreiche Schiffe und dreihundert Factoren (Agenten), die auf seinen Galeeren reisten oder in den verschiedensten Häfen etablirt waren, führten seine Waaren und die französischen Producte nach England, Flandern, Spanien, Afrika, Asien. J. Coeur liess die Flagge Karls VII. auf den fernsten Meeren wehen, welche damals der Marine zugänglich waren und legte den Grund zu den diplomatischen Beziehungen Frankreichs mit dem Orient. Er hatte Comptoire und besass mehrere Häuser in Bourges, Chinon, Paris, Lyon, Marseille u. s. w. Aber zum vornehmsten Sitz seiner Geschäfte wählte er Montpellier, ihm verdankte auch das Languedoc das Wiederaufblühen seiner Marine und seines Handels.

Jean de Village, einer seiner Geschäftsgehilfen, hatte seine Nichte, Perrette Coeur, geheirathet, derselbe begab sich 1447 auf den Galeeren seines Herrn nach Kairo und wurde als Gesandter des Jacques Coeur empfangen. Er überreichte dem Sultan die von Karl VII. unterzeichneten Beglaubigungsschreiben und das diplomatische Ge-

schenk des Königs von Frankreich. Der Sultan empfing den Gesandten und nahm das Geschenk an. Bei seiner Rückkehr überbrachte J. de Village dem Könige das Gegengeschenk und den Firman des Kalifen, der die französischen Handelsleute unter seinen Schutz nahm und sie denen der höchstbegünstigten Nationen gleichstellte. So hob J. Coeur durch seine geschäftliche Festigkeit und Rechtschaffenheit den europäischen Handel und das Ansehen der „Franken" im Orient.

J. Coeur wusste aus allen Gelegenheiten, die sich ihm darboten, Nutzen zu ziehen, Geld zu schlagen; er sammelte Reichthümer, häufte Schätze zusammen. Aber er that es, um seinem Lande nützlich zu sein, eine befruchtende Thätigkeit zu entfalten. Seine Freigebigkeit war mehr als fürstlich; wo es galt, Frankreich zu vertreten, wie z. B. in Rom nach dem Ende des grossen Schisma, erschien er mit imponirender Pracht. Im Jahr 1450 stand er auf der Höhe seines Glückes. Seit sechs Jahren schon war sein Bruder, Nicolas Coeur, Bischof von Luçon. Dank seinem Einflusse hielt sein kaum sechsundzwanzig Jahre alter Sohn Jean am 5. Sept. 1450 seinen feierlichen Einzug in Bourges als Erzbischof, in seiner Sedia gestatoria getragen von den vier ersten Baronen der Provinz und umgeben von den Bischöfen von Carcassonne, Nevers und Agde, die ebenfalls ihre Ernennung dem allmächtigen königlichen Rathe verdankten. Die höchsten Herren des Lehnsadels, die Prinzen von Geblüt selbst machten dem Kaufmanne von Bourges den Hof und suchten sich durch Geschenke seine Freundschaft zu bewahren. Noch ein Jahr lang behauptete sich Jacques Coeur auf diesem Gipfel, von dem aus er nur Gutes über das Land seines Königs ausgesäet hatte, da — an einem Hofe, wo das Herz des Königs an Buhlerinnen hangt, ist kein Ehrenmann, selbst nicht der verdienstvollste Patriot seines Daseins sicher: die todte Agnes und die lebende Maignelais stürzten den genialen und edlen Bürger hinab in den Abgrund. Am 26. Juli 1451 unterzeichnete Jacques Coeur auf dem Schlosse Taillebourg (im Departement der Charente-inférieure) die Quittung über eine neue Gratification, die der König ihm so eben gewährt hatte. Fünf Tage später wurde er in demselben Schlosse von Olivier de Coëtivy, Herrn von Taillebourg und Seneschall von Guyenne, auf Befehl des Königs verhaftet!

Der König brauchte ihn nicht mehr. Der Feldzug im Süden war sogut wie beendet, am 30. Juni 1451 hatte Karl VII. durch Commissare Besitz von Bordeaux genommen. Uebrigens war schon während dieses Feldzugs in der Guyenne J. Coeur nicht mehr, wie vorher in der Normandie, auf dem Schauplatz des Kampfes erschienen, sondern hatte sich nur unter dem Gefolge des Hofes gezeigt. Doch hatte er auch hier seinen patriotischen Eifer bethätigt, so hatte er

verschiedenes Kriegsgeräth aus Spanien kommen lassen, wofür ihm bei seiner Verhaftung der König noch Schuldner war. Seit dem Tode der schönen Agnes war sein Ansehn offenbar gesunken, eine dunkle böse Ahnung umwölkte sein Gemüth. In den letzten Tagen des Juli schrieb er an seine Frau und seine Freunde in Bourges eine Art beruhigenden Brief: „seine Sache stünde gut, er stünde bei dem Könige so gut wie jemals, was man auch sage.“ Ein Ereigniss, das kurz vorher vorgefallen und nicht ohne Beziehung zu seiner erfolgenden Ungnade war, musste ihn wohl besorgt machen. Jean Barillet, genannt de Saincoins oder Xaincoins (nach einem Orte im Berri, wo seine Familie wohnte), Landsmann von J. Coeur, war vom einfachen Secretär des Königs zum Generalsteuereinnehmer und Schatzverwalter des Königs aufgestiegen und hatte sich in diesen wichtigen Aemtern grosse Reichthümer erworben. Karl VII. hatte nach seinen Siegen in der Normandie seine Finanzen erschöpft, er bedurfte neuer Summen für den Feldzug in der Guyenne, so musste er denn Mittel finden wieder zu Geld zu kommen. Jean de Saincoins wurde nebst seinem Hauptsecretär und Anderen des Unterschleifs u. s. w. angeklagt und am 16. Okt. 1450 in Tours verhaftet. Gefällige Berichterstatter haben damals erzählt, dass er sich für schuldig erklärt habe; aber höchst verdächtig und zu Gunsten des Angeklagten spricht der Umstand, dass der Letztre seinen natürlichen Richtern entzogen und von Specialcommissären gerichtet wurde; er wurde zum Gefängniss mit Confiscation aller seiner Güter verurtheilt. Sechzig tausend Thaler wurden dem Könige als Zurückerstattung zugesprochen; die Besitzungen des Verurtheilten verschenkte der König an Günstlinge, das prächtige Gebäude in Tours, das sich Xaincoins gebaut hatte, aber in seiner jetzigen Gestalt erst im sechzehnten Jahrhundert vollendet wurde und „Hôtel Gouin“ genannt wird, gab er dem Grafen Dunois und der „ritterliche“ Graf trug kein Bedenken sich mit dem Gute des Bürgerlichen zu bereichern; der Admiral Jean de Bueil, der dem gestürzten Xaincoins eine Summe Geldes schuldete, sah sich seiner Verbindlichkeiten entledigt und noch dazu mit einem Grundbesitz in Anjou versehen.

Xaincoins war weder der erste noch der letzte Finanzbeamte, der dem Hass und Neid zum Opfer fiel. So war Enguerrand de Marigny, Finanzminister Philipps des Schönen, nach dem Tode seines Königs 1314 gehenkt worden, er büsste für die Verordnungen seines Herrn. Jean de Montaigu, Surintendant der Finanzen unter Karl V. und Karl VI. wurde 1409 auf Befehl des Herzogs von Burgund und des Königs von Navarra enthauptet. Unter Franz I. im sechszehnten Jahrhundert fällt Semblançay ein Opfer der Kabale, hundert Jahre später Fouquet. In jenen Zeiten, wo das Steuerwesen schlecht ge-

ordnet war, war es gefährlich mit den Finanzen betraut zu werden, der Beamte zog sich fast immer den Hass des Volkes und den Neid des Adels zu. Der letztere, meist in rohem Kriegshandwerk aufgewachsen, begriff nicht, wie man Reichthümer anders als mit dem Schwerte gewinnen könne, sei es als Lösegeld von Gefangenen oder als Beute; von Handelsgeschäften verstand er nichts. Wie es um seine Bildung beschaffen war, sieht man daraus: Johann von Luxemburg will seinen Neffen, den Grafen von Saint-Pol, ins Kriegswesen einführen, was thut er? er lässt ihn achtzig Gefangene eigenhändig niedermetzeln und das junge Gräflein „fand grosses Vergnügen daran"; Könige, Herzoge, Grafen, Edelleute morden, der eine seinen Sohn, seinen Bruder, seinen Vater, der andere seine Frau, seine Schwester. Gilles de Retz, Marschall von Frankreich, der mit bei der Krönung Karls VII. in Reims war, liess kleine Kinder, vorzüglich Knaben, aufraffen und sie unter greuelhaften Martern zu Zauberwerken (er wollte vom Teufel Geld erhalten!) verbluten; gegen 140 Kinder hat er in vierzehn Jahren zu Tode gemartert. Von ihm wird der folgende Abschnitt berichten.

Dieser rohe Adel sah neidisch talentvolle, arbeitsame Bürger durch Gewerbfleiss, Handel oder finanzielle Geschäfte zu Ansehen und Reichthum gelangen; habgierig fiel er erst über Xaincoins und nun auch über Jacques Coeur her und der König machte sich zu seinem Helfershelfer. Der unschuldig verfolgte Patriot überragte seine Feinde alle durch seine Persönlichkeit, geistig wie äusserlich. In seinen Gesichtszügen war der Typus des aufstrebenden Bürgerthums ausgeprägt; Entschlossenheit und Würde verbanden sich darin mit einer gewissen Gutmüthigkeit, ein munteres Lächeln milderte den Ausdruck der feinen und festen Lippen. Dieser seiner Persönlichkeit schuf er auch eine würdige Wohnung, den Zwingburgen des Adels setzte er das Bürgerhaus in Bourges entgegen. Zu demselben kaufte er 1443 ein Lehensgrundstück, das an die Stadtmauern stiess und worauf zwei Thürme aus der Römerzeit standen, beide Thürme wurden von ihm in das neue Gebäude hineingezogen. Der Bau dauerte sieben Jahr und kostete mehr als 135,000 Thaler damaliger Münze. Das ganze Gebäude, die Fülle und Bequemlichkeit seines Innern, der Luxus bei den darin gegebenen Festlichkeiten, Alles dies war damals ohne Beispiel. Während der Hofstaat des Königs auf Zinn speiste (Karl VII. persönlich wurde stets, auch in den Zeiten schlimmster Bedrängniss, auf Gold, vergoldetem Silber und Silber bedient), speiste Jacques Coeur nur auf Silber; aber auch bei Tafel blieb er in Verbindung mit dem Volke, dem er entstammte; eine besondere Galerie, die an die Küchen stiess, nahm die Armen auf, unter welche die Reste der Mahlzeit vertheilt wurden.

Digitized by Google

An der Hauptfaçade des Gebäudes, das noch steht und als Mairie und Gerichtshof dient, trat ein mit einem Baldachin geschmückter Pavillon hervor, unter diesem Baldachin stand die Reiterstatue des Königs in voller Rüstung, der königliche Beamte huldigte dadurch ehrfurchtsvoll der Autorität seines Fürsten. Das Bild des Erbauers selbst zeigt sich nirgends in dem Innern (ein Porträt aus dem 17. Jahrhundert ist nach Vallet keineswegs authentisch), aber seine Individualität kündigt sich überall mit auffallender Sicherheit und Freiheit an, überall begegnet man dem Symbole seines Namens, den Pilgermuscheln (Zeichen der Wallfahrer zu St. Jacques de Compostella) und den Herzen (coeurs). Ohne auf alle einzelnen Skulpturen einzugehen, die meist einen allegorischen Charakter trugen (einige richten sich warnend an seine Gattin, die sehr verschwenderisch war), sei nur hervorgehoben, dass J. Coeur auch durch die Motive zu den Verzierungen seiner Wohnung seine klare Einsicht in die Wirklichkeit der Dinge bekundet hat. „Die wichtigsten Geschäfte waren durch seine Hände gegangen, die grössten Personen hatten mit ihm verkehrt, sie waren ihm wohl manchmal gar klein erschienen. Den Rang, den sie durch die blosse Mühe der Geburt erworben hatten, hatte er mit seinen Verdiensten und seinem Golde bezahlt, er glaubte sagen zu dürfen: wir sind quitt" (Vallet). Das drückte er durch eine Satire auf die Kriegsweise im 15. Jahrhundert aus, das gab er durch eine Verspottung des Ritterthums zu verstehen, eine Art sculptirter Don Quixotte hundert Jahre vor Cervantes. Eine Sculptur, die sich im Arbeitszimmer J. Coeurs befand und, wie es scheint, nicht jedem Auge zugänglich sein sollte, soll den thöricht berathenen Dauphin Ludwig, den König und Agnes Sorelle vorstellen, die Deutungen sind verschieden. All diese Allegorieen, Rebus, Sprüchwörter überragte die stolze Devise, die er sich erkoren hatte. Johann von Luxemburg, der doch so hohem Geschlecht entsprossen war, hatte zu seinem persönlichen Sinnbilde ein zusammensinkendes Lastthier mit den Worten „A l'impossible nul n'est tenu" genommen („Niemand ist zum Unmöglichen verpflichtet"); der edle Ritter sank selbst zusammen, er verkaufte für den Judasschilling die Jungfrau von Orleans. Jacques Coeur, der Mann des Dritten Standes, des Standes der Zukunft, wählte den Sinnspruch: „A vaillants coeurs rien d'impossible! Wackeren Herzen ist nichts unmöglich!" Das Volk schuf damals ein anderes Sprüchwort: „Le roi fait ce qu'il peut: Jacques Coeur, ce qu'il veut. Der König thut was er kann, Jacques Coeur was er will." Es sagte ferner noch: „Riche comme Jacques Coeur." Und reich war er in der That. Man schätzt die Besitzungen und Herrschaften, die er nach und nach gekauft hatte und die mehr als zweiundzwanzig Pfarreien oder Dörfer in sich fassten, auf vierzig, und meistens hatte er sie den vornehmsten Per-

sonen, darunter Karl Herzog von Bourbon, abgekauft; noch heute ist sein Andenken in der Bevölkerung dieser verschiedenen Orte nicht erloschen, denn so kurze Zeit sein Besitzthum währte, in allen hatte er sein Gedächtniss durch Arbeiten von allgemeinem Nutzen dauernd begründet. Eine solche Macht in den Händen eines Bürgers war dem Adel ein unerträglicher Anblick. Und dazu waren die meisten hohen Herren und die Günstlinge am Hofe ihm verpflichtet oder gar seine Schuldner. So wurde denn sein Untergang beschlossen.

An der Spitze dieser boshaften Intrigue stand Antoine de Chabannes, ehemaliger Page von La Hire, Capitän der berüchtigten Soldatenbande, „écorcheurs", d. h. Mordgesellen genannt, die er unter Dauphin Ludwig 1444 gegen die Schweiz geführt hatte, und mit ihm die herrsch- und habsüchtige neue Maitresse des Königs, Antoinette de Maignelais. Man wusste wie sehr des Königs Herz an Agnes gehangen hatte, diese Leidenschaft benutzte man, um den reichen Bürger zu stürzen. Herr von Chabannes schob eine Hofdame vor, Jeanne de Vendôme, aus dem alten Hause dieses Namens stammend und mit François de Montberon, Herrn von Mortagne, vermählt, der 1443 Kammerherr des Dauphin Ludwigs gewesen war. Jeanne ihrerseits hetzte andere falsche Zeugen auf und behauptete mit unverschämter Frechheit, Jacques Coeur habe Agnes Sorelle vergiftet. Wo so viele Hofleute diese Anklage bekräftigten, zweifelte Karl keinen Augenblick. Sofort gebot er die Verhaftung, die auch unverzüglich ohne vorhergehende gerichtliche Untersuchung vollzogen wurde, und erkannte sich auf der Stelle hunderttausend Thaler zu, die von dem Vermögen des Angeklagten zu erheben wären und die er dann zu dem Feldzuge in der Guyenne verwandte. In Folge des schon erwähnten abscheulichen, damals herrschenden Missbrauchs ernannte der König besondere Commissäre zur Verfolgung des Prozesses und zwar Antoine de Chabannes, Guillaume Goufier u. s. w., lauter Schuldner und Denuncianten des Angeklagten, also Kläger und Richter in Einer Person, die dann nach der Verurtheilung die Güter des J. Coeur unter sich zu theilen hatten. Indessen wies J. Coeur, gestützt auf die Zeugnisse der Königin sowie des Arztes der Agnes, Robert Poitevin, bald die Nichtigkeit dieser Beschuldigung nach. Jeanne de Vendôme, der Verleumdung überführt, widerrief und wurde verurtheilt, öffentliche Abbitte zu thun. Von allen Beschuldigungen, die gegen den Verfolgten vorgebracht wurden, war die der Vergiftung die einzige, die auf Karl Eindruck machte. Man hätte nun glauben sollen, dass der König in Anbetracht der hohen Verdienste seines Finanzministers den Process niedergeschlagen hätte, aber er selbst hatte sich schon an dem Vermögen desselben bereichert und war zu sehr von dessen Feinden umgarnt, darunter seine eigene

neue Maitresse war, um selbst zurückzutreten. Man darf daher sagen, dass das Andenken der Agnes Sorelle den Sturz des verdienstvollen Patrioten zur Folge hatte; denn ohne diese Anklage auf Vergiftung hätte Karl kaum den Process einleiten lassen, da die weiteren Anklagepunkte zu nichtig waren.

Die niederträchtigen Feinde J. Coeurs liessen aber ihr Opfer nicht fahren; zu Viele hatte sich der reiche Bürger zu Dank verpflichtet, um nicht „der Welt Lohn" zu empfangen; zu Viele waren als seine Schuldner bei seinem Untergange interessirt, durch den sie nur gewinnen konnten, da sie sicher die Erlassung ihrer Schuld durch den König erwarten durften, als dass der Verfolgte auf Rettung hätte hoffen können. Eine neue Kabale bildete sich, die vielleicht manches freie Wort, dass dem aufgeklärten Welt- und Menschenkenner über das Treiben am Hofe entschlüpft war, dem Könige verrieth, und ersann nun neue Anklagepunkte; es waren deren acht. Jacques Coeur wurde beschuldigt: 1) er habe Münze geschlagen, 2) den Sarazenen Waffen geliefert, 3) kostbare Metalle nach dem Orient ausgeführt, 4) einen christlichen Sklaven seinem Herrn zurückgegeben, 5) in Montpellier das Matrosenpressen betrieben und einen deutschen Pilger wider dessen Willen zu Schiffe gebracht, 6) ein kleines Kanzleisiegel nachgemacht, 7) unerlaubte Gratificationen bezogen, 8) sich unerlaubte Vortheile aus dem Pachtgelde der Messen zu Pezenas und andern Domäneneinkünften verschafft zu haben.

Nur der erste von diesen acht Artikeln verdient eine Beleuchtung. Jacques Coeur war allerdings, aber schon im Jahre 1429 in einen Process wegen eines solchen Vergehens verwickelt gewesen. Ungefähr um 1420 war ein reicher Kaufmann, Namens Ravant Ledanois (oder auch Le Dampnois; dampnoy ist ein französisches Wort des dreizehnten Jahrhunderts), in das Berry gekommen; bei dem Eindringen der Engländer hatte er aus Anhänglichkeit an die nationale Sache mit den Seinen die Normandie verlassen und hatte dem „Könige von Bourges" seine Dienste angeboten. Er hatte sich darauf mit der Münze befasst, war der Prinzipal des noch jungen Jacques Coeur geworden und hatte ihn im Jahr 1427 nebst Pierre Godart, ebenfalls aus Bourges, zum Associé im königlichen Münzgeschäft, mehr als Commis (clerc et facteur) angenommen.

Die Lage dieser Beamten (sagt Vallet, dessen Darstellung wir hier wiedergeben) war damals besonders schwierig und gefährlich. Die Noth zwang die Regierung von ihren Pächtern (die Münze war verpachtet) nicht nur hastige Production, sondern auch fortwährende Vorschüsse zu verlangen. In den Jahren 1425 und 1426 legten sogar königliche Commissäre den Münzmeistern Zwangsdarlehen auf. Durch diese Erpressungen von Seiten der Verwaltung sahen sich

mehrere dieser Agenten vollständig ruinirt. Nun war die Verringerung der Geldstücke ein Auskunftsmittel, von dem das Königthum selbst seit Philipp dem Schönen (1285—1315), dem grossen Falschmünzer, das böse Beispiel gab und das es durch geheime Verordnungen vorschrieb, während es in öffentlichen Verordnungen das Gegentheil gebot.

Auf diese Weise gedrängt von den Commissären erlitten Ledanois und seine Genossen beträchtliche Verluste; um sich dafür schadlos zu halten, fabricirten sie Münzen von geringerem Gehalt, wobei, wie man sagt, J. Coeur für sich 120 bis 140 Thaler gewann. Das steuerzahlende Volk beschwerte sich mit Recht über solche Verringerung, die Generalstände von 1428 hatten sich abermals zum Echo dieser Klagen gemacht, und so wurden Commissäre zur Verbesserung der Münzen ernannt. Diesen kam die erwähnte Uebertretung der „öffentlichen" Verordnungen in Bourges zu Ohren und R. Ledanois wurde mit seinen Geschäftsgenossen für schuldig befunden. Sie hatten sich allerdings vergangen, doch ist es schwer, diesem Vergehen gemeine Habgier als Beweggrund unterzuschieben. Denn im selben Augenblick, wo diese Klage gegen die drei Geschäftsgenossen geführt wurde, war R. Ledanois, der Hauptangeklagte, er der unkriegerische Kaufmann, mit zehn oder zwölf auf seine Kosten ausgerüsteten Reisigen mit in den Krieg gezogen, als Jeanne d'Arc Karl VII. nach Reims führte. J. Coeur hatte hierbei nur eine untergeordnete Rolle gespielt und seine spätere Thätigkeit zeigte ihn als ebenso rechtschaffenen wie dienstfertigen und patriotischen Geschäftsmann. Uebrigens wurde den dreien durch Begnadigungsbriefe vom 6. Dec. 1429, gegen eine Busse von tausend Livres alle Strafe erlassen.

Dieses Vergehen, das die Feinde J. Coeurs nach zwanzig Jahren wieder hervorsuchten, hatte den Betheiligten in der Achtung der Welt geringen Eintrag gethan — man wusste ja, wie das unredliche Verfahren der Regierung ihre Beamten zu derlei Ueberschreitungen trieb —, noch auch das Vertrauen geschädigt, das sie beim Könige genossen. Ravan Ledanois wurde bald nachher zum Obermünzmeister von Frankreich ernannt, in welchem Amte er auch 1460 starb. Ebenso haben wir schon gesehen, dass J. Coeur 1436 zum Chef der Münze in Paris ernannt worden war; mit Hülfe seines Credits war es ihm gelungen eine Menge kostbaren Metalls zu beschaffen, es zu Münze zu machen und die Kästen des Kriegsschatzmeisters zu füllen, wobei er alle dabei gemachten Vorschüsse auf seine Rechnung nahm. Er hatte ferner die längstersehnte Münzreform durchgeführt, von nun an hatten die mit dem königlichen Stempel geprägten Geldstücke einen vollen Gehalt, einen festen Werth. Am 29. August 1452 legten die Freunde J. Coeurs, der damals im Schlosse Maillé in der Touraine gefangen

sass, die erwähnten Begnadigungsbriefe bei der Controlbehörde in Bourges vor und erhielten eine Beglaubigung, die bei dem Gerichte vorgebracht wurde. Umsonst. Das Urtheil, das über den Verfolgten gefällt wurde, führte diesen Anklagepunkt trotz der frühern Straferlassung wieder mit auf; am 29. Mai 1453 wurde es vom Kanzler von Frankreich, G. Jouvenel des Ursins, in Gegenwart des Königs verkündet. Und der König schämte sich nicht!

Zwei Züge mögen noch die Abscheulichkeit dieses Processes kennzeichnen. Unter den Denuncianten befanden sich mehrere Italiener. Einer derselben, Otto Castellani, war aus Florenz gebürtig, in welcher Stadt J. Coeur just zur Zeit seiner Verhaftung ein gewerbliches Unternehmen zum Vortheil Frankreichs gründete; er war durch J. Coeurs Einfluss zum Schatzmeister von Toulouse ernannt worden, in welcher Eigenschaft er sich einen grossen Reichthum erworben hatte. Gerade er war einer der grimmigsten Verfolger seines Herrn und nahm 1454 seine Stelle als „argentier" ein. Als er noch Schatzmeister war, lieferte ihm ein gewisser Pierre Mignon, der zu Toulouse und Barcelona studirt hatte, dem Aberglauben jener Zeit gemäss, der besonders unter Katharine von Medici sehr prakticirt wurde, zwei Wachsfiguren, „envoûtement" (d. h. Behexer) genannt, die eine um dadurch J. Coeur bei dem König in Ungnade zu stürzen und ihn um sein Amt als „argentier" zu bringen, die andere um Otto Castellani nebst einigen Andern bei Karl VII. in Gunst zu setzen. Dieser Mignon fabricirte später falsche Siegel, erhielt aber von König Karl, obgleich dieser auch von der Zauberei Kunde hatte, 1459 Begnadigungsbriefe.

O. Castellani hatte einen Verwandten, Jacopo Medici, zum Freund und Helfershelfer. Dieser Medici, damals Einnehmer in Toulouse, war ein wahrer Bösewicht und hatte schon früher Criminalverfolgung erlitten. Ebenso nahm Castellani, als die Verfolgungen gegen J. Coeur begannen, einen Commis desselben, Etienne de Manné, in seine Dienste, der, das Vertrauen seines Herrn missbrauchend, kostbare Waaren aus dessen Magazinen entwendet hatte, wofür ihn J. Coeur grossmüthiger Weise einfach mit Entlassung bestraft hatte. So gesellten sich in dem nichtswürdigen Process zu den habgierigen neidischen Feinden von Adel auch die undankbaren Diener ihres Herrn und Wohlthäters.

Dem kanonischen Rechte zufolge hätte J. Coeur vor die geistliche Gerichtsbarkeit gezogen werden sollen, denn er hatte studirt und die Tonsur empfangen. Umsonst legten der Erzbischof von Bourges, sein Sohn, und der Bischof von Poitiers das Zeugniss vor, dass er die niedern Weihen empfangen hatte. Zudem war seine Gattin während des Processes aus Kummer gestorben und somit

J. Coeur „clerc solu", d. h. von den Banden der Weltlichkeit wieder entbunden worden. Umsonst trat auch der Papst Nicolaus V. für ihn ein. J. Coeur selbst, der in Laienkleidung verhaftet worden war, trug die Tonsur gewöhnlich nicht, erneuerte sie auch nicht während seiner Haft, noch legte er geistliche Kleidung an; er verschmähte es, diese rechtliche Ausnahme für sich geltend zu machen. Am 5. Juni 1453 erschien J. Coeur, der während des Processverfahrens der Folter unterworfen worden war, barhäuptig im grossen Gerichtsaal zu Poitiers. In Gegenwart des königlichen Generalanwalts, Jean Dauvet, wurde er hier gezwungen, eine zehnpfündige brennende Büsserwachskerze in der Hand, niederzuknieen, für die ihm vorgeworfenen Verbrechen Abbitte zu thun, und Gott, den König und die Gerichtsbarkeit um Gnade anzuflehen. Aus Rücksicht auf den Papst und die Dienste, die er doch anerkannte von J. Coeur erhalten zu haben, verwandelte der König das peinliche in bürgerliches Strafgericht; die „verwirkte" Todesstrafe wurde dem Verurtheilten erlassen, aber er wurde aller seiner Güter für verlustig erklärt, die für den König confiscirt wurden und auf welche eine Geldbusse von 400,000 Goldthaler erhoben werden sollte; überdies wurde er zu immerwährendem Gefängniss oder, „nach Belieben des Königs", zur Verbannung verurtheilt.

Sofort begann der Verkauf der Güter und Möbel des Verurtheilten, doch bereiteten G. de Varie, erster Secretär desselben, und besonders der unternehmende J. de Village die grössten Schwierigkeiten. Letzterer, Generalcapitän der Marine Renés von Anjou, war Unterthan dieses Fürsten und Bürger von Marseille. Der erwähnte J. Dauvet erschien nun zu Aix bei René, dessen Rath er früher gewesen war, und drang in den Schwager des Königs von Frankreich, ihm J. de Village auszuliefern.. Aber der Graf der Provence, der seine Räthe berufen hatte, stützte sich auf das Völkerrecht, auf die Privilegien der Marseiller und auf sein Staatsinteresse, das ihm nicht gestattete, den Oberbefehlshaber seiner Seemacht aufzuopfern.

Dem unglücklichen Opfer der Hofkabale aber blieb jetzt nichts übrig als der Weg der Gewalt, um seine Freiheit wiederzuerlangen. Ende December 1454 war er nun drei Jahre lang von Gefängniss zu Gefängniss geschleppt worden. Mit Hülfe seiner Freunde und Verwandten gelang es ihm, einen seiner Wächter zu bestechen. Er entkam aus Poitiers, flüchtete sich bald hier-, bald dorthin und wurde endlich als Gast bei den Franziskanermönchen zu Beaucaire aufgenommen. Dieses an der Rhône gelegene Kloster war, als einem Orden gehörig, unverletzlich; die Stadt, äusserster Grenzort des Languedoc, gehörte noch zum französischen Kronlande, gegenüber am andern Stromufer lag Tarascon, das zur Provence gehörte und

den König von Sicilien als Souverain anerkannte. Aber so fern auch diese Zufluchtsstätte lag, das Späherauge der Verfolger entdeckte sie doch. Castellanis Spürhunde drangen in das Kloster und schüchterten die Mönche ein, mitten in der Nacht wurde J. Coeur von Meuchelmördern überfallen. Glücklicherweise hatte er einen der Mönche, Namens Tungault, für seine Sache gewonnen. Mit einem Bleischlägel bewaffnet, den ihm der brave Franziskaner geliehen hatte, vertheidigte er wacker sein Leben. Nun griffen die Buben zum Gifte, aber J. Coeur war gewarnt, er that, als tränke er den Becher Wein, worein sie das Pulver gemengt, und verschüttete das Getränk. Nun fürchtete er heimlich ermordet zu werden; in dieser äussersten Noth schrieb er an den treuen J. de Village, der in Marseille auf ihn wartete, einen drängenden Brief, dessen Original noch aufbewahrt ist; der gute Mönch Tungault nahm es selbst auf sich, ihn hinzutragen.

Beim Empfang dieser Botschaft verlor J. de Village keinen Augenblick, es galt seinen Wohlthäter, seinen zweiten Vater zu retten. Er nahm einige wie zum Krieg gerüstete Barken, besetzte sie mit entschlossenen Seeleuten, die in seinem Solde standen, und schiffte die Rhône hinauf nach Tarascon. Kaum angekommen fuhr man über den Strom an's andere Ufer. Es war Mitternacht. Die Franziskaner sangen ihre Mette. In der Stadtmauer war eine Lücke, die Anstürmenden erweiterten sie, drangen ein und zogen gerade auf's Kloster los. Ein blutiger Kampf entbrannte zwischen den Seeleuten und den Wächtern J. Coeurs. Der Gottesdienst endete, als der Verfolgte befreit war. Geschützt von seinen Befreiern verliess er die Stadt durch die Mauerlücke und fuhr in einer Barke stromabwärts nach Marseille. Hier stieg er zu Pferde und begab sich zu Lande nach Nizza, wo er sich auf dem Mittelmeer einschiffte. Unverletzt kam er in Pisa, endlich in Rom an.

Im Monat März 1455 wohnte J. Coeur in Rom bei seinem Beschützer, dem Papste Nicolaus V. Als sein Gast krank wurde, wollte der Papst, dass er in seinem Palaste von seinen eigenen Aerzten gepflegt würde. Indessen neigte sich Nicolaus V. selbst seinem Ende zu; doch hielt er noch am 16. März vor dem Consistorium der Cardinäle eine officielle Ansprache, die von dem Secretär der römischen Kanzlei urkundenmässig redigirt wurde und worin der Papst öffentlich die Unschuld des Geächteten verkündete, wenige Tage nach dieser That der Gerechtigkeit starb Nicolaus V., 25. März 1455. Sein unmittelbarer Nachfolger, Calixtus III., zeigte sich indessen gegen J. Coeur ebenso günstig. Damals entspann sich ein entscheidender Kampf zwischen den Türken, die eben (29. Mai 1453) Konstantinopel erstürmt hatten, und der Christenheit. Der Papst liess durch ganz Europa die sogenannte Türkenglocke läuten und rüstete gegen

Mahomed II. sechzehn Galeeren aus, die unter die Oberleitung des Cardinals und Patriarchen von Aquileja gestellt wurden. Jacques Coeur wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Das Geschwader, das er befehligte, zog in den Archipel, vermochte aber nur die Küsten von Kleinasien und einige Inseln zu verwüsten. Verwundet oder krank ging J. Coeur vor der Insel Chios vor Anker, landete und starb daselbst am 25. November 1456. So endete das zweite Opfer des Undanks Karls VII., das Opfer von Karls blinder Leidenschaft für Agnes Sorelle. Nach seinem Tode bemächtigte sich seiner die Mythe. Sein thätiges, glänzendes Leben hatte zu lebhaften Eindruck auf die Phantasie des Volkes gemacht, als dass es an seinen Tod zu glauben vermochte, wunderbare Sagen wurden über ihn erdichtet, die sich fest einwurzelten, sodass die Geschichtswissenschaft Mühe hatte, sie als Sagen hinzustellen.

Auch nach der Flucht J. Coeurs hatte das Elend des von seiner Höhe Gestürzten den Ingrimm seiner Feinde nicht entwaffnet; nur um so wüthender wurden sie, als sie das unglückliche Opfer ihrer Bosheit entronnen sahen. Unter dem Namen des Königs richteten sie drohende Botschaften an René von Anjou, an die Behörden der Provence und an den Podesta von Florenz, dem der König vorwarf, dem Flüchtigen ein Asyl gewährt zu haben. Selbst denjenigen, welche durch Bande der Natur oder die Pflicht dsr Dankbarkeit an J. Coeur gefesselt waren, wurde es als ein Verbrechen angerechnet, ihm beigestanden zu haben; so wurden sein Sohn Henri und die Frau und Kinder von Jean de Village in's Gefängniss geworfen und gezwungen öffentliche Abbitte zu thun. Die Güter aber des Unglücklichen wurden nach dem Ausdrucke eines Geschichtschreibers aus dem Berry, La Thaumassière, der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts lebte, von 1455 bis 1456 unter die „Hofgeier", die Anstifter der Intrigue, vertheilt. Von den vornehmen Schurken, die ihren Profit dabei machten, seien hier nur drei hervorgehoben: Jean de Bourbon, Graf von Clermont, war einer der Schuldner J. Coeurs, der König schenkte ihm aus der Vermögensmasse 3612 Thaler; die Maitresse des Königs, Antoinette de Maignelais, erhielt ausser Geldsummen eine grosse Besitzung im Berry; endlich nahm auch der Bruder der Agnes Sorelle, Jean Soreau, dessen Ansehen unter der Herrschaft seiner Cousine gewachsen war und der 1451 königlicher Oberjägermeister geworden war, an der Beute Theil und erhielt ausser verschiedenen Besitzungen die Schlosshauptmannschaft von Verneuil bei Moulins.

Noch am Ende seiner Laufbahn hatte Jacques Coeur die Kraft und Ueberlegenheit seines Geistes offenbart, der Kaufmann von Bourges starb als Admiral der päpstlichen Flotte, gerüstet zum Schutz Europas

gegen türkische Barbarei. In seiner Sterbestunde betheuerte er nochmals seine Unschuld und empfahl seine Kinder dem Könige. König Karl VII. hatte eben damals von demselben Papste die Rehabilitation der Jungfrau von Orleans erhalten. Da mochte der Tod des Oberbefehlshabers der Flotte im Dienste der Christenheit, der ruhmreiche Glanz seines Endes und sein hoher politischer Charakter einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Königs machen. Aber diese späte Reue war auf alle Fälle unvollständig und vermuthlich von kurzer Dauer.

Am 1. Januar 1457 wurde Otto Castellani auf Befehl und vor den Augen des Königs verhaftet und ihm der Process gemacht, Castellani wurde abgesetzt und zu einer Geldbusse verurtheilt. Auch über Guillaume Goufier ging der Sturm der Ungnade hin, doch behielt er die meisten seiner Güter und erhielt später wieder die Gunst des Königs. Die Andern, die üppige Antoinette voran, verloren keinen Augenblick, solange Karl VII. lebte, die königliche Huld. Im Februar 1457 ertheilte Karl nach und nach Jean de Village, Guillaume de Varin, sowie allen Verwandten und Freunden seines Finanzministers, die sich für die Vertheidigung ihres Wohlthäters compromittirt hatten, Begnadigungsbriefe. Den Kindern des unschuldig verurtheilten Patrioten gab er einen Theil ihres väterlichen Vermögens zurück, gegen eine Quittung, wodurch sie gewissermassen der Behörde, die ihren Vater in's Elend gestossen hatte, verziehen. Der andere Theil des Vermögens blieb in den Händen der Höflinge, die ihn an sich gerissen hatten.

Mit Recht erkennt Vallet den Unterschied zwischen Jacques Coeur und Jeanne d'Arc an, es ist der Unterschied, der zwischen dem Grossen und dem Erhabenen besteht: dort die gotterfüllte Heilige, die das verzweifelnde Land durch die Kraft des liebenden Herzens und des unbesiegbaren Glaubens rettet und sich selbst aufopfert, hier der rastlos thätige Patriot, der all' seine Mittel und Fähigkeiten in den Dienst des Königs zum Heil des Vaterlandes stellt. Und doch (sagt Vallet) wiegt der Undank dieses Königs gegen das zweite dieser beiden Opfer, die er der Wuth ihrer Feinde überliess, schwerer in der Wagschale der Geschichte, als der gegen das Mädchen aus Domremy. Als Karl VII. den edeln Jacques Coeur verkannte, stand er in voller Reife seines Lebens, in aller Fülle seines Glückes. Und er that nichts, um diesen zweiten Flecken von sich abzuwaschen, nichts was die gerechte Strenge der Nachwelt entwaffnen könnte.

Uebrigens handelte Karl nicht nur schlecht, als er Jacques Coeur hinopferte, er schadete auch seinem Interesse, dem Interesse des Staates. Die Erfahrung hatte dem Könige den Gedanken der Reform des Heerwesens eingegeben; statt der oft undisciplinirten Streitkäfte

des Lehenswesens hatte er eine nationale Armee geschaffen, aber die Vertheidigung des küstenreichen Landes war unvollkommen, so lange Frankreich noch keine Marine hatte. Der Mangel einer solchen war auch die Ursache, dass die Expedition gegen Calais im Jahre 1436 scheiterte. Um die Guyenne zu unterwerfen, musste der König, der die Engländer in der Normandie besiegt hatte, Castilien um Schiffe angehen. Hätte er eine nationale Marine gehabt, so würde er nicht nach der Wiedergewinnung der Normandie fortwährend um den Besitz der Küsten dieser Provinz gezittert haben, Talbot*) hätte 1452 nicht auf's Neue landen und das abgefallene Bordeaux besetzen können und dem Reiche wäre die Unsicherheit erspart geblieben, in der es so lange schwebte, als Calais in den Händen der Engländer blieb.

Jacques Coeur war der Mann, der Frankreich eine Kriegsmarine geschaffen hätte, auf welche nun das Land noch zweihundert Jahre, bis auf Colbert, warten musste; aber statt eine französische Flotte gegen das fortwährend drohende England führen zu dürfen, musste er als päpstlicher Admiral gegen die Türken sein Leben lassen. Und das Alles, weil Karl VII. geglaubt hatte, Jacques Coeur habe ihm seine Maitresse vergiftet!

Die Strafe für den schändlichen Undank blieb nicht aus, Karl VII. nahm ein elendes Ende. Die Schmach, die er seiner sanften frommen Gemahlin Maria durch seine Buhlereien mit der schmachtenden Demoiselle de Fromenteau und der üppigen Antoinette de Maignelais angethan hatte, wurde ihm vergolten durch den Gram, den ihm der Dauphin Ludwig bereitete; der Sohn rächte seine Mutter. Was sonst der göttlichen Ordnung und dem menschlichen Gefühle widerstrebt, hier erscheint es als eine verdiente gerechte Strafe. Gott that ein Wunder, er sandte dem Könige die Jungfrau von Orleans und der König that in undankbarer Gleichgültigkeit nichts, um sie von der Bosheit der Feinde zu erretten. Bis zur Ankunft der Gottgesandten hielt ihn die treue Gattin aufrecht, und er beschimpfte sie in den Armen der Buhlerin. Ein treuer Bürger stellt ihm seine ganze Arbeitskraft, sein ganzes Vermögen zur Verfügung und der todten, wie der lebenden Buhlerin zu Liebe, giebt er ihn der Wuth der habsüchtigen Feinde preis. Karl VII. war undankbar gegen Gott und Menschen! In keines Unwürdigeren Mund konnte Schiller die Worte legen: „Der König wandelt auf der Menschheit Höhen," denn Keiner handelte

*) Erst damals, im Juli 1453, fiel Talbot als 80jähriger Greis bei Castille

gemeiner. Er büsste dafür durch die Seelenfolter, die sein eigener Sohn ihm zeitlebens angedeihen liess.

Ludwigs Gemahlin, Margarethe von Schottland, war gestorben; ohne seinen Vater zu befragen oder zu benachrichtigen, vermählte er sich 1451 am 28. Januar mit Charlotte von Savoyen; Karl VII. gerieth in Wuth, als er den eigenmächtigen Schritt des Dauphins erfuhr, aber die Ehe war und blieb geschlossen. Beunruhigt durch den fortgesetzten Widerstand und die Ränke des Dauphins, der im Dauphiné fast souverän schaltete und waltete, schickte der König Antoine de Chabannes mit Truppen hin, um sich seiner nöthigenfalls mit Gewalt zu bemächtigen, aber Ludwig entfloh zum Herzog von Burgund. Der Dauphin hätte gern gegen seinen eigenen Vater Krieg geführt, aber der Herzog von Burgund trieb die Gastfreundschaft nicht so weit, ihm ein Heer dazu auszurüsten. In dieser Zeit liess er seine Gemahlin Charlotte, als sie ihr vierzehntes Jahr erreicht hatte, zu sich kommen und die Vermählung, die nur durch Procuration stattgefunden hatte, wurde nun in Namur vollzogen; am 27. Juli 1459 wurde ihm hier ein Sohn geboren, der den Namen Joachim erhielt, ihn aber nicht überlebte. Obgleich der Dauphin dem Könige davon Nachricht gab, so konnte letzterer seinen Sohn doch nicht bewegen, wieder zu ihm zurückzukehren. „Karl, dessen Ruhm die hundert Stimmen der Fama überall verkündeten, war somit der einzige Unglückliche in einem Reiche, wo Alles ruhig und blühend war“ (Delort). Es war ihm keine Stunde friedlichen Genusses seiner Siege mehr vergönnt, er fühlte sich fortwährend von seinem Sohne gefährdet und hatte sogar einen Augenblick den Gedanken gefasst, den Dauphin der Krone zu berauben und sie auf das Haupt seines jüngsten Sohnes, des damals fünfzehn Jahre alten Herzogs von Berry, zu setzen; er hatte sogar den Papst Pius II. darüber befragt, aber ganz im Geheimen, denn er hielt seinen Sohn zu Allem fähig und fürchtete für sich „eine böse Geschichte, un vilain cas,“ wie er sagte, das heisst, eine Vergiftung. Diese fortwährende Angst, dieses stete Misstrauen verwirrte seinen Geist. Dazu kam eine böse Krankheit. Die Ausschweifungen, die trotz der Jahre nicht nachgelassen hatten, hatten seine Gesundheit geschwächt. Es bildete sich in seinem Munde ein unheilbares Geschwür, das ihm grausame Schmerzen verursachte. In der Raserei des Schmerzes und den Folterqualen seiner Seele wies er, wie erzählt wird, sieben Tage lang alle Nahrung zurück, trotz des Flehens seines jüngsten Sohnes. Als er endlich dem Drängen der Aerzte nachgab, verwehrten die verengten Eingeweide den Durchgang, es trat ein brennendes Fieber ein und der König starb zu Mehun-sur-Yèvre, achtundfünfzig Jahr alt, am 22. Juli 1461 ein Uhr Nachmittags. Sein Leichnam ward zu Saint-Denis in einem Mausoleum

zwischen denen Karls V. und Karls VI. beigesetzt, die Begräbnissfeierlichkeiten begannen in Paris am fünften August und endeten in Saint-Denis am siebenten.

Und wie hat nun das Urtheil der unparteiischen Nachwelt gelautet? Sonderbar! Die Geschichte hat dargethan, dass die Regierung Karls VII. eine ruhmreiche, „un grand règne," gewesen ist, denn die im Anfang so gewaltige Macht der Engländer, die der französischen Monarchie mit Vernichtung drohte, wurde bezwungen und im Lande Ordnung und Wohlstand durch weise Reformen begründet, wie sie dem weisesten Gesetzgeber Ehre gemacht hätten, und doch lastet auf dem Namen des Königs, unter dem und durch den so Grosses geschah, ein Fluch, dass derselbe niemals zu Glanz und Ansehen gelangen kann, er steht immer vor der Einbildungskraft und dem Gedächtniss der Menschen als das Bild eines verzagten, sinnlichen, schwächlichen Fürsten dar, dem unverdienter Weise zuviel Ehre von dem heldenmüthigen Mädchen aus Domremy angethan worden ist und der sich auch späterhin dieser Ehre nicht würdig gezeigt hat.

Was aber seine Agnes betrifft, so sahen wir schon, nicht nur wie das Pariser Volk sie bei ihren Lebzeiten verächtlich behandelte, sondern auch wie das Volk in der Normandie sie für lasterhafter ausgab als sie gewesen war. Das Gerede, dass sie auch mit dem ihr bestellten Hüter und Gesellschafter, Etienne Chevalier, Liebschaft gepflegt habe, das aber ebenfalls grundlos sein mag, sei hier nur als ein Zeichen erwähnt, wie die Welt von ihr dachte. Das Schlimmste widerfuhr ihrem Gedächtniss in Loches, wo sie doch den Armen und — der Kirche so viel Wohlthaten erwiesen hatte. Dass man sich im Volke erzählte, der König habe sie jedesmal, ehe er auf die Jagd ging, in den Thurm eingesperrt, der noch jetzt deshalb „la tour d'Agnès" heisse, um sich ihrer Treue zu versichern, das ist noch das Geringste. Der Thurm heisst gar nicht deswegen so, sondern weil jetzt ihr Grabmal hier steht, auf welchem sie in weissem Marmor liegend dargestellt ist. Auch das Grabmal selbst stimmt eher freundlich: es knüpfen sich an die Mauern des Schlosses von Loches düstre Erinnerungen, Erinnerungen an die blutigen Gräuel der Feudalzeit und später der Religionskriege, an die unglücklichen Opfer der Gewalt, die in den schauerlichen Kerkern qualvoll verendeten; bei so grauenhaften Eindrücken auf das Gemüth wird dem Besucher unwillkürlich ein Lächeln entlockt, wenn er plötzlich die schöne Agnes weiss wie eine Lilie vor sich ruhen sieht. Aber die Geschichte, warum und wie das Grabmal hierher gekommen und was Alles damit vorgegangen ist, verzerrt sofort wieder das freundliche Lächeln, der Besucher kann des Anblicks nicht froh werden.

Wie die Inschrift auf ihrem Grabmal sagte, war Agnes gutherzig gegen die Armen und besonders freigebig gegen die Kirchen gewesen; die Herren Canonici der Collegialkirche von Loches hatten sich besonders ihrer Fürsorge zu erfreuen. Wenn sie geahnt hätte, welchen Undank sie dafür ernten würde! Als die Schöne gestorben war, wurde sie mitten im Chor der Kirche begraben, das mit prachtvollen Wandteppichen, Geschenk der Verstorbenen, geschmückt war. So lange sie lebte, hatten eben die Canonici, ohne den geringsten Anstoss an ihrem galanten Leben zu nehmen, Alles von ihr angenommen und sich als unterwürfige Höflinge vor ihr geneigt, und dieweil Karl VII. noch regierte, hatten sie auch ihren Leichnam bei sich aufgenommen. Kaum aber hatte Karl die Augen geschlossen, so reichten die Priester eine Bittschrift bei seinem Sohn, Ludwig XI., ein, von dem sie wussten, dass er Agnes gehasst hatte, er möge ihnen gestatten, das Mausoleum aus der Kirche zu schaffen, weil es den Gottesdienst erschwere. „Ganz recht," antwortete der schlaue König, „aber dann gebt auch zuvor Alles zurück, was ihr von der Dame erhalten habt." Da liessen die frommen Herren die Ohren hängen und das Grabmal stehen, wo es stand. Unter verschiedenen Regierungen erneuerte die Geistlichkeit das Gesuch, erst Ludwig XVI. glaubte an die vorgeschützte Störung des Gottesdienstes und gestattete im Jahre 1777, dass das Grabmal in einen anderen Theil der Kirche verlegt würde. Als man den dreifachen Sarg öffnete, fand man ein Skelett, von dem mehrere Theile beim Eindringen der Luft in Staub zerfielen, die Backenknochen hatten noch alle ihre Zähne, um den Schädel mit den öden Augenhöhlen wallte noch mit einer Art Koketterie ein üppiges blondes, vier bis fünf Zoll hohes krauses Haar, von dem an jeder Seite zwei Locken herabhingen. Diese Reste wurden in eine steinerne Urne gesammelt und auf dem Grunde des neuen Grabes niedergelegt, das man auf einer der Seiten des Kirchenschiffs errichtete. Vorher aber hatte der Erzbischof von Tours, Herr von Conzié, in dessen Sprengel Loches liegt, sich einen Büschel von den blonden Haaren abgeschnitten. Der Erzbischof war früher Oberst bei den Dragonern gewesen, er hatte wohl an alte Abenteuer gedacht, als er diese Grabverletzung beging, aber er that noch mehr: von den abgeschnittenen Haaren wurde ein Theil an die Kammerjungfern und andere Bediente des Herzogs von Choiseul vertheilt, des früheren Ministers, dessen jetzt von der Erde verschwundenes Schloss Chanteloup nahe bei Tours lag. Im Jahre 1794 wurden die sterblichen Ueberreste „der Schönsten der Schönen" wieder ausgegraben und auf dem Kirchhofe des Kapitels begraben. Kurze Zeit nachher störte der Volksvertreter Pachol abermals ihre Ruhe, er untersuchte neugierig die Urne, schnitt sich ebenfalls eine Locke ab und liess

die Kinnbacken zerbrechen, um Zähne herauszuziehen; mehrere Personen theilten sich drein. „Wer weiss," sagt Touchard-Lafosse, der Geschichtschreiber des Loirethals, „ob diese Zierden eines einst reizenden Mundes nicht an eine Uhrkette gehängt, oder als Stein in einen Ring gefasst wurden?"

Endlich liess der Staatsrath Pommereul, Präfect des Departements Indre-et-Loire, 1801 die Gebeine der Unglücklichen, die von sich im Leben wie im Tode sagen konnte: Schön war ich auch und das war mein Verderben!, zum letzten Mal und zwar in frommer Absicht ausgraben; er hatte beschlossen, dieselben in ein anständiges Denkmal zu sammeln; einstweilen aber, bis man die zerstreuten Reste des ersten Mausoleums wieder zusammengefunden hatte, wurde die Todtenurne in dem Gebäude der Souspräfectur zu Loches als „ein Document der Administration" niedergelegt. Endlich war der Sarkophag im Jahre 1806 wieder restaurirt worden, und man stellte das Grabmal auf dem Schlosse in dem sogenannten Agnesthurme in einer Art Betzimmer auf, das dieser Bestimmung gemäss eingerichtet worden war, wobei sich allerdings über den gothisch-griechischen Styl Manches sagen liesse. Das Grabmal selbst steht in der Mitte und besteht aus einem Sarkophag von schwarzem Marmor, auf welchem die Bildsäule derjenigen ruht, deren Gebeine er enthält. Zu Häupten knieen an den Ecken betende Engel, zu den Füssen der Ruhenden schlafen zwei Lämmer. Um den Sarkophag herum läuft die vom ersten Denkmal beibehaltene Inschrift: „Cy gist noble damoiselle Agnès Seurelle, en son vivant dame de Beaulté, de Roquecisière, d'Issoudun et de Vernon-sur-Seine: piteuse envers toutes gens et qui largement donnoit de ses biens aux églises et aux pauvres; laquelle trépassa le neufvième de febvrier, l'an de grâce M.CCCC.XLIX. Priez Dieu pour le repos de l'âme d'elle. Amen." Gibt die ruhende Bildsäule wirklich die Gestalt der Dame wieder, die Karls VII. Herz so eingenommen hatte, so war Agnes mehr lieblich und zierlich als üppig schön, dem blonden Haar entsprach höchst wahrscheinlich ein zärtlich sanfter, vielleicht schwärmerischer Blick; dieses liebliche Antlitz mit den sanften Augen umwallt von dem goldenen Strahlenglanze des blonden Gelocks, dem, nach den beiden Seitenlocken zu urtheilen, auch der pikante Reiz der Koketterie nicht fehlte, mochte wohl einen blendenden Eindruck machen, und wer einmal in dem blonden Netze sich verstrickt hatte, der war für immer gefesselt. Der Kuss von den Lippen der zärtlichen Agnes mag so süss gewesen sein wie der Biss in eine Zuckerbirne, welches Obst Agnes so gern ass; ihre Gestalt wie ihr ganzes Wesen hat etwas von der Art der Zuckerbirne. „Sage mir was Du isst und ich sage Dir, was Du bist;" dieses Sprüchwort dürfte sich auf Agnes Sorelle anwenden lassen.

Nun, lasse man ihr diesen süssen Zauber sinnlicher Schönheit; nur schmücke man sie nicht mit Tugenden, die ihr fremd gewesen sind, wie es ein albernes Vorurtheil seit drei Jahrhunderten gethan, wie es auch der Präfect Pommereul gethan hat. Aber an die Stelle des Protestes der Domherrn von Loches trat nun auch hier die Legende, mit der man den Ruf der königlichen Maitresse geschmückt hat. Der Präfect Pommereul erwies der Dame de Beauté diesen Dienst der Galanterie. Nachdem derselbe nicht mit Unrecht die zahlreichen lateinischen Inschriften und Akrostichen unterdrückt hatte, die das Mausoleum umgaben, hat er es leider nicht unterlassen können, eine Inschrift aus seiner Feder hinzuzufügen, die vom Lapidarstyl nur die Form hat; sie lautet also:

„Die Canonici von Loches, bereichert durch ihre Geschenke, baten Ludwig XI., ihr Grabmal aus dem Chore zu entfernen. ‚Ich willige darein', sprach er, ‚aber gebt die Aussteuer zurück.' Das Grabmal blieb stehen. Ein Erzbischof von Tours, weniger gerecht, liess es in eine Kapelle verweisen; in der Revolution wurde es dort zerstört. Gefühlvolle Menschen sammelten die Reste der Agnes, und der General Pommereul, Präfect von Indre-und-Loire, richtete das Mausoleum der einzigen Maitresse unserer Könige wieder auf, die sich um das Vaterland verdient gemacht hat, indem sie als Preis für ihre Gunst die Vertreibung der Engländer aus Frankreich bestimmte. Die Wiederherstellung des Mausoleums fand statt im Jahr 1806."

Kein Wort von der Jungfrau aus Domremy, von der begeisterten Retterin der Stadt Orleans, der Märtyrerin von Rouen! Die schöne Agnes hat Alles gethan; sie hat den König zur Befreiung des Vaterlandes angetrieben, indem sie ihm versprach, seine Buhlerin zu werden. So wird Geschichte geschrieben! Nein, die zuckerbirnensüsse Agnes hat ihre Tugend nicht um so hohen Preis verschachert, der Titel einer Favoritin wog für sie hinlänglich das Opfer ihrer Ehre auf. Frankreich war in jener königlichen Schäferstunde schon gerettet durch die heldenhafte Jungfrau, die, rein wie die Engel, ihr Leben für König und Vaterland geopfert hatte; aber nicht nur der König, auch das französische Volk, die Bürgerschaft von Orleans ausgenommen, vergass bald seine Retterin, den heiligen Schutzengel seines Vaterlandes; die Buhlerin heimste allen Dank ein. Noch der fromme Legitimist Châteaubriand schrieb: „Von allen Maitressen der Könige Frankreichs ist eine Einzige, Agnes Sorel, dem Fürsten und dem Vaterlande nützlich gewesen," und der patriotische Chansonnier Béranger sang: „Il faut combattre, Agnès l'ordonne . . . Anglais, que le nom de ma belle, dans vos rangs porte la terreur! Ich muss kämpfen, Agnes gebietet es . . . Hört es, Engländer, der Name meiner Schönen soll den Schrecken in eure Reihen tragen!"

Wenn man irgendwo nach einem geschichtlich authentischen Beleg suchen will, um den Nationalcharakter der Franzosen der Leichtfertigkeit zu zeihen, so könnte man ihn hier finden. Dreihundert Jahre lang waren sie von diesem galantem Schwindel befangen, und erst in der neuesten Zeit haben gründliche Geschichtsforschungen der Wahrheit die Ehre gegeben. In Erwägung dieser Thatsache ist denn auch Schiller nicht so schuldig, diesen selben Schwindel mit den Franzosen getheilt zu haben.

Wie war nun diese Legende entstanden? Thatsache ist, dass sich Karl VII. in der zweiten Hälfte seiner Regierung, nach dem Opfertode der Jungfrau von Orleans, charaktervoller gezeigt hat als in der ersten; da nun dies mit seiner Liebschaft der Zeit nach zusammenfiel, so schrieb die unüberlegte Menge diesen Wandel in seinem Charakter der blonden Agnes zu, weil diese mehr in die Augen stach, als die ernsten Rathgeber des Königs, denen alles Verdienst zuzuschreiben ist. Die Tradition wurde nun später von Franz I. in Verse gebracht; der galante, kunstfreundliche König dichtete den Vierling:

Gentille Agnès, plus d'honneur tu mérites
(La cause étant de France recouvrer)
Que ce que peut dans un cloître ouvrer
Close nonnain ou bien dévot hermite

d. h. „Liebliche Agnes, mehr Ehre verdienst Du, wenn es sich um Frankreichs Rettung handelt, als Alles, was im Kloster eine eingeschlossene Nonne oder ein frommer Eremit vermag.“ Franz war wahrscheinlich mit dieser Ueberlieferung grossgezogen worden; sein Gouverneur, Artus Gouffier, war der Sohn von Karls VIII. Gouverneur, welch letzterer in seiner frühesten Jugend Kammerdiener Karls VII. gewesen war. Und so fasste im selben Jahrhundert Herr von Brantôme (geb. 1527, gest. 1614) die Geschichte in Prosa und schrieb im sechsten Discurse seiner „Vies des dames galantes,“ der die Ueberschrift führt: „Dass schöne und ehrenwerthe Frauen die tapferen Männer, und die wackeren Männer die muthigen Damen lieben,“ folgende Geschichte nieder, die wir anführen müssen, da man sich nur auf Brantôme, nicht auf Du Haillan bezieht:

„Wenn es auch viel Männer giebt, die von Natur tapfer sind, so treiben die Damen sie doch noch mehr an; und sind sie träge und kalt, so werden sie von den Damen aufgeregt und angefeuert. Wir haben ein schönes Beispiel davon an der schönen Agnes; als dieselbe den König Karl VII. in sich verliebt sah und dass er nur an sie dachte, aber weichlich und schlaff sich nicht um sein Königreich kümmerte, sagte sie eines Tages zu ihm, dass, als sie noch ein junges Mädchen war, ein Astrolog ihr prophezeit hätte, sie werde von einem der tapfersten und muthigsten Könige der Christenheit geliebt werden;

als ihr nun der König die Ehre erwies sie zu lieben, so habe sie gedacht, er sei der tapfere König, der ihr prophezeit worden wäre; nun sie ihn aber so weichlich sähe und so unbekümmert um sein Reich, sähe sie wohl, dass sie sich getäuscht hätte, und dass dieser so muthige König nicht Er wäre, sondern der König von England, der so schöne Waffenthaten verrichte und ihm so viele schöne Städte vor der Nase wegnähme; „zu dem also will ich gehen, sprach sie zum König, denn der ist es, den der Astrolog gemeint hat.“ Diese Worte stachen dem König so in's Herz, dass er zu weinen begann; und von da an fasste er Muth, liess seine Jagd und Gärten liegen und stürzte davon, dergestalt, dass er durch sein Glück und seine Tapferkeit die Engländer aus seinem Königreiche vertrieb.“

Um das Lächerliche dieser Fabel recht zu fassen, erinnere man sich, dass der damalige König von England, von dem Agnes geliebt werden soll, Heinrich VI., ein Kind von sechs Jahren war! Und ernste Männer haben es nachgeschrieben und dreihundert Jahre lang hat man die Albernheit geglaubt. Freilich mit dem üppig schwärmerischen Sinne Franz des Ersten, sowie mit Brantômes Wohlbehagen an galanten Abenteuern stimmt die Sage von der schönen Agnes trefflich zusammen und die Kritik geschichtlicher Sagen, auch höheren Ranges, kann bei dem Studium derselben viel lernen; tröstlich freilich ist sie für die Geschichte der Menschheit nicht. Endlich verdreht der galante Historiker nicht nur die Wahrheit, er stellt sie geradezu auf den Kopf: in demselben Kapitel, wo er für die Maitresse Karls VII. den Ruhm in Anspruch nimmt, den König an seine Pflicht erinnert und zur Vertreibung der Engländer angefeuert zu haben, wagt er es auch, über Jeanne d'Arc sein Urtheil zu fällen; er vermengt sie mit den Amazonen, die in den Kriegen der Ligue, Pistolen am Sattel, den Kriegsknecht spielten: „Diese Verkleidung heisst das Geschlecht verleugnen; abgesehen davon, dass es nicht schön und anständig ist, so ist es auch nicht erlaubt und bringt grösseren Schaden als man denkt; so ist es auch jener artigen Jungfrau von Orleans übel bekommen, die in ihrem Process dessen beschuldigt ward, was auch zum Theil die Ursache ihres Schicksals und Todes war.“ So urtheilt dieser Historiker, dem die Ehre der Frauen völlig gleichgültig ist, der sich niemals bewusst ist, ob das, was er erzählt, sittlich oder unsittlich ist, über die Märyrerin von Rouen ab. Die Buhlerin hat das Vaterland gerettet, die keusche Jungfrau aber hat sich den Feuertod selbst zuzuschreiben: warum trug sie männliche Rüstung? Und so wird Geschichte geschrieben!

Und doch ist dies noch nicht das Allerärgste, hat auch, als aus dem Munde eines Brantôme kommend, nicht allzuviel Gewicht. Das Ungeheuerlichste, was über das Verhältniss der Jeanne d'Arc und

der Agnes Sorelle zu Karl VII. geschrieben worden ist, stammt aus der allerjüngsten Zeit und steht in der „Notice monographique*) sur la citadelle du château de Loches, aucienne prison d'État, par A. J. Baillargé. A Paris, chez Techener, place du Louvre." Man liest darin S. 15 Folgendes: „Nahe dabei (bei der Kollegialkirche) sieht man ein Palais aus dem XIV. Jahrhundert, Aufenthaltsort des kriegerischen Karl VII., eines unserer glorreichen französischen Monarchen, der ungerechter Weise von dem nicht verlöschenden Grolle Englands verleumdet worden ist, welches ihn noch immer mit dem tückischen Vorwurfe verfolgt, die unglückliche Jeanne d'Arc undankbar vergessen und verlassen zu haben, sie, die der Zauberei und des Verkehrs mit dem Teufel, das heisst, des abscheulichsten aller Verbrechen in den Augen der christlichen Welt, angeklagt war."

„In Betracht der Wohlthaten, mit denen Karl VII. die Stadt Loches, die er mit Vorliebe bewohnte, überhäuft hat, erscheint uns die späte Rechtfertigung, die zu Gunsten des Andenkens dieses Königs von einer zu kleinen Anzahl französischer Schriftsteller versucht worden ist, die sich nicht zu Sklaven einer vorgefassten, offenbar von den Feinden unseres Vaterlandes eingegebenen Meinung gemacht haben, hier nicht am unrechten Orte. Wir ergreifen im Gegentheil mit Freuden eine günstige Gelegenheit, dem unermüdlichen Vertheidiger unserer Nationalität, dem unversöhnlichen Feinde des englischen Leoparden, den er zu besiegen und zu bändigen „museler" gewusst hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Weit entfernt die unglückliche Jungfrau von Domremy vertheidigen, auswechseln oder loskaufen zu können, hat sich Karl VII., der der Mitschuld mit ihr beschuldigt war, nach der Verurtheilung der Heldin genöthigt gesehen, sich vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen, dass er ihren Beistand angenommen hatte. Es geschah sogar in der ausgesprochenen Absicht, die Lilien von diesem Flecken reinzuwaschen, dass Ludwig XI., nachdem er alle Mittel seiner Politik erschöpft hatte, um beim römischen Hofe die feierliche Revision des Processes Johannens zu erlangen, die Mutter und wer noch von der Familie der Märtyrerin übrig war, hat eintreten lassen müssen, um durch dieses letzte und unwiderstehliche Mittel die unbesiegbaren Hindernisse zu überwinden, die bisher durch den Einfluss des englischen Cabinets dieser ehrenrettenden Revision bereitet worden waren. Man kann ohne Uebertreibung sagen, dass der entehrende „infamaute" Tod Johannens der Sache des wahren Königs von Frankreich einen

*) Die Notiz ist ohne Jahrcszahl erschienen. Der Verfasser nennt sich auf dem Titelblatt „Inspecteur des travaux de la restauration du château de Blois." Da nun diese Restaurirung erst 1845 begonnen hat, so kann auch die Broschüre nicht älter sein. Ich kaufte letztere im August 1869 in Loches selbst.

schweren Schlag versetzt hatte, und dass, ohne die hochherzigen Rathschläge der Agnes Sorelle, verbunden mit den bei einer Minderjährigkeit in England unvermeidlichen Verwickelungen, diese mehr als halbgewonnene Sache ohne Rettung verloren sein konnte."

Dieses Gewebe von Unsinn, Unwahrheit, Beschönigung und, wir möchten fast sagen, Verleumdung zu entwirren, könnten wir ruhig dem Leser überlassen, der aus der authentisch dargestellten Geschichte ohne Mühe die Wahrheit wird richtig stellen können. Weniges indessen wollen wir hierzu bemerken. Wir haben allerdings in Frankreich, sogar in Orleans, den Einen oder Anderen einwerfen hören: was denn der König in seiner ohnmächtigen Lage zur Befreiung Johannens hätte thun können, wobei man vergass, einzugestehen, dass er es wenigstens hätte versuchen sollen sie zu befreien; aber hierbei die Engländer zu beschuldigen, sie hätten diesen Vorwurf gegen den König erhoben und unter den Franzosen verbreitet, das streift doch — es giebt kein anderes Wort dafür — an Blödsinn. Der Rehabilitationsprocess war noch unter Karl VII. beendet; Ludwig XI. verlangte zwar eine abermalige Revision, zwei der Richter, welche Johannen verurtheilt hatten, lebten noch, er liess sie nach gemachtem Process verbrennen wie ihr Opfer verbrannt worden war, ausserdem die Leichname der übrigen Richter ausscharren und ebenfalls den Flammen übergeben; aber die Mutter Johannens lebte nicht mehr, sie war schon 1458 gestorben. Baillargé hat den König von der Anklage des Undanks rein waschen wollen, er hat dieselbe eine boshafte, verleumderische Erfindung der Engländer genannt. Diese Behauptung als die leichtfertigste, gewissenloseste Sophistik zu brandmarken, erhebt ein anderes Opfer, Jacques Coeur, die Anklage des Undanks gegen diesen König, und kein Baillargé könnte ihn davon rein waschen. Endlich aber zu behaupten, dass die Sache des Königs durch den Tod, d. h. das Märtyrerthum der Jungfrau von Orleans gefährdet worden sei und dass es der guten Rathschläge einer Buhlerin, der Agnes Sorelle, bedurft habe, um den Schaden wieder gut zu machen und die Sache des Königs zu retten, das heisst das Gedächtniss der Jungfrau ärger beschimpfen als es Voltaire gethan. Denn diesem ist es im Grunde um die wirkliche, die geschichtliche Jungfrau gar nicht zu thun gewesen; Baillargé aber wollte die geschichtliche Wahrheit feststellen; er hat jedoch noch Schlimmeres gethan als diese Wahrheit zu entstellen, er hat die Märtyrerin beschimpft. Kein Franzose hat, soviel mir bekannt geworden, dagegen seine Stimme erhoben; sicher haben weder Michelet noch Quicherat davon Kunde gehabt. Nun wohl, was kein Franzose gethan hat, das thue ich, der aus Orleans vertriebene Deutsche, das Opfer des französischen Nationalhasses, und fertige diese, das Sittlichkeitsgefühl ver-

höhnende, angebliche Rechtfertigung des Königs, diese Beschimpfung der Jungfrau mit einem einfachen, aber energischen Pfui! ab.

Und dieser Lästerung aus dem Munde eines Franzosen gegenüber dürfen wir, trotz all dem, was bei der Kenntniss der vollen geschichtlichen Wahrheit unserem Gefühl in Schillers Drama widerstrebt, freudig hervorheben, dass der deutsche Dichter am Schluss des Dramas seinen König Reue empfinden und zur sterbenden Johanna sagen lässt:

Du bist heilig wie die Engel;
Doch unser Auge war mit Nacht bedeckt.

Aber noch ein anderes Urtheil hat die Geschichte selbst gesprochen: die königlichen Schlösser von Chinon, Loches, Mehun, die Schlösser der königlichen Maitresse, sie sind alle, alle zerfallen, nur Trümmer stehen noch; aber das Bauernhaus der Jeanne d'Arc und das bürgerliche Haus Jacques Coeurs stehen noch immer. Die französische Revolution hat den königlichen Undank gegen den Bauern- und Bürgerstand furchtbar gerächt. Karl VII. meinte seine Schuld abgetragen zu haben, indem er das Bauernmädchen und ihre Familie in den Adelstand versetzte, aber brennen sah er sie ruhig, ohne ein Schwert zu rühren. Nun, in mehr als einem alten Adelsschlosse, das zur Zeit der Revolution als Nationalgut verkauft worden ist, hausen jetzt einfache Bauernfamilien, in den prachtvoll skulptirten Kaminen sah ich den grossen Kochkessel über dem Feuer hängen, während Kaninchen durch den stolzen Saal sprangen und Kraut frassen. Und wie die französischen Bauern über die königliche Liebschaft urtheilen, davon berichtet Touchard-Lafosse folgende drastische Anekdote: „Agnes Sorelle hatte einen Theil ihrer Kindheit bei ihrer Tante in Verneuil (Flecken bei Moulins) verlebt. Auf ihrem Sterbebette gedachte sie der Tage ihrer kindlichen Unschuld, sie hätte gern ihr Herz in der Kapitelkirche zu Verneuil beisetzen lassen. Die dortigen Canonici hatten von ihr die Summe von 3000 Goldthalern erhalten, um eine ewige Seelenmesse für sie zu lesen, den Einwohnern des Ortes aber hatte sie eine reichgestickte Fahne geschenkt. In den jüngsten Jahren vernichteten die frommen Frauen von Verneuil diese Fahne oder liessen sie vernichten; sie dachten ohne Zweifel an den unreinen Ursprung dieses Geschenkes, das einst eine Frau von lockeren Sitten ihren Vätern verehrt hatte." Das Schloss zu Mehun, wo der König, vom Fluche des Undankes getroffen, qualvoll verendete, wurde später vom Blitz getroffen, man liess es in Trümmer fallen, die umwohnenden Bürger und Bauern holten sich Bausteine daraus, nur ein einziger Thurm, der Donjon, steht noch, „auch dieser schon geborsten, kann stürzen über Nacht." Das Haus Jacques Coeurs des Bürgers aber, gegen den Karl VII. noch undankbarer war als

Digitized by Google

gegen Jeanne, den er nicht nur von seinem Adel plündern liess, sondern auch selbst plünderte, ist jetzt das Stadthaus, das Haus der Bürgerschaft, der Bürgerstand ist die herrschende Klasse von Frankreich geworden und die reichen Finanzmänner und Industriellen, die Jacques Coeur der Gegenwart, die sich nach und nach in den Grundbesitz des alten Adels theilen, rächen das am Finanzminister Karls VII. begangene Verbrechen. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Möchte nun auch das französische Volk, nachdem ihm sein Recht geworden ist, auch seine Pflicht erkennen, die Pflicht, die ihm Gott sichtbarlich vorgezeichnet hat, als er ihm die Jungfrau zur Rettung sandte. Möchte es, wie Gott in jener Zeit seine Nationalität vom Fremdenjoch befreite, auch seinerseits fremde Nationalität achten lernen. Ja, Jeanne d'Arc ist der Engel des Vaterlandes, aber als solcher war sie von Frankreich längst vergessen (immer die einzige Stadt Orleans ausgenommen); da stellte sie ein Deutscher, der Dichter Schiller, als solchen seinem Volke hin und sie ist seitdem, in Folge des mächtigen theatralischen Effektes seines Dramas, bei allen gebildeten Völkern das Symbol des Patriotismus geworden. Ein jedes Volk hat gleiches Recht auf die Achtung seiner Selbstständigkeit; das vergassen die Franzosen, als sie sich 1870 in die inneren Angelegenheiten Deutschlands mischen wollten; sie wollten Deutschland das anthun, was einst die Engländer ihnen angethan. Auch der Verfasser dieses wurde damals das Opfer ihres blinden Nationalhasses; trotz zwanzigjährigen Aufenthaltes im Lande wurde er vertrieben. Seit dem Herbste 1862 in Orleans angestellt, hatte er hier gründlich die Geschichte der Stadt und ihrer Befreierin studirt, er hatte an allen Festen zu Ehren derselben begeistert theilgenommen und bei der Jahresfeier im Mai 1864 seine Wohnung festlich geschmückt. Die Zeitung der Stadt, le Journal du Loiret, brachte damals einen anerkennenden Bericht darüber; als aber der Krieg ausbrach, sahen die Einwohner in ihm nur den Deutschen und er wurde vertrieben — mit Weib und Kinder, die alle in Orleans geboren waren! Wenige wohl sind vom Schicksal so berufen wie der Verfasser, den tiefen Sinn der Geschichte der Jungfrau den Franzosen zu deuten.

Und noch eine andere tiefe Wahrheit geht leuchtend aus dieser Geschichte hervor. Wir leben in einer Zeit, wo der Materialismus den Glauben an die göttliche Weltordnung, an die Unsterblichkeit bedroht; in Frankreich ist die Gefahr darum um so grösser, weil er hier jetzt von den höchsten Staatsbehörden getheilt wird. Wir erinnern die Franzosen an „die drei Worte des Glaubens", die derselbe Schiller, der das Drama von der Jungfrau

dichtete, verkündet hat. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren"; diese Worte kannten Eure Väter schon vor Schiller, denn J. J. Rousseau hatte sie ihnen zugerufen und sie folgten dem Rufe 1789. Zwar begründet habt Ihr die wahre Freiheit noch nicht, aber Ihr habt doch den Boden dazu geebnet. Ihr werdet sie aber nie begründen, wenn Ihr das dritte Wort des Glaubens vergesst: „Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt;" denn auf diesem Glauben beruht die sittliche Würde des Menschen und, was man Euch auch von der „unabhängigen Moral" sagen möge, auf ihm beruht auch die Fähigkeit zum zweiten Worte des Glaubens, zur Tugend, zur Pflichterfüllung.

Nun habt Ihr zwar ein Kirche, eine Priesterschaft, die den Glauben an eine übersinnliche Welt lehrt, und mit dem officiellen Materialismus in Fehde liegt. Aber diese Priesterschaft ist die römische, und die Gefahr ist hier ebenso gross wie dort, denn es ist die Priesterschaft, die die Gewissen beherrschen will; aber der Mensch ist frei geschaffen von Gott, dem Gewissenszwange der römischen Kirche gegenüber steht die evangelische Freiheit; und da erinnere ich Euch an Euern grossen patriotischen Historiker Jules Michelet, der Euch bewiesen hat, dass Jeanne d'Arc, die heilige Märtyrerin, auf dem Scheiterhaufen zu Rouen die Freiheit des Gewissens begründet hat. Wartet darum nicht auf den Kanonisationsspruch der römischen Kirche, der nur wie Ironie klingt; ja, Jeanne d'Arc war eine Heilige, aber nicht im Sinne der römischen Kirche, von der sie verlassen war, als sie starb, von der sie frei und unabhängig ihre Seele, gläubig unmittelbar, in Gottes Hände befohlen hat.

Ich aber, der Deutsche und Freund Michelets, weise Euch auf Schillers Drama hin, glücklich darin doch die Grundwahrheit der Geschichte der Jungfrau bestätigt zu finden. Seht einen Atheisten sterben, als welchen der Dichter nach seinen eigenen Worten Talbot bezeichnet hat; nur „ein Gemisch von Atomen nennt er sich, die sich vorübergehend zu Schmerz und Lust in ihm zusammengefügt," und es bleibt von ihm, so meint er, nichts übrig als eine Handvoll leichten Staubes:

„So geht der Mensch zu Ende und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswerth."

Wie aber spricht der Herzog von Burgund, als er Johanna sterben sieht? „Seht einen Engel scheiden!" Dann schwebt sie mit den Worten zum Himmel: „Kurz ist der Schmerz, doch ewig ist die Freude!"

IV. Gilles de Rais,

Marschall von Frankreich und Teufelsbeschwörer.

„Zwei Welten," sagt Schiller von seinem Drama, „spielen hier immer mit einander; der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem neuen Bande an die romantische Geisterwelt zu knüpfen; es ist damit der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gemeint, der ja als Atheist der Hölle angehört." Auch in der wirklichen Geschichte spielten in jenem Jahrhunderte zwei Welten mit einander; zwischen göttlichem Wunder und höllischem Zauber schwankten die Richter in Poitiers, als sie ihr Urtheil über Jeanne d'Arc fällen sollten; die Hölle und ihren leiblichen Fürsten, den Teufel, rief nach Johannas Tode ihr Waffengenosse Gilles de Rais, der mit ihr zur Krönung nach Reims gezogen war, zu Hülfe, als er, der himmlischen Erscheinung vergessend, deren Zeuge er gewesen war, sich den verworfensten Gelüsten ergab, und seine Verurtheilung in Nantes bildet das entsetzenerregende Gegenstück zu dem Process in Rouen. Zum richtigen Verständniss der Geister jener Epoche ist dieser zweite ungeheuerliche Process gegen einen der höchsten Würdenträger Frankreichs von der grössten Wichtigkeit und doch ist er von den deutschen Geschichtschreibern dieser Epoche so wenig beachtet worden, vielleicht ihnen ebensowenig bekannt gewesen als der gegen Jacques Coeur. Wir wollen daher auch diese Lücke ausfüllen.

Im Mittelalter, der Zeit der Lehnsherrschaft, hatte jede Provinz Frankreichs sozusagen seinen eigenen König, die grossen Grundherren hoben Truppen aus, übten die volle Gerichtsbarkeit und schlugen Münze. Man kann sich kaum eine Idee von der Bedrückung machen, unter der das Volk damals seufzte, wenn man nicht das Privatleben einiger dieser Burgherrn studirt, die sich Verbrechen ohne Beispiel erlaubten. Sie alle übertraf der Marschall de Rais, seltsam furchtbares Gemisch von Gutem und Bösem, fasst er eine ganze

Epoche zusammen und schliesst sie ab. „Dieser Mann", sagt der Geschichtschreiber Mezeray, „überliess sich dermassen allen grässlichen Verbrechen gegen Gott und Natur, dass das Aergerniss seines Lebens zuletzt die Grösse seines Standes und Ranges überstieg." Seine Verurtheilung und Hinrichtung machten daher ein ungeheures Aufsehen und hatten die ernstesten Folgen. Dieses bisher unbekannte Beispiel einer so schrecklichen wie verdienten Züchtigung wurde für den Adel zu einer fortwährenden Drohung, wenn er versucht sein sollte, jene zügellosen Ausschweifungen zu erneuern, die er sich bisher erfrecht hatte. Wohl schwächten die späteren Regierungsmassregeln Karls VII. einigermassen die Macht des Lehnsadels, die von früheren Königen, namentlich Philipp dem Schönen, nur vorübergehend erschüttert worden war; einen entscheidenden Schlag führte aber erst Ludwig XI., 1461—1483, indem er elf grosse Lehen mit der Krone vereinigte, bis dann Ludwigs männlich starke Tochter Anne, Richelieu und zuletzt die Revolution die Macht dieses übermüthigen Standes zertrümmerten.

Noch wird das Manuscript des Processes, das uns die Gräuel dieser Adelsherrschaft enthüllt, im Archiv der Präfectur zu Nantes aufbewahrt, „ein fürchterliches Buch", sagt der Localhistoriker Lud. Chapplain, „das in der Welt nicht seines Gleichen hat; unerhörtes Denkmal der menschlichen Verworfenheit und Gottlosigkeit, das zugleich den schimpflichen Aberglauben und die dumme Barbarei jener Zeit und die grausenhaften Verbrechen der letzten Cäsaren zusammenfasst." Wenn Gilles de Rais sie nicht noch überbot!

Gilles de Rais trat in die Welt mit einem prunkhaften Stammbaum und einem ungeheuren Vermögen. Sein Urgrossvater war ein Montmorenci, genannt de Laval, dessen Gemahlin die Tochter und Erbin des Grundherrn von Rais war.*) Die Baronie Rais (im südwestlichen Winkel des Departements der Niederloire gelegen) hatte zur Hauptstadt Machecoul, ein prachtvolles mittelalterliches Schloss erhob hier seine Zinnen in einer von Seewind, Salzluft und Sonnenhitze gebadeten Ebene. Hier wurde Gilles de Rais 1404 geboren. Sein Grossvater Gui I., Brumor zubenannt, hatte den Ruf eines

*) Der Name des Marschalls wurde Rais, Raix, Raiz, Rays, Rayx, Rayz und lateinisch Radesiarum dominus geschrieben. Zu seiner Zeit war Rais die gewöhnliche Form, Retz ist die moderne Schreibweise. Die Baronie wurde 1581 zu Gunsten des Florentiners Albert de Gondi, dessen Vater mit Katharina von Medici nach Frankreich gekommen war, zum Herzogthum erhoben; einer der Nachkommen Alberts war der Cardinal de Retz, bekannt aus der Zeit der Fronde. Das Schloss von Machecoul wurde in der Revolution zerstört.

tapferen Kriegsmannes zurückgelassen, dessen zweite Frau war die Nichte des Connétable Dugueſclin. Von dieser stammte Gui II. de Montmorenci, genannt de Laval, Baron de Rais, der sich mit Marie de Craon, Dame de la Suze, vermählte, deren Stammbaum bis auf Berengar, Herzog von Friaul und Italien, hinaufging. Beider Sohn war Gilles. Im Jahre 1416 verlor derselbe seinen Vater, so trat er denn mit zwölf Jahren in den Besitz eines ungeheuren Vermögens; leider hörte er nicht auf die weisen Rathschläge seines Vormundes und mütterlichen Grossvaters Jean de Craon. Seine Erziehung war eine rein militärische. Bald erschien er am Hofe des Herzogs der Bretagne. Als er am 30. November 1420 Catharine de Thouars, Dame de Pouzauges, einzige Tochter und Erbin ihrer Eltern, heirathete, erhielt er zu den schon so zahlreichen väterlichen Besitzungen noch viele andere, darunter das Schloss Tiffauges südöstlich von Nantes; dieselben wurden noch vermehrt durch die Erbschaft seines Vormundes, der ihm bei seinem Tode 1432, ausser dem prachtvollen Hôtel (Palais) de la Suze in Nantes in der Rue Notre-Dame und der gleichnamigen Herrschaft (bei Le Mans im Dep. der Sarthe), eine Menge Ländereien und Schlösser, darunter Champtocé, hinterliess. Sein Einkommen belief sich auf nahe 60,000 Livres (nach heutigem Werthe 2,475,000 Francs!), da doch das herzogliche Leibgedinge am Hofe der Bretagne nur sechstausend Livres Renten betrug. Erwähnt sei nur noch rasch, dass aus seiner Ehe nur eine Tochter entspross, Marie de Laval, Dame de Rais, die, zwei Mal vermählt, am 1. November 1457 ohne Nachkommenschaft starb, worauf das Vermögen an ihren Onkel, René, Bruder von Gilles de Rais, zurückfiel.

Der junge Gilles, der sich die gutmüthige Schwäche seines Vormundes zu Nutze machte, zerriss bald alle Bande der Autorität und machte sich zum absoluten Herrn seiner Handlungen. Noch Kind, geberdete er sich wie ein Mann und ward schon vor den Jahren der Reife ein wahrer Held. Ein majestätischer Wuchs und ein verführerisches Antlitz erhöhten den Glanz seiner Tapferkeit. Er besass viel Geist, aber noch mehr Hochmuth. Zwar nicht ohne einen Anflug von litterarischer Bildung und Religion, entbehrte er jenes gründlichen Wissens, das dem Menschen das Bewusstsein seines wahren Werthes giebt; er suchte nur zu glänzen, sich durch den Luxus über seine Umgebung zu erheben. Indessen stachelten die tapferen Thaten seines Grossvaters Brumor und seines Grossonkels Dugueſclin seinen Ehrgeiz auf, es drängte ihn mindestens ebenso berühmt zu werden wie diese. Schon 1420 ergriff er eine Gelegenheit sich kriegerisch hervorzuthun. Die Bretagne wurde damals von Bürgerkriegen heimgesucht. Die mächtige Familie Clisson hatte sich des Herzogs Jean V.

bemächtigt und schleppte ihn als Gefangenen von Schloss zu Schloss. Da erschien die Herzogin mit ihren zwei Kindern vor den Ständen des Landes, ihre Thränen und Bitten bewegten das ganze Land. Der junge Gilles de Rais nahm an der Spitze seiner zahlreichen Vasallen an allen Belagerungen Theil; Jean V. wurde befreit und im Triumphe nach Nantes zurückgeführt. Bei den Festlichkeiten, die nun stattfanden, zeichnete sich Gilles durch seine Pracht und Freigebigkeit aus, und als der Kampf wieder begann, um die Aufrührer zu strafen, erwarb er sich neuen kriegerischen Ruf unter dem Grafen Arthur de Richemont, Bruder des Herzogs.

Auf die Kriegsthaten im Bürgerkriege folgte nun die Betheiligung am Nationalkriege zwischen Frankreich und England. Karl VII., seit 1422 König, war damals in einer verzweifelten Lage. In der Hoffnung die Bretagne an sich zu ziehen, die seit den heimischen Bürgerkriegen gegen Frankreich wegen dessen Einmischung feindselig gesinnt war, bot Karl 1425 dem Grafen von Richemont die Würde des Connétable, des Kronfeldherrn, an; dieser nahm sie an mit Genehmigung Philipps von Burgund, dessen Schwester seine Gemahlin war (eine andere war mit Bedford von England verheirathet), hob ein kleines Heer aus und verstärkte wesentlich die Macht des Königs. Der Herzog der Bretagne, Jean V., söhnte sich nun ebenfalls mit dem König aus und huldigte ihm in Saumur. Gilles, der an der Spitze von sieben auf seine Kosten ausgehobenen Compagnien unter Richemont gekämpft hatte, begleitete den Herzog, der ihn am Hofe vorstellte. Karl VII. empfing den jungen schönen Lehnsherrn mit grosser Auszeichnung und drang in ihn, sich lebhaft an dem Kriege zu betheiligen. Gilles that es, bald unter Richemont, bald selbständig. Um diese kriegerischen Dienste des glänzenden Barons de Rais zu belohnen, der in verwandtschaftlicher Beziehung zu den Herzogen der Bretagne und d'Alençon, ja zur königlichen Familie stand, ernannte ihn, obgleich er erst dreiundzwanzig Jahr alt war, der König znm Marschall von Frankreich, welch' hohe Würde damals nur vier berühmten Kriegern ertheilt wurde. (Man ist nicht einig über das Datum, A. Guéraud nimmt mit triftigen Gründen das Jahr 1428 an.)

In Folge der Abwesenheit des Connétable, gegen den die königlichen Räthe Karl den Siebenten verstimmt hatten, hatten die Engländer wieder Terrain gewonnen, Frankreich stand an einem Abgrunde. „Der Adel hatte durch seine Zwistigkeiten und Niederlagen seine Ohnmacht bewiesen, das Land zu retten; der Klerus war als sein Mitschuldiger ebenfalls um sein Ansehen gekommen. Wer wird der Retter des Landes werden? Ein junges Mädchen, in welchem sich das Volk personificirt, eine Jungfrau, die sich den einfachen Namen Jehanne la Pucelle giebt. So erwählt Gott die Schwachen, um die

Starken zu beschämen" (A. Guéraud). Unter den Feldherren, denen der König befiehlt, die Jungfrau zu begleiten, war auch Gilles de Rais; er zieht mit ihr am 25. April 1429 von Blois nach Orleans, auf ihren Befehl geht er nach Blois zurück, neuen Mundvorrath zu holen, bei allen Ausfällen kämpft er an ihrer Seite. Er ist mit ihr bei der Erstürmung von Jargeau, Meun, Beaugency, mit ihr schlägt er die Engländer bei Patay; an ihrer Seite zieht er nach Gien zum König, verjagt er die Engländer aus Troyes und Châlons, nöthigt er Reims seine Thore zu öffnen.

Hier hatte der Baron de Rais, Rath und Kammerherr des Königs, Marschall von Frankreich, einer der reichsten Lehnsherren des Königreichs, die Ehre, bei der Salbung Karls VII. einen der Pairs von Frankreich darzustellen. Eine zweite hohe Auszeichnung ward ihm am selben Tage, 17. Juli 1429, zu Theil. Der Marschall de Bossac, der Marschall de Rais, der Herr de Graville, und der Herr de Culan, Admiral von Frankreich, wurden vom Könige beauftragt, die heilige Oelflasche aus der Abtei Saint-Remy zu holen; in voller Rüstung, jeder sein Banner in der Hand haltend, ritten sie hin, leisteten dort den gewohnten Eid, die heilige Flasche wieder zurückzubringen, geleiteten dann den Abt, der sie in vollem Ornate trug, zur Kirche Notre-Dame, ritten hinein und stiegen beim Eingang des Chores von ihren Rossen; auf gleiche Weise geleiteten sie nach der Krönungsfeierlichkeit die heilige Oelflasche wieder zurück.

Von Reims zog das Heer auf Paris; bei Senlis fand ein Zusammenstoss mit dem Herzog von Bedford statt, der Marschall de Rais stürmte das Lager und trieb die Engländer in die Flucht. Unterdessen war der König in Saint-Denis angekommen, der Marschall begab sich mit der Jungfrau und anderen Herren zu ihm und nahm dann am Sturme auf Paris Theil; den ganzen Tag hielt er sich tapfer im Wallgraben bei dem Thore Saint-Honoré und zog sich erst mit den Anderen zurück, als die Belagerung aufgegeben wurde.

Der Marschall, der bisher der Jungfrau in allen Kämpfen gefolgt war, erscheint selten nach ihrem Tode. Indessen zeichnete er sich 1430 bei der Einnahme von Melun und 1431 beim Entsatz von Lagny aus. Im selben Jahre wurde er im Schlosse Sillé-le-Guillaume bei Le Mans von einem englischen Hauptmann, Graf d'Arondel, angegriffen, zwang ihn aber, die Belagerung aufzuheben. Im Jahre 1433 führte er mit dem Marschall de Rieux*) unter dem Oberbefehle Richemonts die Vorhut des französischen Heeres an; dieses Heer

*) Irrthümlicher Weise ist Gilles von früheren Schriftstellern de Rieux genannt worden, so z. B. von dem Dichter Chapelain in seinem Epos „La Pucelle

stiess vor Sillé in der Provinz Le Maine (Hauptstadt Le Mans) auf die Engländer, doch gingen beide Theile ohne Kampf aus einander.

Hiermit schliesst die kriegerische Laufbahn des Marschalls ab, denn der Vertrag von Arras 1435 (der Friedensschluss zwischen dem König von Frankreich und dem Herzog von Burgund) stellte theilweise den Frieden wieder her. Die grossen adeligen Grundherren kehrten in ihre Besitzungen zurück, um daselbst die letzten Jahre der mittelalterlichen Lehnsherrschaft zu geniessen, an welche Ludwig XI. bald darauf die Axt legen sollte. Der Prunk und die Verschwendung, die Gilles de Rais nun in seinen Herrschaften entfaltete, seine alchymistischen Experimente und Zaubereien sollen im folgenden Abschnitte erzählt werden.

Schon nach seiner Ernennung zum Marschall von Frankreich hatte es Gilles de Rais seinem hohen Range schuldig zu sein geglaubt, zu seinem Gefolge von Pagen und Reisigen eine Compagnie Leibgarde hinzuzufügen, die ihn überall begleitete. Auf seine Schlösser heimgekehrt, liess er seine phantastische Einbildungskraft sich in Erfindungen des Luxus ergehen, die keine anderen Grenzen als die seines Hochmuths hatte. Sein Möbelreichthum wurde auf mehr als hunderttausend Thaler geschätzt, damals eine ungeheure Summe. Das Hôtel de la Suze übertraf an Pracht und Zierrath das Schloss der Herzoge der Bretagne, die kostbarsten Malereien schmückten dasselbe und die Wände waren mit Goldtuch überkleidet, von dem doch die Elle nach heutigem Werthe gegen achthundert Francs kostete. Auch die Schlösser von Machecoul und Champtocé waren fürstlich ausgestattet, aber Tiffauges, wo er vorzugsweise residirte, bot einen königlichen Anblick. Auf einem hohen Hügel gelegen, beherrschte dies Schloss*), dessen Trümmer noch jetzt Bewunderung erwecken, eines der grossartigsten und malerischesten Thäler, durch das sich

---

ou la France délivrée" (Paris 1656); bei der Schilderung der Krönung in Reims im achten Buche sagt derselbe:

La royale tunique à l'instant se déploye;
L'or et l'argent meslés y brillent sur la soye;
Rieux en revest le prince, et sur ce vestement
Fait du manteau royal éclater l'ornement.

*) Wie fast alle Orte der Geschichte der Jungfrau von Orleans, hat der Verfasser auch die besucht, die von Gilles de Rais bewohnt wurden; in Tiffauges hatte er A. Guéraud zum gastfreundlichen Führer. Champtocé, in geringer Entfernung von der Loire auf deren rechtem Ufer bei Ingrande gelegen, ist nicht zu verwechseln mit Champtoceaux, das nicht fern davon stromabwärts auf dem linken Ufer liegt; beide Orte befinden sich am Westende des Departements Maine-et-Loire.

die reizende Sèvre romantisch hinschlängelt. Vor allem war hier die Kapelle auf das prachtvollste ausgestattet; Gold und Silber und Seidenstoffe schmückten den Altar, Kreuz, Weihrauchgefässe, Leuchter und anderes Kirchengeräth waren von massivem Silber, und der Gottesdienst wurde mit wahrhaft päpstlichem Pompe gefeiert. Der Zug seines Kapitels, das aus dreissig Kaplänen bestand, die die pomphaften Titel: „Bischof, Dechant, Archidiakonus, Lehrer der Chorknaben“ u. s. w. trugen, schien die Procession des ganzen Klerus einer Kathedrale zu sein. Ausser dem bedeutenden Gehalte, das er seinen Geistlichen zahlte, nahm er ihre sämmtlichen Ausgaben auf sich und zwang sie, scharlachene, mit feinem Grauwerk besetzte Schleppgewänder und ebenso kostbare Chorhüte zu tragen. Gegen dreissig Diener waren mit der Aufwartung dieser Geistlichkeit betraut, die endlich durch ihre Nachgiebigkeit zu unwürdigem Bediententhum herabsank.

Jedermann kannte die Verschwendungssucht des Herrn de Rais und suchte sie auszubeuten; Alles wurde ihm doppelt theuer verkauft. Gleichviel, er will befriedigt werden und weicht vor keiner Ausgabe zurück, wenn es gilt, seine Prunkgelüste zu befriedigen. Es ist nicht zu verkennen, dass dieser wunderbare, grauenerregende Mann von Natur eine hohe Intelligenz und künstlerischen Geschmack besass. So liebte er z. B. leidenschaftlich die Musik und liess Musiker aus Italien kommen; er verschaffte sich mehrere Orgelspiele und hatte soviel Genuss beim Anhören, dass er sich eines fertigen liess, das man ihm überall auf seinen Reisen nachtragen musste. Eines Tages hatte er in der Kirche zu Poitiers einen Chorknaben, Namens Rossignol aus La Rochelle, bemerkt; um ihn mit sich nehmen zu können, sicherte er ihm ein Grundstück bei Machecoul und zweihundert Livres jährliches Einkommen zu, dem Vater des Knaben schenkte er zweihundert Thaler. Aber umsonst suchte er vom Papste das Recht zu erhalten, seine Kapläne mit dem Bischofshute zu schmücken, wie die Domherren in Lyon trugen, die den Grafentitel hatten, und dem, den er seinen Bischof nannte, den Titel Erzbischof zu geben. Grenzenlos war seine Freigebigkeit. Nicht genug, dass er auf seinen Schlössern die glänzendsten Festmahle gab, liess er auch zur Himmelfahrt und am Pfingstfeste von einer ihm gehörenden Truppe Komödianten und Musikanten öffentlich Mysterien mit Moresken (maurischen, aus Spanien eingeführten Tänzen) aufführen und hierauf unter die Menge Speisen und Gewürzwein vertheilen.

Aber bald genügte seiner glühenden Einbildungskraft der Beifall nicht mehr, den man ihm in seinen weiten Domänen zuklatschte. Er suchte jetzt durch häufige und weite Reisen den Ruf seines Namens noch mehr auszudehnen. Die Sorge, seinen kleinen Staat

zu verwalten, überliess er Gouverneuren. Bald war er in Paris, bald in Angers, bald in Orleans; in letzterer Stadt gab er in nicht einem Jahre nahe an hunderttausend Thaler aus.

Orleans! Ob dem Marschall das Herz hier klopfte? ob die wunderbare Erscheinung, deren Zeuge er gewesen war, ihn in sich gehen machte? Oder war es auch hier nur Prunksucht, die ihn leitete? Vermuthlich wurde hier auf seine Veranstaltung mit grösserer Pracht als man beim Einzug Karls VII. in Paris entfaltet hatte, das grosse Mysterium (Schauspiel) von der Belagerung von Orleans mit unzähligen Personen aufgeführt. Vielleicht ist das Mysterium, das sich in der Bibliothek des Vaticans unter den Manuscripten der Königin von Schweden befindet und 25,000 Verse zählt, die Wiederholung desjenigen, welches Gilles de Rais in Orleans aufführen liess. Der Zweifel, den die Herausgeber des Mysteriums, F. Guessard und E. de Certain dagegen erhoben, entkräftet die Wahrscheinlichkeit durchaus nicht.

So verstreute der Marschall überall seine Schätze mit vollen Händen und ohne Wahl, vergessend, dass Gott dem Menschen die Pflicht auferlegt, von seinem Vermögen einen edlen Gebrauch zu machen. Diese unablässige Vergeudung seines Reichthums musste endlich das Gleichgewicht in seinem Vermögen erschüttern; er war bald gezwungen, Besitzungen zu verkaufen und that das in solchem Masse, dass endlich auf Anflehen seiner Familie Karl VII. in einer Sitzung seines grossen Rathes an ihn das Verbot ergehen liess, irgend eine seiner Domänen zu verkaufen. Im November 1435 wurde der königliche Befehl unter Trompetenschall in Orleans, Tours, Angers, Pouzauges, Champtocé und anderen Orten öffentlich verkündet. Bald darauf wurden auch alle schon geschlossenen Verkäufe und Contracte aufgehoben und für null und nichtig erklärt. Ein Beschluss des Pariser Parlaments bestätigte das königliche Verbot. Dieser Beschluss wurde durch den Grafen Laval dem Herzoge der Bretagne überbracht, welcher die meisten Besitzungen des Marschalls an sich gebracht hatte. Nicht nur machte sich aber Letzterer über den Beschluss lustig, er entzog auch dem Grafen Laval die Statthalterschaft über all seine Staaten, um sie dem Marschall zu geben; ja, er schloss mit demselben am 2. November 1437 sogar eine Waffenbrüderschaft. Den Herzog trieb der Geiz, die Habsucht; welche Schlauheit derselbe anwandte, um die Wirkung des Gesetzes zu vereiteln, die Zwistigkeiten, in die er dabei mit Gilles de Rais selbst gerieth, dies sei hier übergangen. Sein Hôtel de la Suze und was er sonst in Nantes besass, verkaufte G. de Rais nebst mehreren Schlössern an das Kapitel der Notre-Dame-Kirche zu Nantes. „So dass er binnen acht Jahren, von 1432, wo sein Vormund Jean de Craon starb, bis zu seinem eigenen Tode 1440, von seinen Besitzungen und Renten bis zum

Werthe von nahe an zweihunderttausend Thalern verkaufte und ausserdem mehrere grosse Summen entlehnte, die man nun zurückverlangt" (Memoiren seiner Erben). Seine Frau, Tochter und Schwiegersöhne hatten auch endlose Processe zu führen, um Ordnung in die Verwirrung zu bringen, worin er sie gestürzt hatte.

All diese Verlegenheiten brachten den Marschall aber keineswegs zur Besinnung, er blieb unersättlich in seinen zügellosen Gelüsten und suchte sich um jeden Preis Geld zu verschaffen. Zuerst wandte er sich an Gott, der seiner abergläubischen Hoffart zufolge das Haus Rohan und das Haus Laval-Montmorenci zu sehr respectirte, um ihm etwas abschlagen zu können. Hatte man doch gesagt: „Montmorenci, premier chrétien de France, premier baron de France, premier Seigneur de Montmorenci que roi en France." Aber sein Flehen wurde nicht erhört. Da nahm er seine Zuflucht zu den geheimen Wissenschaften. Ein Priester von Saint-Malo in der Bretagne, Gilles de Sillé, liess sich mit ihm ein, voll Bewunderung lauscht der Marschall seinen Worten, es gilt jetzt „das grosse Werk" der Verwandlung der Metalle zu vollführen, den Stein der Weisen zu finden. Gilles de Rais, dem sonst kein Ort zu gross war, um seine Pracht zu entfalten, flieht jetzt die Menschen, zu hohem Preise verschafft er sich geheimnissreiche Manuscripte und alle zu den Entdeckungen nöthigen Stoffe, umgiebt sich mit Gelehrten und zieht sich in die Einsamkeit auf sein Schloss Tiffauges zurück. Schon waren die Oefen errichtet und vielleicht, vielleicht! sagte sich der Marschall, dessen Kopf glühte wie die Oefen, worin unheimliche Flammen über dem Geheimniss brüteten, war der wunderbare Urstoff seiner Vollendung nahe, da mussten die Alchymisten plötzlich die Oefen auslöschen, „das grosse Werk" unterbrechen, das das Licht des Tages und den Blick fremder Zeugen flieht, denn der Dauphin (Ludwig XI.) kam unversehens nach Tiffauges. Was wollte er? Suchte er sich vielleicht den mächtigen Baron de Rais für die Empörung zu gewinnen, die er schon im Dunkeln gegen seinen Vater plante? Aber das wäre umsonst gewesen, die alte kriegerische Begeisterung war längst aus dem Herzen des Marschalls gewichen; statt dessen hatte sich eine wahnsinnige, vorwitzige Begier, das Verborgenste zu wissen, seiner Seele bemächtigt. Nach einem Straferlass, den Karl VII. im Juni 1441 dem Hauptmann Jean de Siquemville, einem Gascogner, ertheilte, verhielt sich die Sache wahrscheinlich folgendermassen: Um 1438 oder 1439 trieb eine Abenteurerin, Jeanne la Féronne, die sich Jehanne la Pucelle nannte oder doch eine ähnliche Rolle spielen wollte, ihr Unwesen um Le Mans; sie hatte dem dortigen Bischof den Glauben von ihrer göttlichen Inspiration beigebracht. Gilles de Rais erklärte genanntem Siquemville, der von wegen seiner Frau sein

Lehnsmann war, dass er die Absicht habe, hinzuziehen, und drängte in ihn, das Kriegsvolk dieser „Jungfer von Le Mans“ unter seine Führung zu nehmen, unter dem Versprechen, wenn er die Stadt Le Mans nehme, ihn zum Hauptmann davon zu machen. Siquemville gehorchte seinem Lehnsherrn und hielt eine Zeitlang das Feld im Poitou und Anjou. Gilles de Rais hatte dabei wohl keine andere Absicht, als seinen Lehnsmann in seinen Lasterpfuhl mithineinzureissen, um einen Genossen mehr zu haben. Denn was an jenem „lüderlichen Weibe“ war*), das übrigens später an den Pranger gestellt wurde, das ward kund, „als sie nach ihrem lügenhaften Blendwerk von Gott und Menschen verlassen war“, sagt Dufaur und bricht zuletzt mit den Worten ab: „Ich will auch von ihr, aus Achtung vor den guten und tugendhaften Frauen, nicht länger schreiben.“

Um das Land von diesen Aergernissen und Wirren zu säubern, war der Dauphin erschienen; er ergriff Siquemville und führte ihn als Gefangenen nach Montaigu (Städtchen in der Nähe von Tiffauges), wo über ihn Gericht gehalten werden sollte, von wo er aber entfloh; der König begnadigte ihn, wie oben gesagt wurde. Wahrscheinlich kam der Dauphin bei dieser Gelegenheit nach Tiffauges, um dem Marschall von Seiten seines Vaters ernste Vorstellungen zu machen.

Um dieselbe Zeit, wo er die Gährung benutzen wollte, die von der Abenteurerin unter der leichtgläubigen Menge hervorgerufen worden war, wurde seiner noch einmal ehrenvoll in Orleans gedacht. Im Mai 1439 wurde, bei der zehnten Jahresfeier der Befreiung, bei den „Thürmen“ an der Brücke ein Spiel veranstaltet, zu welchem Gerüste aufgebaut wurden. Das Spiel stellte die Einnahme der „Thürme“ dar; ein besonderes Interesse lieh demselben der Umstand, dass man dabei die Standarte und das Banner eines der alten Vertheidiger der Stadt, nämlich des Barons de Rais, wiedererscheinen sah. Vermuthlich hatte dieser nach Aufhebung der Belagerung beides hier gelassen, die Stadt kaufte Standarte und Banner für 112 Sous Pariser Währung von dem Bürger Jean Hilaire, in dessen Besitz sie waren. Unterdessen aber beging der, dem sie einst zu ruhmvollem Kampfe voranflatterten, fern in seinem Schlosse Tiffauges Gräuel, vor denen die Menschheit mit Entsetzen zurückbebt.

Unaufhörlich durch üppige Mahlzeiten und geistige Getränke erhitzt, durch Nachtwachen und ängstliche Erwartung fieberhaft aufgeregt, empört er sich gegen das nichtige Wissen der Menschen und

*) „Une faulcement surnommée pucelle du Mans, ypocrite .... dissolue, le grand miroir de abusion, qui, selon son misérable estat, essaya à faire autant de maulx que Jehanne la Pucelle avoit fait de biens,“ schrieb Antoine Dufaur aus Orleans, Beichtvater Ludwigs XII. und Provinzial des Dominikanerordens, 1504, in seinem Buche: „Les femmes célèbres.“

geht, um einen Ersatz für die vergeblichen, kostspieligen Experimente zu finden, von der Alchymie zur Zauberei über, sich der Straflosigkeit für das damals für todeswürdig geltende Verbrechen sicher wähnend, obgleich die weltliche Obrigkeit, einig darin mit der Inquisition, überall die Zauberer und Teufelsbeschwörer erfasste und lebendig verbrennen liess. Einen um den andern empfängt er die Zauberkundigen, den grossen Antonius von Palermo, Jean de la Rivière, den Goldschmied Robin. Jeder giebt ihm seinen Rath und verspricht ihm, ihn in Beziehung mit dem Teufel zu bringen; aber umsonst wiederholen sie ihre Beschwörungsformeln, der böse Geist weigert sich zu erscheinen. Endlich lässt er aus Italien einen gelehrten Florentiner kommen, Francesco Prelati; der hat die ganze Welt durchwandert und die Natur hat ihm keines ihrer Geheimnisse verschweigen können. Erfahren in der Kunst der Erdwahrsagerei, steht er in directem Verkehr mit dem Teufel und kann er von ihm die Entdeckung unerschöpflicher Schätze erhalten. Der florentinische Zauberer erzählt dem Elenden tausend unglaubliche Dinge und bemächtigt sich schnell seines Geistes.

Nun gingen in den Tiefen des Schlosses Tiffauges seltsame, schauderhafte, unglaubliche Dinge vor. Sinnbethörende Beschwörungen, zauberhafte Erscheinungen fanden statt, blutige Opfer! Man spricht von Kindern, die verschwunden sind. Eine alte Frau, die Meffraie genannt, die, den Kopf mit einem schwarzen Schleiertuche bedeckt, auf dem Lande und den Haiden umherläuft, lockt sie durch glänzende Versprechungen zum Marschall. Aber, wehe! diese unschuldigen Geschöpfe, einmal im Schlosse, kommen nicht wieder heraus! Was wird aus ihnen? Es geht überall das Gerede, dass der Baron de Rais „die schwarze Kunst treibt und eine grosse Zahl Kinder abschlachten lässt, um ihr Blut aufzufangen, womit er die geheimen Schriftzeichen schreibt, die zum Herbeirufen der höllischen Geister erforderlich sind, durch deren Hülfe er wieder grosse Schätze und Reichthümer zu erlangen sucht.“ Dieses Gerücht geht schon seit vielen Jahren wie ein dumpfes Grollen um, ohne dass es Jemand wagt, die Stimme zu erheben, denn Gilles ist zugleich Grosswürdenträger und Verwandter des Königs, Generalstatthalter des Herzogs der Bretagne und, vor Allem, oberster Gerichtsherr auf seinen weiten Besitzungen.

Lüften wir nun den Schleier von diesen Schandthaten, von den höllischen Verbrechen des Marschalls. Wohl das ganze Mittelalter, so reich an Gräuelthaten, die der Lehnsadel ungestraft begehen durfte, hat kein zweites Beispiel solcher Verworfenheit, solcher Verruchtheit aufzuweisen. Selbst das widerliche und grausame Bild eines Tiberius auf Capri verblasst dagegen. Die Erde verstummte vor Entsetzen!

Gegenüber den geheimen, aber häufigen Anzeigen, welche die Geistlichen und die Lehnsleute des Barons, die alle wegen seiner vielen Verbrechen gegen ihn erbittert waren, an den Bischof von Nantes richteten, besonders gegenüber der Verletzung der kirchlichen Privilegien zu Saint-Etienne-de-Mer-Morte bei Machecoul, entschloss sich endlich der Bischof, über den Marschall an das Oberhaupt der Kirche zu berichten, und erhielt, um ihn in Anklagestand zu versetzen, eine Bulle, in welcher Eugen IV. den Baron „voll vom bösen Geiste und uneingedenk seines Heiles" erklärte. Sodann versicherte er sich der Mitwirkung des Königs, von welchem Gilles als hoher Kronbeamter abhing, sowie der des Herzogs der Bretagne. Dieser letztere, wie immer seinem eigenen Interesse oder schlechten Leidenschaften gehorchend, vergass in einem Augenblick die geschlossene Waffenbrüderschaft und gab die strengsten Befehle zur Verhaftung des Marschalls. Er verfolgte ihn mit um so mehr Strenge und Eifer, als der Termin zum Rückkauf, den sich Gilles de Rais bei den unsinnigen Verkäufen seiner Domänen ausbedungen hatte, immer mehr herannahte. Mehr als der Abscheu vor den Verbrechen des Barons schien also die Furcht vor der Zurückzahlung den Eifer Jeans V. aufzustacheln. Am 10. September 1440 verhafteten also die Leute des Herzogs den Marschall mitten in seinen Orgien in seinem Schlosse Tiffauges. In seiner Bestürzung, denn er hatte niemals gemeint, dass die menschliche Gerechtigkeit ihn erreichen könnte, wollte er sich anfangs widersetzen; in der Ueberzeugung aber, dass der König ihn nicht in Anklagestand versetzen lassen würde, willigte er ein, sich dem Herzog auszuliefern. Sillé, der erwähnte Pfarrer, der seiner Sache weniger sicher war, entfloh mit einigen Mitschuldigen; Prelati aber, sowie mehrere Diener wurden festgenommen.

Es wurden nun zwei Gerichtshöfe gebildet, ein kirchlicher und ein bürgerlicher. Der erstere war zusammengesetzt aus Jean II. de Malestroit, Bischof von Nantes und Kanzler der Bretagne, als Präsidenten; Jean Blouin, vom Orden der Predigermönche, als Commissar von Jean Méry, Gross-Glaubensinquisitor in Frankreich; dem Bischof von Saint-Brieuc und mehreren anderen. Dem zweiten stand Pierre de l'Hospital, Seneschall von Rennes und herzoglicher Oberrichter, vor.

Die Eröffnung des Processes fand am 28. September 1440 im grossen Saale des Schlosses zu Nantes, wo der kirchliche Gerichtshof seinen Sitz hatte, unter dem Zudrang einer dichten Menge statt. Nachdem die Anklageakte vorgelesen worden war, die nicht weniger als neunundvierzig Hauptpunkte enthielt, hörte man die Aussage von sieben Zeugen an, welche erklärten, dass ihre Kinder von den Leuten des Marschalls entführt worden wären und dass sie seitdem nicht wieder erschienen wären. Sie gaben die kleinsten Umstände an: das

Alter der Kinder, sieben, vierzehn, fünfzehn, höchstens zwanzig Jahre, meist Knaben; Ort, Zeit und Art und Weise ihrer Entführung. Am 8. Oktober wurde Gilles verhört; während die Zeugen in ihren Aussagen fortfuhren, beobachtete er das hartnäckigste Stillschweigen.

Einige Tage darauf auf's Neue aufgefordert zu sprechen, rief der Marschall plötzlich aus: „Ihr seid Alle Amtswucherer (simoniaques) und Luderer, ich will lieber mit einem Strick am Halse aufgehängt werden, als solchen Priestern und solchen Richtern zu antworten.“ Darauf entscheidet der Gerichtshof, dass der Angeklagte als in Contumaz gerichtet werden sollte. In der folgenden Sitzung ermahnt ihn der Fiscal, sich zu vertheidigen; er setzt ihm das Gebiet der bischöflichen Gerichtsbarkeit von Nantes, sowie die Rechte des Grossinquisitors auseinander und erklärt, dass Gilles de Rais, da er ein Pfarrkind der h. Trinitätskirche zu Machecoul ist, seit seiner Kindheit in Allem, was die angegebenen Verbrechen betrifft, der Gerichtsbarkeit des Bischofs und der Inquisition unterworfen gewesen und noch ist. Die Zeugen beklagen sich, dass die Kinder von Gilles de Sillé, Roger de Briqueville, Henriet Griart, Etienne Corrillaut genannt Poitou, André Buchet, Jean Rossignol, Robin Romalart, „lauter Vertrauten, Beauftragten oder Dienern des Herrn de Rais entführt worden seien, dass die Kinder auf die unmenschlichste Weise zerstückelt, verbrannt und den Teufeln und bösen Geistern ausgeliefert worden seien.“ Der Fiscal beweist, dass Gilles mehr als hundertundvierzig Kinder hingeopfert hat, von denen er eine grosse Zahl mit eigener Hand umgebracht hat. Die menschliche Gerechtigkeit, sagt er, die heiligen Kirchensatzungen, das Wehklagen der flehenden Menge fordern eine schreckliche und exemplarische Züchtigung. Noch immer will der Verbrecher, als ihn der Bischof ermahnt, auf die gegen ihn vorgebrachten Dinge zu antworten, die Richter verwerfen; aber plötzlich fällt er auf die Kniee und kündigt unter einem Strom von Thränen an, dass er alles sagen will. Und nun spricht er von seinen alchymistischen Experimenten, leugnet, dass er die Dämonen angerufen habe, verlangt die Zeugen zu hören und weigert sich, sie zu fragen. Er bittet dringend, ihn am Sacrament der Gläubigen theilnehmen zu lassen, und verspricht, nachher die Wahrheit zu sagen. Der Gerichtshof lässt sich bewegen und Gilles wird in den folgenden Sitzungen gezwungen sein, das Geständniss seiner Verbrechen abzulegen. Als nun der Fiscal auf drei neue Aufforderungen keine Antwort hatte erlangen können, kündigte er an, dass nichts mehr übrig bleibe, als den Angeklagten auf die Folter zu spannen. In Folge dessen gebot der Bischof, den Baron in einen unteren Saal zu führen, wo sich die Folterwerkzeuge befanden. Da bat Gilles demüthig seine Richter, die Vollziehung aufzuschieben. Der Gerichtshof gab nach, und am

andern Morgen bekannte er in einem Saale neben demjenigen, wo „die Hölle vorbereitet worden war", frei und ohne Zwang weinend alle seine Schandthaten. Als der Präsident in ihn drang, ihm eine Erklärung seines lasterhaften Lebens zu geben, rief er aus: „Ach, hoher Herr, Ihr quält Euch und mich . . . ich habe Euch nun genug gesagt, um das Leben von zehntausend Menschen zu verwirken."

Hierauf liess man Prelati kommen, der die Wahrheit zu umgehen suchte; er versicherte, mehrere Teufel heraufbeschworen zu haben, aber in der Abwesenheit des Marschalls. Als der Florentiner wieder abtreten wollte, wandte sich Gilles nach ihm um und rief ihm zu: „Adieu, François, mein Freund, niemals werden wir uns in dieser Welt wiedersehen. Ich bete zu Gott, dass er Euch gute Geduld geben möge, und seid gewiss, wenn Ihr nur Geduld und Hoffnung zu Gott habt, dass wir uns in der grossen Wonne des Paradieses wiedersehen werden. Betet zu Gott für mich und ich werde für Euch beten." Unter diesen Worten drückte Gilles den Florentiner heftig in seine Arme und weinte bitterlich.

Noch einmal befrug der Gerichtshof am 22. Oktober den Marschall, derselbe erklärte abermals, Alles, was er Angesichts der Folterwerkzeuge gesagt habe, sei die Wahrheit. „In seiner Kindheit habe man ihm all seinen Willen gelassen, z. B. dass er die unerlaubtesten, schändlichsten Dinge habe begehen können." Er gestand alle Verbrechen, die er an den armen Kindern begangen habe, und nannte seine Mitschuldigen, Roger de Briqueville, Etienne Corillaut genannt Poitou, Rossignol und Robinet. Jeder von ihnen machte es sich zum Spasse, die unschuldigen Opfer die schrecklichsten Qualen ausstehen zu lassen; bald schnitten sie ihnen den Kopf mit Dolchen oder Messern ab, bald schlugen sie dieselben mit Stöcken todt, schnitten ihnen den Bauch auf, um ihre Eingeweide zu sehen, oder hingen sie mit eisernen Haken und Stricken an der Zimmerwölbung auf, um sie zu erwürgen oder sie langsam unter entsetzlichen Martern sterben zu lassen. Sie empfanden einen wahrhaften Genuss, sie so sterben zu sehen, und brachen dabei in langes lautes Gelächter aus. Zuletzt verbrannten sie die Leichname zu Asche.

Der Marschall erklärte, diese Gräuel in seinem festen Schlosse zu Champtocé begonnen zu haben, und zwar im Jahre, wo sein Grossvater, der Herr de la Suze, starb, 1432; die Reste der Opfer, die in Stücke zerschnitten wurden, liess er unter den Mauern des Schlosses vergraben oder in Kasten packen und in das Wasser werfen. Eines der Kinder muss von wunderbarer Schönheit gewesen sein, ein Knabe mit einem wahren Engelskopf von blonden Locken umwallt; sein Anblick hatte den Marschall so ergriffen, dass er später Lust verspürte, den Kasten zu öffnen, worin der kleine Leichnam geworfen worden.

war, seine Diener machten ihm begreiflich, dass die Verwesung die Züge nun vernichtet hätte. Aber die Rührung war nur der ästhetische Geschmack eines Nero, von weiteren Morden hielt sie ihn nicht ab. Und das Alles that er, wie er sagte, weil seine abgestumpften Sinne Blut sehen mussten*), und sodann, um sich Gold zu verschaffen und die grossen Lücken in seinen Reichthümern wieder auszufüllen. Ungefähr fünf Jahre vorher hatte er den Zauberer Prelati aus Florenz kommen und ihn mehrere, aber vergebliche Beschwörungen ausführen lassen, denn „bei keiner derselben sah er den Teufel, noch sprach er mit ihm, worüber er sehr aufgebracht war". Um die Ansprüche des Bösen zu befriedigen, gab er dem Zauberer die Hand, das Herz und die Augen eines kleinen Kindes. Ein anderes Mal unterzeichnete er einen Schein, den er dem Teufel in Person übergeben wollte; aber der Teufel kam nicht. Der Marschall schloss sein Geständniss mit der Ermahnung an die Eltern, ihre Kinder sich nicht dem Uebermass des Weines und der Tafelfreuden hingeben zu lassen, was die Quelle vieler Sünden sei, bat Gott um Vergebung seiner vielen Verbrechen und sprach unter einem Strom von Thränen ein Gebet. Diese erschreckende Beichte und die aufrichtige Reue riefen in der Menge eine unbeschreibliche Aufregung hervor; die ganze Versammlung fiel auf die Kniee nieder, während der Bischof die göttliche Barmherzigkeit für den zur Erde gebeugten Verbrecher anflehte.

Nach diesen schauderhaften Bekenntnissen schien es, als habe der Marschall alles erschöpft, was über seine Verbrechen zu sagen war, und doch enthüllte das Zeugniss seiner Diener, ausser dass es die erzählten Thatsachen bestätigte, den Zuhörern noch mehr als einen raffinirten Zug. Francesco Prelati ergriff zuerst das Wort. Geboren in der Diöcese von Lucca in Italien, wurde er zum Geistlichen geweiht und erhielt die Tonsur vom Bischof von Arezzo. Er lebte auf dem Berge Fragal bei Florenz ganz den Wissenschaften, als Eustache Blanchet im Auftrage des Marschalls bei ihm erschien. Sie kamen zusammen in Tiffauges an, wo ihn der Marschall mit hoher Auszeichnung empfing. Bald begann er seine Beschwörungen in folgender Form: er zog grosse Kreise, öffnete seine kabbalistischen Bücher und sprach lange Formeln her, zum Beispiel: „Baron, Satan, Belial, Belzebub, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, im Namen der Jungfrau Maria und aller Heiligen, ich bitte Euch dringend hier in Person zu erscheinen, um mit uns zu sprechen und unseren Willen zu thun." Prelati versicherte, dass ihm der Teufel eines Tages

*) Die Gladiatorenkämpfe und die Stierkämpfe beruhen ja auf derselben sinnlichen und sittlichen Abstumpfung.

unter der Gestalt eines schönen jungen Mannes, ein anderes Mal unter der einer grünen Schlange mit einem Hundskopfe erschienen wäre; aber der Marschall, der stets mit seinem Stück vom wahren Kreuze versehen war, wollte in das Zimmer eintreten, worauf das Gold des Teufels zu Staub wurde.

Eustache Blanchet, vierzig Jahr alt, aus der Diöcese Saint-Malo in der Bretagne gebürtig, erklärte, dass er seit zwei Jahren im Dienste des Marschalls stand, als er für ihn nach Italien abreiste; unter anderen Einzelnheiten erzählte er, dass einer der Diener, Namens Robin, sich geweigert habe, zum Herrn de Rais zurückzukehren, weil er es abscheulich fand, die Teufel zu beschwören, sowie auch dass der Marschall gelobt hätte, das heilige Grab in Jerusalem zu besuchen, um die Vergebung seiner Sünden zu erhalten.

Etienne Corrillaut genannt Poitou und Henriet Griart bestätigten das schon Gesagte und fügten unter anderem noch hinzu, dass man eines Tages zwei Kinder im Kamin des Zimmers des Marschalls verbrannte, während er im Bette lag. Jeder von ihnen hatte ungefähr ein Dutzend Kinder ums Leben gebracht.

Zuletzt hörte man die Zeugen über die Verletzung der kirchlichen Privilegien ab. Einmal am Tage nach Pfingsten drang Gilles, als alle Pfarrkinder versammelt waren, mit seinen Leuten in die Kirche zu Mer-Morte und bemächtigte sich des Schlosswächters, Jean Ferron, unter der Beschuldigung, dass er seine Leute geprügelt habe, zwang ihn, ihm das Schloss zu übergeben und liess ihn in den Kerker werfen.

Der Gerichtshof trat nun zur Berathung zusammen und bald nachher verkündete der Bischof von Nantes, im Namen der Inquisition und der kirchlichen Richter, das Urtheil: „Wir, Bischof, und J. Blouyn, nebst den ehrwürdigen Bischöfen, Doctoren und Magistern der Theologie u. s. w., erklären Dich, Herr de Rais, vor dem Gerichtshofe und dem hier versammelten Volke, für Ketzer, rückfällig, Verräther und Teufelsbeschwörer, schuldig der schändlichsten Verbrechen und der Verletzung der kirchlichen Privilegien, erkennen gegen Dich auf den Kirchenbann und die anderen Strafen, die Du als Ketzer, Abtrünniger und Teufelsbeschwörer, der gerechterweise nach den heiligen Kirchensatzungen gezüchtigt und bestraft werden muss, verwirkt hast.“ Nach der Vorlesung des Urtheils frug der Präsident den Sünder, ob er in den Schooss der Kirche zurückkehren wolle, und sprach dann, auf seine bejahende Antwort, feierlich seine Wiederaufnahme aus. Hierauf beichtete Gilles dem Carmeliter Jean Juvenal, der ihm den Ablass ertheilte.

Am folgenden Tage trat der weltliche Gerichtshof im grossen

Saale des Bouffay*) unter dem Vorsitz Pierre's de l'Hospital, der schon dem kirchlichen Gerichte beigewohnt hatte, zusammen, verurtheilte Poitou und Henriet zum Feuertode und liess dann den Herrn de Rais in Gegenwart einer dichtgedrängten Menge kommen. Indem der Gerichtshof auf die Geburt und den hohen Rang des Marschalls Rücksicht nahm, bewilligte sie ihm, vor dem Verbrennen gehängt zu werden. Er verlangte mit seinen Mitschuldigen zu sterben, indem er sagte, dass, „wenn es anders wäre und seine Diener ihn nicht sterben sähen, sie in Verzweiflung gerathen und denken könnten, dass nur sie bestraft würden, während er, der die Ursache ihrer Missethat sei, unbestraft bliebe." Der Präsident gewährte ihm sein Verlangen und bestimmte ferner noch, in Erwägung seiner grossen Reue, dass die Hinrichtung, die am folgenden Tage um elf Uhr stattfinden sollte, dergestalt geschehen sollte, dass sein Leib nicht im Feuer berste und in einen Sarg gelegt werden könnte, um in einer Kirche in Nantes, die er bestimmen möge, beigesetzt zu werden. Er bezeichnete die Kirche zum Liebfrauenmünster der Carmeliter (Moustier-de-Notre-Dame-des-Carmes) und bat, dass Seine Hochwürden, der Bischof, und seine Leute einen Bittgang halten möchten, um für ihn und seine Diener zu Gott zu beten.

Am 27. Oktober 1440 wurden der Marschall von Frankreich, Gilles de Rais, Henriet und Poitou, denen eine zahlreiche Procession vorausging, die aus der ganzen Geistlichkeit, allen Mönchsorden und weltlichen Brüderschaften der Stadt Nantes bestand, auf die über den Brücken**) von Nantes gelegene Wiese geführt. Der Marschall ermahnte unaufhörlich seine Mitschuldigen fromm zu sterben, kniete nieder, sprach zum Volke und empfahl seine Seele den Heiligen, indem er sagte, „es möge Seiner Gnaden, dem heiligen Jakob, und Seiner Gnaden, dem heiligen Michael, gefallen, seine Seele zu empfangen und Gott zu übergeben, zu dem er flehte, Barmherzigkeit mit ihr zu haben, ohne sie nach ihren Verbrechen zu strafen." Er wurde an einen Pfahl gebunden, mit einem Schemel unter den Füssen; der Schemel wurde weggenommen und der Scheiterhaufen rings um den Pfahl unverzüglich in Brand gesteckt. Darauf wurden seine Diener verbrannt, „bis sie zu Staub wurden". Einige Damen und Fräulein seines Geschlechts***) aber hüllten den Leichnam des Marschalls in ein Leichentuch, bevor er bestattet wurde. Um endlich den Zorn

*) So hiess ein altes festes Schloss in Nantes, das vor etwa 35 Jahren niedergerissen worden ist; der grosse Platz davor trägt noch seinen Namen.

**) Die Brücken sind hier deshalb so zahlreich, weil die Loire hier durch viele Inseln getheilt wird.

***) „aucunes dames et damoiselles de son lignaige", sagt Monstrelet; „des demoiselles de charité," sagt Guépin in seiner Geschichte von Nantes.

Gottes zu Gunsten eines so grossen Sünders zu besänftigen, liess die Familie des Marschalls in der Carmeliterkirche einen feierlichen Gottesdienst abhalten.

Eine ungeheure Volksmenge war aus allen Theilen der Bretagne zu diesem ausserordentlichen fürchterlichen Schauspiel herbeigeströmt. Es wird erzählt, dass, einem Gebrauche der Zeit gemäss, die Familienväter und Mütter, die die Beichte des Schuldigen angehört hatten, drei Tage hintereinander fasteten, um ihm die Erlösung und den Frieden seiner Seele zu verdienen, und ihre Kinder mit der Ruthe peitschten, damit sich diese schreckliche Züchtigung ihrem Gedächtnisse einpräge.

Auf dem Platze der Hinrichtung wurde ein Sühnedenkmal errichtet, ein Calvarienhügel, wie deren damals viele in der Bretagne gebaut wurden; zwischen den Bildsäulen von Sanct-Gilles (Aegidius) und Sanct-Laud stand die der Jungfrau Maria, die an dieser Stelle bis zur Revolution unter dem Namen der Bonne Vierge de Crée lait*) angerufen wurde. Noch heute sieht man die Reste dieses Denkmals auf der sogenannten „chaussée de la Magdeleine," die über die alte Wiese Bièce führt.

Zum Schluss bemerke man wohl, dass dieser Process nicht von der staatlichen Behörde ausging, sondern von der kirchlichen. Der Sieg derselben über einen der Höchstgestellten des Adels wurde auch von ihr überall verkündet. Auszüge aus den Acten wurden in verschiedene Städte geschickt, mehrere Exemplare davon befinden sich in Paris auf der Nationalbibliothek, das vollständige lateinische Original aber liegt auf dem Archiv des Departements der Niederloire.

Im Vorbeigehen sei noch der Irrthum berichtigt, als ob Gilles de Rais den Typus zum Ritter Blaubart hergegeben habe. (Das Märchen, das zum ersten Mal 1697 von dem Franzosen Charles Perrault in seinen „Contes de ma mère l'Oye" erzählt worden ist, stammt aus der Bretagne. Davon anderswo.) Allerdings nennt das Volk das in Trümmern liegende Schloss La Verrière an den romantischen Ufern der Erdre bei Nantes „le château de Barbe-Bleue," Gilles de Rais hat es auch besessen gehabt, aber mit dem blaubärtigen Mörder seiner Frauen hat Gilles nichts gemein, er kann eher mit dem Oger im Märchen vom kleinen Däumling verglichen werden. Er hat nur eine Frau gehabt und diese hat ihn überlebt,

*) Crée von croître, wachsen, zunehmen: „Die gute Jungfrau, die den jungen Müttern Milch zum Stillen der Kinder giebt." Bei dem Dorfe Vieillevigne südlich von Nantes ist eine „Fontaine Crée lait," vielleicht schon in der Keltenzeit heilig. Die Sage geht, ein Ungläubiger habe zum Spotte einmal daraus getrunken und es bitter bereut; er habe viel Neuvainen (neuntägige Andachten) halten müssen, um die Qual, womit er bestraft wurde, wieder los zu werden.

sich auch zum zweiten Mal mit Jean de Vendôme verheirathet; Gilles hat sie auch niemals gemisshandelt, nur ein oder zweimal, den Acten zufolge, sie gezwungen, seinen verbrecherischen Orgien beizuwohnen. (Der Geschichtschreiber Daru sagt allerdings, Gilles habe mehrere Frauen gehabt und sie nach einander umgebracht; es ist dies nicht der einzige Irrthum, den er begangen. Die meisten übrigen Schriftsteller haben dann einer dem anderen blindlings nachgeschrieben.) Weit eher könnte Heinrich VIII. von England, der leichtfertig seine Weiber verstiess und zwei derselben enthaupten liess, für das Vorbild Ritter Blaubarts gelten.

Zur Ehre der Menschheit möchte man endlich gern annehmen, dieser verruchte Baron de Rais sei geisteskrank gewesen, habe aus Wahnsinn gehandelt; manche Geschichtschreiber haben auch diese Ansicht aufgestellt, um eine so hochgestellte Familie zu schonen. Leider geht aus den Acten, aus den eigenen Geständnissen des Schuldigen das Gegentheil hervor. Seine Ausschweifungen, die berauschenden Getränke, die er im Uebermass genoss, mögen zuweilen seinen Gedankengang getrübt oder geschwächt haben, aber er galt allgemein für einen Mann von hohem Geist und trägt die volle Verantwortlichkeit seiner Thaten. Nicht seine Zauberexperimente, nicht seine Teufelsbeschwörungen dürfen daran zweifeln lassen; an Zauberer und Bündnisse mit dem Teufel glaubten damals die Gelehrtesten, und Gilles de Rais handelte also mit klarem Verstande, als er dazu seine Zuflucht nahm. Und wie schlau glaubte der Elende noch dabei zu verfahren! Er glaubte Gott und den Teufel betrügen zu können; er hatte allerdings Angst vor dem ewigen Höllenfeuer und war daher stets mit einem Stück vom wahren Kreuz Jesu Christi oder kostbaren Reliquien von Heiligen versehen, wenn er den Teufel citiren liess, sprach auch dabei ein heimliches Gebet, Hölle und Himmel zugleich beschwörend, er behauptete auch in mehr als einem Falle dadurch beschützt worden zu sein.

Fügt man nun zu dieser Zauberkunst, die sich in nächtige Dunkelheit verhüllte, die lasterhaften Gewohnheiten, denen er von früh an zu fröhnen gewohnt war, und den adligen Hochmuth, der ihn seine Vasallen wie Wesen niederer Art betrachten liess, so begreift man, wenn auch mit Schaudern, wie er sich das Ungeheuerliche erfrechen durfte, Satan Menschenopfer darzubringen. Es war das Bild der Hölle, das er hinter den festen Mauern seines Schlosses Tiffauges aufführte! Er erfand teuflische Saturnalien, bei denen das Geheul und Gewinsel der gefolterten, aufgeschlitzten, brennenden Kinder sich mit dem Klirren der Becher voll berauschender Getränke und den Zechliedern seiner höllischen Cumpane vermengte. „Der Anblick des Todes," sagt Michelet, „noch mehr aber der des Schmerzes bereitete

ihm einen Sinnenkitzel; aus einer so grausam ernsthaften Sache hatte er sich zuletzt einen Zeitvertreib, ein Possenspiel gemacht; das herzzerreissende Geschrei, das Todesröcheln schmeichelte seinem Ohre; bei den Grimassen des Sterbenden wollte er vor Lachen bersten (um die Unschuldigen länger leiden zu lassen, sagt das Pariser Manuscript, liess er ihnen den Hals von hinten abschneiden); und bei den letzten Krämpfen setzte sich der scheussliche Vampyr auf das zuckende Opfer."

In diesen Höllenpfuhl war der Mann versunken, der das himmlische Wunder der Jungfrau von Orleans geschaut hatte, der an der Seite des heiligen Mädchens ritterlich für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft hatte, dem die hohe Auszeichnung zu Theil geworden war, zur Krönungsfeier in Reims die heilige, „vom Himmel hergebrachte" Oelflasche zu geleiten! Nicht der hohe Rang, den er im Lande einnahm, nicht die genossene Bildung, nicht sein weit verbreiteter Kriegsruhm, nicht die Erinnerung an das heilige Mädchen, nicht die Gesellschaft seiner Frau und seiner Tochter, die ihm die süssen Freuden des Familienlebens boten, nicht seine religiösen Grundsätze, die er doch niemals aufgegeben hatte, nichts, nichts hat ihn zurückgehalten in dem grässlichen Sturze!

Der Process dieses Ungeheuers ist der Gegenpol zu dem Märtyrerthum in Rouen. Man möchte sagen, nun lerne man erst die grausame Wuth verstehen, mit der die Feinde der Jungfrau ihr Opfer verfolgten, nun begreife man doch den Glauben an Höllenkünste, der die Retterin Frankreichs zuerst in der Gestalt von Zweifeln an ihrer göttlichen Sendung bedrängte, zuletzt als Ankläger zum Scheiterhaufen führte. Deswegen haben wir es für passend erachtet, auch diesen Process neben dem von Rouen zu schildern. Darum handelt auch Schiller, so willkürlich er sonst mit der Geschichte und selbst mit der Romantik spielt, ganz im Charakter jener Zeit, wenn er den schwarzen Ritter, den Geist des Atheisten Talbot, aus der Hölle aufsteigen lässt. Die romantische Geisterwelt war für jene Menschen eine Wirklichkeit, und ein solcher schwarzer Ritter stand im Marschall de Rais der Jungfrau wirklich zur Seite. Uebrigens bedenke man, dass gegen Ende dieses Jahrhunderts in Deutschland die Faustsage entstand, in der auch „zwei Welten ineinander spielen", die Sage von jenem Himmelsstürmer, der sich zuletzt auch im Pfuhl des Lasters wälzt und als Schwarzkünstler zur Hölle fährt.

Und neben dem Process von Bourges! Dort unterliegt noch das aufstrebende Bürgerthum, das heisst die Zukunft des Landes den niederträchtigen Ränken des Adels, angeführt von der königlichen Maitresse;

hier lässt die gerechte Züchtigung des Barons de Rais den Sturz des einst allgewaltigen Lehnsadels ahnen, der so lange Zeit das arbeitende Volk misshandeln durfte und nun zur scheusslichsten Verworfenheit herabsank. Ludwig XI., der Sohn Karls VII., der oft falsch verstandene Volksfreund, nahm es über sich, den Trotz dieses Adels noch mehr zu brechen, noch mehr that es der Kardinal und Staatsminister Richelieu, und — man erwäge doch gerecht und unparteiisch: die Erinnerung an die Gräuel des Marschalls de Rais pflanzte sich im Volke fort, andere Erzählungen von anderen Unthaten gesellten sich hinzu und 1789 loderte der dumpfe Groll des Jahrhunderte lang zertretenen Volkes in hellen Flammen auf. Auf den Trümmern des Schlosses von Tiffauges, diesem schauderhaft grossartigen Denkmale der Tyrannei des Lehnsadels, machte mir mein Freund Armand Guéraud an dem frechen, düstern Hochmuth dieser und anderer benachbarten Bastillen begreiflich, wie auch die Pariser Bastille einst stürzen musste, wie furchtbar und unvermeidlich der Zorn des unterdrückten Volkes einst ausbrechen musste. Und wenn Menschen schweigen, werden Steine reden!

Gerade das Jahrhundert des Marschalls de Rais aber barg die Keime der neuen Zeit in sich. An den Befestigungswerken von Tiffauges hatte sich die so ausgebildete mittelalterliche Kriegsbaukunst erschöpft; was sie nur an Raffinements für die Vertheidigung hatte ausklügeln können, war hier angebracht; der Lehnsadel glaubte sich unverletzlich, unnahbar. Da trat die Artillerie ins Feld und alle diese Raffinements der feudalen Schlossbauten waren umsonst. Zu dem Schiesspulver gesellte sich die Buchdruckerkunst, die Mutter der freien Presse und der öffentlichen Meinung, und gleichzeitig der Gebrauch des schon entdeckten Compasses, der dem Handel die Welt erschloss, dem Handel, dessen damaliger Hauptvertreter, der patriotische Finanzminister Jacques Coeur, vom Adel geplündert und vernichtet wurde. Der Handel aber ist nur der Agent der Industrie, wie die Presse der Agent der Wissenschaft ist: Arbeit und Wissenschaft aber sind die weltbeherrschenden Mächte der neuen Zeit.

V. Das Ende der Maignelais.

Eine Jungfrau hatte den König nach Reims geführt, ihm die Krone gerettet; in den Armen einer Maitresse vergass er sie. Agnes war die erste, die diesen Titel führte; die letzte französische Königsmaitresse war die Du Barry, die wesentlich zum Sturze des französischen Thrones beitrug. „Man wird immer damit bestraft, womit man gesündigt hat", sagt ein französisches Sprüchwort. Aber schon die Nachfolgerin der Agnes ist, wie erwähnt, die Du Barry ihrer Zeit genannt worden, es ist die üppig schöne Antoinette de Maignelais. Ihre schmachtend sanfte Cousine hatte die Stimme des Gewissens und die der Welt durch Werke der Wohlthätigkeit und Freigebigkeit gegen Kirchen zu beschwichtigen gesucht; die Vorgängerin der Du Barry, Madame de Pompadour, suchte, dem Geiste ihrer Zeit gemäss, die öffentliche Meinung durch Beförderung von Gelehrten und Künstlern mit sich zu versöhnen. Antoinette de Maignelais aber und die Du Barry verschmähten alle Schminke, und um den Vergleich um so treffender zu machen, so stürzte jene den Patrioten J. Coeur, diese den Minister Choiseul, dessen Entfernung von der Leitung der Regierung als ein Nationalunglück betrachtet wurde. Alle diese Betrachtungen geben der zweiten Maitresse Karls VII. ein genügendes historisches Interesse, um bei ihrem Ende zu verweilen; es ist der Abschluss jener Geschichte, an deren Eingang Jeanne d'Arc steht. Antoinette steht auch am Abschluss der Geschichte der Bretagne als selbständigen Herzogthums, der letzte Herzog nahm sie zu seiner Maitresse.

Es war dies Franz II., der von 1459—1488 regierte; er hatte dieselbe in Frankreich kennen lernen, als er, in die fürstliche Verschwörung gegen Ludwig XI. verwickelt, die sich den „Bund des öffentlichen Wohles" nannte, dem mitverschworenen Bruder des Königs, dem Herzog von Berry, in der Normandie zu Hülfe zog, und die schöne Dame an seinen Hof nach Nantes entführt. Ihr erstes Auftreten war glänzend. Eines Abends, nach einem prächtigen Feste

im Schlosse zu Nantes, als alle Gemüther kriegerisch erhitzt waren, löste die leidenschaftlich erglühende Maitresse die Diamanten los, die in ihrem braunen Gelocke blitzten oder in strahlender Schnur ihren atlasweichen Hals umschlangen, und rief einen der Höflinge heran: „Hier," sprach sie, „verkauft diese Juwelen und tragt mein Silbergeschirr in die Münze, um es zu Geld umschmelzen zu lassen." Die schlaue Favoritin wusste freilich, dass sie ihrem Liebhaber auf schwere Zinsen lieh, von denen sie sich auch den reichen Besitz von Chollet im Anjou erkaufte. Als sie aber später in ihn drang, Tanneguy Duchâtel seines Amtes als Gouverneur von Nantes zu entbinden und sich derselbe zum Könige zurückzog, nahm letzterer seine Revanche, indem er die Güter einzog, welche die Dame de Villequier in Frankreich besass, und sie dem von ihr vertriebenen Duchâtel gab.

Franz war seit 1455 mit Margarethe, Tochter des 1450 verstorbenen Herzogs Franz I., vermählt. Die arme Frau war nicht so still duldend in ihr Schicksal ergeben wie Marie, Karls VII. Gemahlin; im Gegentheil grämte sie sich sehr über die beschimpfende Zurücksetzung, die ihr der Herzog widerfahren liess. Das ging denn ihrer Tante, Françoise d'Amboise, einer frommen Frau, so fromm, dass die Kirche sie später „selig" gesprochen hat, sehr zu Herzen. Françoise war die Wittwe des Herzogs Pierre II.*), Bruders von Franz I.; auf seinem Sterbebette hatte derselbe, am 3. August 1457, den um ihn versammelten Herren erklärt, dass „er die Herzogin ebenso rein zurücklasse, als er sie genommen." Bald darauf wurde die jungfräuliche Wittwe in ihrer Zurückgezogenheit sehr bedrängt. Ludwig XI. war kurz nach seiner Thronbesteigung nach Nantes gekommen, um sich mit eigenen Augen der Macht des Herzogs zu vergewissern, aber auch, um die Wittwe Pierres, mit Zustimmung ihres Vaters Louis d'Amboise, mit einem seiner Günstlinge zu verheirathen. Françoise wies die Vermählung zurück, erklärend, sie habe ein Gelübde steter Keuschheit gethan, das schon ihr verstorbener Gemahl geachtet habe. Indessen wusste sie ihr Vater unter dem Vorwande, dass sie dem Könige ihre Huldigung darzubringen habe, nach Nantes zu locken, in der geheimen Absicht sie zu entführen. In der That schickte man sich schon an, als sie am folgenden Tage zur Kirche

*) Charakteristisch für den Glauben und den Aberglauben jener Zeit ist Folgendes. Als der Herzog krank wurde und die Aerzte nach dem damaligen Stande ihrer Wissenschaft sich die Krankheit nicht erklären konnten, meinten sie, das ginge nicht mit rechten Dingen zu. Der Bischof von Rennes, Jacques d'Epinay, ein aufrührerischer Prälat, wurde beschuldigt, den Herzog „behext" zu haben. Nun erklärten die Aerzte, gegen Zauberei helfe nur wieder Zauberei; aber der Herzog weigerte sich, dazu seine Zuflucht zu nehmen. „Ich will lieber," sagte er, „durch Gott sterben als durch den Teufel leben."

ging, sie zu ergreifen, aber das Volk widersetzte sich der Entführung. Bewaffnete eilten auf das Gebot des Herzogs hinzu und schützten die herzogliche Wittwe. In der folgenden Nacht erneuerte ihr Vater seinen Versuch, aber die Wachsamkeit des Herzogs vereitelte auch diesen; die Legende erzählt, im Augenblick, wo das entführende Schiff vom Ufer stiess, habe sich die Loire plötzlich mit Eis bedeckt. Seitdem blieb die Wittwe ungestört. Sie starb als Aebtissin eines Klosters von Carmeliterinnen bei Bouguenais unterhalb Nantes; ihr Grabmal, das man früher in der Klosterkirche sah, ist mit dem ganzen Gebäude selbst verschwunden.

Nun denke man sich eine so schwärmerisch fromme Frau Zeugin des Aergernisses, das der Herzog mit seiner Maitresse dem im Allgemeinen so gottesfürchtigen bretagnischen Volke gab, Zeugin des Grams, den darüber die tugendhafte Gemahlin empfand! Um das recht zu verstehen, muss man einen Bretagner selbst hören, den Biographen der „seligen" Françoise, den Dominikaner Albert aus Morlaix, den man im Lande „Albert le Grand" nennt, ein echt mittelalterlicher Schriftsteller mitten im siebzehnten Jahrhundert, dessen Erzählung von den Wundern der Heiligen der Bretagne an Naivetät, Leichtgläubigkeit und Farbenschmuck mit der Chronik Froissards wetteifert. Derselbe erzählt: „Während die hochselige Herzogin Françoise im Stande der Heiligkeit lebte, verliebte sich der Herzog der Bretagne, Franz des Namens der Zweite, der ausgezogen war, den Herzog der Normandie, Bruder König Ludwigs XI., in den Besitz seiner Apanage zu setzen, in eine junge Dame, die er verführte und in die Bretagne mitnahm, wo er sie zum grossen Kummer der Herzogin Margarethe von Bretagne, seiner Frau, und zum Aergerniss seines ganzen Volkes öffentlich unterhielt. Die hochselige Françoise konnte das nicht ertragen und schrieb deshalb an den Herzog und an hohe Herren seines Rathes, sie hielt ihnen das Ungeheure dieser schmutzigen Sünde vor, das Aergerniss, welches das böse Beispiel bewirkte, die Beschimpfung, die der Herzogin angethan wurde, einer Dame vom fürstlichen Geblüt der Bretagne und Schottlands, dass ihre Verwandten sich dadurch verletzt fühlen und diesen Schimpf rächen könnten, auf jeden Fall, dass ihn Gott nicht unbestraft lassen würde; dass um dieser Sünde willen, wenn die Fürsten darin versänken, Gott die Königreiche und Monarchieen bestrafe, deren Verwüstung und Untergang er herbeiführe, wobei sie ihnen das Beispiel Davids und die Theilung des Königreichs Salomos zur Zeit seines Sohnes Rehabeam vorhielt. In ihrem dritten Briefe, der der letzte war, den sie ihm über diesen Gegenstand schrieb, sagte sie ihm in prophetischem Geiste einen Theil dessen voraus, was eintraf: folgendes sind ihre Worte: „David, so heilig und Freund Gottes er auch war, wurde für

diese schmutzige und gemeine Sünde bestraft, und wenn er nicht Busse gethan hätte, wäre er noch strenger bestraft worden; sein Sohn Salomo, mit all seiner Weisheit, stürzte sich ins Verderben, weil er sich den liederlichen und götzendienerischen Frauen ergeben hatte, und sein Königreich wurde nach seinem Tode zerrüttet und getheilt. Ach, gnädiger Herr! wolle Gott nicht, dass um Eurer so ungeheuren, so ärgerlichen und pestilenzialischen Sünde willen die Bretagne zerstört, das arme unschuldige Volk von Krieg oder Pest betroffen werde und dass Ihr in Schmerzen und Angst mit Eurem armen Herzogthume untergeht: ich vermuthe es, mein Cousin, ich fürchte es, da Ihr nicht heiliger seid als David, noch weiser als Salomo, und doch habt Ihr es mit demselben Gott zu thun wie sie, der die Staaten und Königreiche vertheilt wie ihm gut dünkt, wenn die Fürsten seiner vergessen." Der Herzog achtete nicht auf die gutgemeinten Vorstellungen seiner frommen Cousine und schrieb ihr keine Antwort, er verharrte fort und fort in seinen schmutzigen Lüsten, zum grossen Leidwesen unserer Françoise, die für ihn betete, für ihn sich geisselte und härenes Gewand trug, damit es Gott gefiele ihm die Augen zu öffnen, auf dass er das Ungeheure seiner Sünde erkenne. Da sie nun sah, dass er es nicht unterliess fort zu sündigen, so nahm sie Urlaub und besuchte ihn in Nantes, wo sie vom ganzen Volke mit ebensoviel Freude und Triumph empfangen wurde als am Tage, da sie ihren Einzug als Herzogin hielt, denn die Einwohner von Nantes liebten sie ungemein. Der Herzog schickte ihr die Herren seines Hofes entgegen, die sie in's Schloss führten, wo sie vierzehn Tage verweilte, während welcher sie jeden Tag das Grabmal ihres Gemahles in der Notre-Dame-Kirche besuchte, wobei sie Messe lesen liess, die sieben Psalmen betete und Almosen für die Ruhe seiner Seele austheilte.

Während dieser Zeit unterhielt sie sich mit Muse mit dem Herzog, warf ihm freimüthig das Schändliche seines Verbrechens vor, sodass er seine Liebste das Schloss verlassen liess und ihr eine Wohnung in der Stadt gab; die hochselige Herzogin drang in ihn, dass er sie in die Normandie zurückschicke, und forderte sie selbst auf fortzugehen, bot ihr auch grosse Summen von ihrem eigenen Vermögen, damit sie sich entferne, konnte aber niemals weder den Einen noch die Andere dazu bewegen. Bei diesem frommen Werke wurde ihr allerlei Schwierigkeit und Kummer von mehreren hohen Herren bereitet, die mittelst dieses Weibes das Ohr und die Gunst des Herzogs besassen*), der sogar in diesen beiden Wochen sich

*) Ganz wie 1770 der Herzog von Aiguillon, der Kanzler Maupeou und der Abbé Terray sich der du Barry bedienten.

nicht enthalten konnte, seine Liebste in der Stadt in dem Hause zu besuchen, wo er sie untergebracht hatte, und sowie die hochselige Françoise, nachdem sie ihre Cousine, die Herzogin, getröstet, sich nach Vannes zurückgezogen hatte, liess er sie wieder in's Schloss kommen und fing sein gewohntes Leben von Neuem wieder an. Armer Herzog! wie oft hast Du es seitdem bereut, aber als es nicht mehr Zeit war, den Rath Deiner frommen guten Cousine nicht befolgt zu haben! Das üppige Leben, das ist jene Hexe Circe, die die Menschen ihres Verstandes und ihrer Urtheilskraft beraubt und sie in unvernünftige Thiere verwandelt.

Im Jahre 1469 starb die Herzogin Marguerite de Bretagne im Schlosse zu Nantes, erdrückt von Ekel und Trauer ihr Lager von einer Anderen befleckt zu sehen, die ganz die Liebe ihres Mannes besass, und wurde, von allen rechtschaffenen Leuten tief bedauert, in der Mitte des Chores der Carmeliterkirche beerdigt; in Folge dieses Todes blieb die genannte — Dame in vollem Genuss des Herzogs, der sie auf grossem Fusse unterhielt.

Die hochselige Françoise beweinte bitter den Tod ihrer theuren Cousine, der Herzogin, liess für sie beten und bot Alles auf, um den Herzog zu einer zweiten Heirath zu bestimmen, wobei sie sich bemühte, ihm die schönste, vollkommenste, reichste und tugendhafteste Prinzessin zu finden, die es nur geben konnte, um jenes Weib wegzutreiben. Sie arbeitete zwei Jahre lang daran und fand endlich für ihn durch Vermittlung des Herrn de Lescur, eines Edelmannes aus der Gascogne, die Prinzessin Marguerite de Foix, Schwester des Grafen de Foix, die im Jahre 1471 nach der Bretagne geführt ward und den Herzog heirathete, auch sein Herz dermassen gewann, dass seine Liebe zu der Buhlerin ausserordentlich erkaltete, welch letztere kurz nachher aus Aerger starb."

So weit Albert aus Morlaix. Man beachte, dass diese Maitresse in Wirklichkeit das gethan hat, was Schiller für Agnes Sorelle erfunden hat; sie hat ihr Geschmeide für die kriegerische Rüstung des Landes hergegeben. Aber weder ihre Zeitgenossin, die fromme herzogliche Wittwe, noch der jüngste Geschichtschreiber, Touchard-Lafosse, haben sich dadurch blenden lassen. Was letzterer davon hielt, haben wir erwähnt; die erstere dachte sicherlich: „Unrecht Gut gedeihet nicht," und dies traf auch ein. Warum hat sich nun Schiller gerade von einer Aufwallung seiner Phantasie überrumpeln lassen, das Laster aufzuschmücken? Litterarischer Chauvinismus kann sich allein die Augen dagegen verschliessen. „Amicus Plato, sed magis amica veritas!" Diese gerechte Verwunderung mindert darum in uns nicht die Bewunderung des Dichters, der, ausser einer Thekla, auch eine Gertrud Stauffacher und eine Bertha von Brunneck geschaffen hat. Auch die

letztere warf ihr Geschmeide unter das Volk, aber ihre Hand und ihr Herz waren rein; auf jene Buhlerin aber muss man die Worte des Meisters in „Wilhelm Tell“ I, 3 anwenden:

Alles ist euch feil um Gold:
Wenn ihr den Mann von seinem Weib gerissen
Und Jammer habt gebracht über die Welt,
Denkt ihr's mit Golde zu vergüten.

Eben weil Schiller eine Gertrud und Bertha von Brunneck geschaffen hat, musste er aus Achtung vor der Frauentugend die geschichtliche Wahrheit in dem Drama von der „Jungfrau“ nicht verzerren, wie er gethan.

Des Herzogs erstes Gretchen war 1469 gestorben, die Vermählung mit dem zweiten fand 1472 im Schlosse Clisson bei Nantes statt, in demselben Clisson, wo er so manche süsse Stunden mit Antoinette verlebt und glänzende Turniere abgehalten hatte, an die jetzt noch der Name einer Wiese „Prairie des guerriers“ erinnert.*) Sein zweites Gretchen gab ihm am 26. Januar 1476 die spätere Herzogin Anna, deren Vermählung mit zwei Königen von Frankreich die Vereinigung der Bretagne mit diesem Lande anbahnte. Marguerite de Foix starb 1487, ihr Gemahl zog sich lebenssatt nach dem Dorfe Couëron unterhalb Nantes zurück, wo ein Sturz vom Pferde im September 1488 auch seinen Tod herbeiführte.

Wir könnten neben die Geschichte der Maitresse noch ein anderes Geschichtsbild fügen, das auch eine Parallele zu Karls VII. Regierung bildet; wir wollen hier aber nur einen kurzen Umriss geben, da es nicht in directer Beziehung zu unserem Gegenstande steht. Wie in Frankreich der patriotische Bürger Jacques Coeur dem Hasse und Neide des Adels zum Opfer fiel, so in der Bretagne der patriotische Minister Landais, ein echtes Kind des Volkes. Sohn eines Schneiders im Städtchen Vitré (Dep. der Ille und Vilaine) und

*) Wer jemals sich in diese Gegend verirrt, darf nicht versäumen, das Städtchen Clisson im Thal der Sèvre, das Tibur von Nantes, zu besuchen. Die Bauart der Häuser und besonders der reizende Park, Schöpfung der beiden Brüder Cacault nach dem Vendéer Kriege, Alles zaubert hier dem Wanderer eine italienische Landschaft vor die Augen. — Das Grabmal des Herzogs Franz II. und seiner beiden Gemahlinnen in der Kathedrale zu Nantes, von dem bretagnischen Bildhauer Michel Colomb, ist ein prachtvolles Werk der einheimischen Renaissance; aber die Gebeine der drei Leichen wurden in der Schreckensherrschaft zerstreut und die bleiernen Särge zu Kugeln gegen die Vendéer umgegossen. Die goldene Kapsel, die das hier beigesetzte Herz der Herzogin Anna enthält, blieb erhalten, aber das Herz selbst ist verschwunden, wohl in Staub zerfallen.

Anfangs selbst Schneider, wurde er Schatzmeister des Herzogs Franz II.; dieser, der bald sein politisches Genie erkannte, vertraute ihm bald die ganze Regierung an. Es war dies nach der Zeit der Maignelais. Der Hass des privilegirten Adels gegen den aufgeklärten Bürger trieb den letzteren allerdings zu Gewaltmassregeln, die man vielleicht als Acte persönlicher Rache tadeln muss; aber ohne den Hochmuth der Geburtsaristokratie, die in dem genialen Patrioten nur den Emporkömmling sah, hätte er sicherlich grössere Mässigung gegen dieselbe beobachtet. Einer trieb den Andern. Aber im Interesse der gemeinen Wohlfahrt ergriff er die weisesten Massregeln. Er fasste die Pflicht und Stellung des Fürsten ganz wie Schillers Jungfrau auf. Was war denn der Landesherr, der König für Jeanne d'Arc nach Schillers Worten?

> Der König, der den heil'gen Pflug beschützt,
> Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
> Der die Städte freudig stellt um seinen Thron!

Diese volksfreundliche Politik ergriffen die Könige von Frankreich in ihrem eigenen Interesse gegenüber dem hohen Lehensadel. So erblickte Ludwig VI. (1108—1137), unter welchem die Communen sich zu bilden begannen, in der städtischen Freiheit eine Stütze des Thrones gegen den Uebermuth der Vasallen; so nahm Philipp der Schöne (1285—1315) die Vertreter der Städte unter die Reichsstände auf. Die Wehr der Bürger von Orleans war der Rettungsanker der französischen Monarchie; in der Volksmiliz schuf sich Karl VII. ein zuverlässiges Heer, während der Adel den Thron bis auf Ludwig XIV. herab befehdete und erschütterte. Der König von Frankreich hatte im Mittelalter wirklich und in gutem Sinne sagen können: „Der Staat bin ich, l'État c'est moi!", denn um ihn gruppirten sich alle lebenskräftigen Staatselemente, während der Lehensadel den Staat zerbröckelte, und nur weil Ludwig XIV. jenes Wort missbrauchte, sich nicht mehr als den Vertreter des eigentlichen arbeitenden Volkes betrachtete, sondern dasselbe nur für seine persönlichen Zwecke aussog, dem staatsfeindlichen Adel und Clerus aber (die höchsten geistlichen Würden und Pfründen waren in den Händen des Adels) die alten Vorrechte beliess, deshalb erhob sich endlich 1789 der Bürgerstand und nahm die Regierung des Landes selbst in die Hände (einen anderen Sinn hat die französische Revolution nicht).

Und wie in Frankreich zu der Zeit, von der wir jetzt reden, Ludwig XI. sich auf den Bürgerstand stützte, um sich des Adels zu erwehren, der überall selbst den König spielen wollte, so verfuhr auch Franz II. in der Bretagne gegen die Herren Barone seines Herzogthums. Jedesmal wenn der König Ludwig XI. seine Feindseligkeiten

gegen die grossen Vasallen erneuerte, erhielten die städtischen Freiheiten eine Erweiterung. Ebenso schaffte der Minister Landais eine Menge Feudallasten ab, um seinem Fürsten die Liebe des Volkes zu gewinnen und die Macht der Lehnsaristokratie zu brechen. Er knüpfte allerlei Verbindungen mit dem Auslande, unter anderem der deutschen Hansa, an, um den Handel seines Landes zu heben; er sorgte für den Aufschwung der Industrie, Seidenweber wurden aus Florenz berufen, in Rennes ward eine Teppichfabrik gegründet, die Buchdruckerei und der Buchhandel wurden ermuthigt. Aber alle diese Verdienste um das Landeswohl entwaffneten den Hass des Adels nicht; um den Kanzler Chauvin zu rächen, dessen Sturz auch liberale Historiker dem liberalen Minister zum Vorwurf anrechnen, hauptsächlich aber weil Landais offen die Absicht bekundete, die Stützen der bretagnischen Monarchie im dritten Stande zu suchen, verbündete sich der hohe Adel des Landes gegen ihn und wurde dabei vom König von Frankreich, Karl VIII., unterstützt, der in Folge der Spaltungen im Innern das Land leichter zu erobern hoffte. Es entbrannte ein heftiger Kampf, Landais wurde 1485 ergriffen, der Adel liess ihn zum Tode verurtheilen und hängen. Allerdings ohne Wissen des Herzogs, der ihn sicher begnadigt hätte; aber, war es aus politischer Ohnmacht oder aus moralischer Schwäche, gleichviel, der Herzog hiess es später gut, wenn er auch im ersten Augenblick in Zorn darüber gerathen war, dass man sich so wenig um seine letzte Entscheidung bekümmert hatte. Was Landais hatte verhüten wollen, trat nun ein; die Bretagne verlor ihre politische Selbständigkeit und wurde mit Frankreich vereinigt.

Schluss.

Wir ziehen hier die letzte Consequenz aus dem Auftreten der Jungfrau von Orleans. Landais war ein Patriot, aber sein Patriotismus hatte einen zu beschränkten Gesichtskreis, er war zuletzt doch nur Partikularismus. Die Bretagne, die alte Armorika Julius Cäsars, die schon längst von französischem Wesen durchdrungen war und wo die französische Sprache den einheimischen keltischen Dialekt als officielle Sprache verdrängt hatte, konnte ihre Selbständigkeit als Staat nicht länger behaupten. Der nationalste Strom Frankreichs, der aus dem Herzen des Landes kommt, an dessen Ufern in der Mitte seines Laufes die eindringende Macht der Engländer gescheitert war, mündet in der Bretagne ins Meer: Frankreich

musste mit der Quelle auch die Mündung besitzen. Was aber war Frankreich? Der Franzose Michelet, der genialste aller Geschichtschreiber seines Vaterlandes, nennt es kurzweg „eine Schöpfung Johannens". In der Vorrede zu ihrer Biographie sagt er: „Als man das junge einfache Mädchen, das bisher nur bei ihrer Mutter genäht und gesponnen hatte, fragte, wie sie es hätte auf sich nehmen können, ungeachtet der Gebote der Kirche als Mann aufzutreten, wie sie es über sich gebracht hätte (sie, so schüchtern und leicht erröthend), aus der Heimath zu gehen, zu Soldaten zu sprechen, sie anzuführen, sie zurecht zu weisen, sie zum Kampf zu zwingen, da hatte sie nur Ein Wort: „Der Jammer, der im Königreiche Frankreich war. La pitié qu'il y avait au royaume de France." Bisher war Frankreich eine Vereinigung von Provinzen, ein ungeheures Gewirre von Lehen und grossen Ländern mit schwankend unbestimmtem Begriffe. Aber von diesem Tage an, mit diesem zu Herzen dringenden Worte, das jetzt zum ersten Mal gesprochen wird, ist es durch die Kraft des Herzens ein Vaterland."

Das Werk der definitiven Einigung, das von den früheren Königen angebahnt, von den Engländern aber aufs Gefahrdrohendste erschüttert worden war, nahm nun unter Karl VII. seinen Anfang. Neben einer Menge kleiner Reichsvasallen, die aber regierende Häuser waren (die Penthièvre, Foix, Armagnac, Tremoille, Saint-Pol u. s. w.), gab es noch sieben grössere, davon die bedeutendsten Bourbon, Bretagne und Burgund waren. Das Land des Ersteren ward unter Franz I., in Folge des Verraths des Reichsfeldherrn Karl von Bourbon, zum Reiche geschlagen. Dem Herzoge von Burgund hatte Karl VII. gewisse Reservatrechte zugestehen müssen, was ihm den Wiedergewinn von Paris, das heisst der königlichen Residenz, einbrachte; aber trotzdem und trotz der mehr als partikularistischen Bestrebungen Karls des Kühnen, der sich ein selbständiges Königreich gründen wollte, fiel der französische Theil von Burgund schon unter Ludwig XI. an Frankreich, der Gedanke der Staatseinheit war eben zu mächtig. Die Bretagne war in einer allerdings eigenthümlichen Stellung; es hatte hier schon Herzoge gegeben, als noch kein König über Frankreich regierte, man konnte jene nicht gut Lehnsträger des letzteren nennen, und doch konnte sich das Land der Aneignung von Seite des mächtigen Nachbarn nicht entziehen. Der Bretagner Guépin sagt: „Das Gesetz des Strebens nach der politischen Einheit der Reiche, dessen beständige Kraft unablässig wirkt, ist nicht ohne Einfluss auf diese Vereinigung gewesen. . . . Vergebens kämpfte der geniale Landais dagegen an; die unbesiegbare Macht der Schwerkraft, die in der politischen Welt die Einheit der Reiche bewirkt, wie sie auch in der physischen Welt ordnet und eint, spottete der ohnmäch-

tigen Anstrengungen des Ministers.“ Nichts konnte die Vereinigung aufhalten. Der Vorgänger von Franz II., Arthur de Richemont, war als Herzog gleichzeitig Reichsfeldherr geblieben, er hatte sich damit als Reichsbeamten erklärt und das Gegenstreben seines Nachfolgers, der an dem partikularistischen Aufstande der sogenannten „Ligue du Bien public“ theilnahm, war umsonst, umsonst die Zähigkeit seiner Tochter Anna, das Werk der Einheit vollzog sich unaufhaltsam. Die definitive Vereinigung geschah 1532 unter Franz I., der sich mit Annas Tochter, Claude, vermählt hatte. So wurde das Werk der Jungfrau von Orleans vervollständigt.

Im ersten Jahre dieses Jahrhunderts tritt nun durch Schillers Drama die Jungfrau von Orleans in Deutschland auf; es ist das Jahrhundert des Zerfalls des alten römischen Reiches deutscher Nation und der Gründung des neuen deutschen Reiches. In Berlin sollte dasselbe seinen Mittelpunkt haben; es ist symbolisch und bezeichnend, dass Schillers Jungfrau zuerst in Berlin (1. Januar 1802) auf den Brettern erschien, „die die Welt bedeuten“. Zur Belebung des deutschen Nationalgefühls hatte der Dichter seinem Volke den Engel des Vaterlandes vorgeführt. Warum hat Frankreich nicht anerkennen wollen, dass Deutschland dasselbe Recht auf seine Einigung hat, wie es Frankreich für sich in Anspruch genommen und verwirklicht hat? Warum hat Frankreich nicht begreifen wollen, dass sich diese Einigung nur unter Preussens Führung vollziehen konnte?

Als das französische Volk, der Bürger- und Bauernstand, dem die Könige von Frankreich ihre Macht, ja ihren Thron verdankten und das sie mit schnödem Undank belohnt hatten, in der grossen Revolution die Regierung seines Landes selbst in die Hand nahm, wurde die neue Ordnung der Dinge von den deutschen Fürsten bekämpft. Frankreich siegte. Im Jahre 1870 versuchte es dagegen Frankreich, die neue staatliche Ordnung Deutschlands zu bekämpfen. Deutschland warf den Angriff zurück, aber es that dabei noch mehr, es gab den Franzosen durch Gefangennahme ihres Cäsaren die Republik zurück, die in der ersten Revolution von den deutschen Fürsten bekämpft worden war. Will man denn jenseits der Vogesen nicht einsehen, dass Franzosen und Deutsche quitt sind?

„Jenseits der Vogesen.“ Freilich, das ist eben. Sie wollen nicht jenseits der Vogesen beharren; bis an den Rhein, bis an den deutschen Rhein wollen sie vordringen, wie es schon Karl VII. versuchte. Aber das ist eben das Unrecht. Die Franzosen selbst übrigens widersprechen sich. Der jüngste Historiker, Duruy, erzählt: „Der König hatte sich selbst an die Spitze des Feldzuges gestellt (es galt dem Herzog René von Lothringen gegen die freie Stadt Metz Hülfe zu leisten), zahlreicher Adel war ihm zugeströmt, und man sprach schon

davon, die alten Rechte (?!) der Krone Frankreichs auf die Länder diesseits des Rheins geltend zu machen. Es war zu früh; bevor man fremde Länder (des terres étrangères!) erobern konnte, musste man die Eroberung Frankreichs vollenden. Der Feldzug gelang nicht, die Einwohner von Metz hatten einen heroischen Widerstand geleistet." Also, es waren fremde Länder und doch beanspruchte sie Frankreich! Warum? Etwa, weil vor funfzehnhundert Jahren einmal Gallier hier gesessen hatten? Aber wo hatten die nicht auf ihrem langen Zuge aus Asien nach Gallien einmal gesessen! Unsere germanischen Brüder, die Gothen, sassen einmal vor Zeiten in der Ukraine, wir lassen das Land gern den Kosaken. Und enthält denn der heldenmüthige Widerstand von Metz nicht auch eine Lehre? Die Stadt Metz wollte nicht lothringisch-französisch sein, sie fühlte sich frei und deutsch; als es später doch erobert ward, wanderten zahlreiche deutsche Familien aus, d. h. sie optirten für Deutschland, und erst nach und nach französirte sich die Stadt bis zu einem gewissen Grade. Denselben Widerstand hat das deutsche Strassburg geleistet, nur der Gewalt und Tücke des kein einheimisches noch fremdes Recht achtenden Despoten Ludwigs XIV. erlag zuletzt die heldenmüthige Stadt. „Durch Verrath", sagt der Schweizer Historiker Daguet, „bemächtigte sich Ludwig XIV. Strassburgs." Einen Act des katholischen Fanatismus sieht der Franzose Michelet in dem Raube Strassburgs; er sagt: „Der katholische Enthusiasmus erreichte seinen Gipfel, als im Oktober (1681) der neue Theodosius die Kathedrale von Strassburg dem alten Cultus widergab. Die grosse lutherische Stadt am Rhein, verrathen, verkauft, in Schrecken gesetzt, wurde dem deutschen Reich entrissen und vervollständigte die mitten im Frieden fortgesetzte Eroberung des Elsasses." Und derselbe Michelet sagt in demselben Buche „Ludwig XIV. und die Widerrufung des Edicts von Nantes", als er Turennes entsetzliche Verwüstung des rechten Rheinufers auf Befehl Ludwigs XIV. erzählt: „Dass dies einen vorübergehenden strategischen Nutzen gehabt habe, leugne ich nicht; aber ich behaupte, dass Handlungen, welche dauernden Hass zwischen den Nationen schaffen, schlecht und unpolitisch sind. Was mich betrifft, als ich im Sommer 1828 zum ersten Mal den romantischen Palast von Heidelberg, jenes reizende Werk der Renaissance, noch verwüstet und zerstört sah, da fühlte ich mit deutschem Herzen (je me sentis Allemand, eigentlich: „ich fühlte mich einen Deutschen") und zitterte für mein Vaterland." Wenn man dem Deutschen nicht glaubt, so achte man auf das Wort des Schweizers und beherzige das Wort des Franzosen, der sicher ein guter Patriot war. Freilich, 1871 hatte Michelet, im brennenden Schmerz über das Elend seines Vaterlandes, wohl das Elend vergessen, das Frankreich einst dem deutschen Volke

zugefügt hatte, und nicht erwogen, dass Frankreich, der Sirenenstimme der arglistigen, bigotten Spanierin gehorchend, sein Elend selbst heraufbeschworen hatte.

Zwar, wenn auch die Eroberung des Elsasses durch Frankreich ein Act der Gewalt war, so leugnen wir darum nicht, dass die Mehrheit der Einwohner seit der Zeit der ersten Revolution sich innig an Frankreich anschloss. Dies konnte aber die Wiederinbesitznahme des ehemaligen deutschen Reichslandes durch Deutschland nicht hindern; geschah dieselbe doch nicht nur, um dem deutschen Nationalgefühl eine Genugthuung zu geben, sondern auch und hauptsächlich aus strategischen Gründen, um endlich einen festen Wall gegen die unaufhörlichen Einfälle französischer Heere in Deutschland zu haben. Die Comödie einer Abstimmung „par oui ou non" aufzuführen, diese Zumuthung konnten die Deutschen doch nicht ernst nehmen, nachdem die Franzosen selbst über die napoleonischen Plebiscite herzlich gespottet hatten. Jetzt ist es nun eine Thatsache: die alte deutsche Westgränze ist wieder deutsch geworden, und nur ein Krieg, ein blutiger, entsetzlicher Krieg könnte sie dem deutschen Volke wieder streitig machen. Die Hand auf's Herz! würden die fürchterlich grausamen Opfer der Mühe des Versuchs lohnen? Nimmermehr! Jetzt, wo Frankreichs Handel und Industrie nebst allen technischen Wissenschaften einen neuen Aufschwung nehmen, wäre es doch gewiss im eigenen Interesse und im Interesse der Civilisation überhaupt, die chauvinistische Schrulle zu vergessen und das „jenseits des Rheines" durch ein ehrliches, offenherziges „jenseits der Vogesen" zu ersetzen! Will man in Frankreich eine Revanche, so sei dies eine moralische: man bilde die heutige Republik zu einem Musterstaate von Freiheit, Wohlstand und Bildung aus, dass alle Völker mit Neid auf das gesegnete Frankreich blicken müssen und dasselbe in Wahrheit das werde, was es die Jungfrau in Schillers Drama nennt:

Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder!

Bis jetzt aber waltet drüben weder die wahre Freiheit, noch erfreut sich eine grosse, grosse Menge desjenigen Wohlstandes, ohne welchen volle Bildung nicht zu erringen ist. Es giebt viel Elend in Frankreich, und je reichere Hülfsquellen das Land besitzt, desto schwärzer stechen diese Flecken von dem sonstigen Glanze ab, mit welchem es fremde Nationen zu blenden liebt. Die Quellen dieses Elends zu verschütten, wäre eine ruhmreichere That als der siegreichste Krieg, eine schönere patriotischere als irgend eine, würdig der Jungfrau von Orleans, die für die Erlösung ihres von ihr so innig geliebten Volkes gestorben ist!

Das Ziel der Jungfrau in ihrem Leben war die Gründung der Unabhängigkeit und Einheit ihres Vaterlandes, die Heldin des Dramas sollte dem deutschen Volke dasselbe Ziel hinstellen. Auf dem Scheiterhaufen begründete sie dann die Freiheit des Gewissens. Möge das französische Volk auch diesem Ziele nachstreben. Dieses zweite zu erringen, hatte sich die Reformation zur Aufgabe gestellt, aber die Valois des sechzehnten Jahrhunderts erstickten das Streben danach; der erste von ihnen, Franz I., war der Ludwig XIV. seiner Zeit, sein Spruch „car tel est notre plaisir, denn so gefällt es uns" eigentlich noch despotischer, noch nackter egoistisch als das „der Staat bin ich," was doch immer einen politischen Gedanken ausdrückt. In der Zeit zwischen diesen beiden Regierungen geht das wahre Seelenleben jeder sittlich gesunden Civilisation für Frankreich zu Grunde; wir haben dies eingehend in unserer „Kultur- und Litteraturgeschichte der französischen Schweiz" dargestellt. Heute geht eine tiefgreifende Umgestaltung in der französischen Volksseele vor sich; wie sie enden wird, das ist Gottes Geheimniss. Aber ihr Ziel ist ihr klar vorgesteckt. Schaut, Ihr Franzosen, auf Euern Patrioten Michelet, seine Hand weist auf den Scheiterhaufen von Rouen, wo sich die Seele der heiligen Märtyrerin, verlassen von der Kirche, frei und gläubig zu ihrem Gott aufschwang.

Wie gesagt wurde, der heutige französische Protestantismus in seiner jetzigen Gestalt wird nie die Religion der ungeheuren Mehrheit der Franzosen werden; er ist zu dürftig, zu nackt. Im sechzehnten Jahrhundert war der calvinistische Rigorismus der Protest der sittlichen Weltordnung gegen die Herrschaft der rohen Sinnlichkeit, welche sich überall in der katholischen Welt, besonders unter den Valois in Frankreich, mit frecher Lästerung des Heiligsten der Reformation widersetzte. Heutzutage bedarf die Welt einer Versöhnung zwischen Reformation und Renaissance. Auch die Kunst ist eine Offenbarung. Die südlichen Völker besonders, welche die sonnigen Länder bewohnen, können künstlerischen Schmuckes nicht entbehren. Wir Völker des Nordens sind von abstracterer Natur, wir haben die vorzugsweise seelische Kunst, die Musik, zum Kultus herangezogen, aber doch auch eine Kunst; Marots Psalmen, die kirchlichen Gesänge der französischen Protestanten, würden nicht einmal uns genügen. Eine schöne Umwandlung kirchlichen Gebrauches wäre folgende: die katholische Welt feiert den Maimonat als den Marienmond. Im Mai befreite die Jungfrau Orleans, im Mai ward sie zu Compiègne gefangen, im Mai litt sie zu Rouen den Märtyrertod. Wohlan, so nenne man den Maimond künftighin „le mois de Jeanne, den Johannenmond"! Aber welch' äusserlichen Schmuck auch der neue gereinigte Gottesdienst annehmen wird, brechen wird das

französische Volk mit der päpstlichen Kirche, denn ihre Zeit ist einmal um!

Seltsam! Gerade im Mutterlande der Reformation, in Deutschland, will man das noch nicht sehen. Wäre es ein Irrthum, so war auch Luther im Irrthum, so war auch die ganze Reformation ein solcher. Wir gehören nicht zu den oberflächlichen kurzsichtigen Tadlern, die da schreien: der nächste Weg nach Canossa führe über Berlin. Nein, man meint es gut und ehrlich daselbst, aber man täuscht sich und hält den Gang der Geschichte doch nicht auf. Man hat Mitleid mit den geistlich Nothleidenden; so mögen diese endlich der Wahrheit ihre Ohren öffnen! Man will Frieden im Lande haben; aber die Herren, die am lautesten schreien, werden niemals den Kampf aufnehmen, und das katholische Volk bekommt endlich Hetzkapläne und Hetzparlamentarier satt. In Italien selbst wankt Macht und Autorität des Papstes; warum will man den unvermeidlichen Fall noch aufhalten? Es ist nicht das Amt des protestantischen Deutschlands, die katholische Kirche noch zu stützen, wenn die katholischen Völker selbst an dem wankenden Gebäude rütteln. Die Mahnung der Jungfrau von Orleans gilt auch uns!

O, wollte man die Augen aufheben und die rechte Wahrheit erkennen! Segnend schwebt ihr Genius über den Bergen ihrer Heimath, wo sich die Wasser und die Völker scheiden nach West und nach Ost; segnend breitet sie ihre Hände aus über beide Länder; denn sie gehört auch uns, die wir sie gefeiert haben, als sie jenseits der Vogesen gelästert oder vergessen worden war, auch uns, bei denen ihr Gedächtniss in allen Theilen des Landes aufrichtige Verehrung geniesst. Wollte man erkennen, dass das Vaterland eines jeden Volkes seinem Volke heilig ist! Aber der Nebel des Hasses oder des selbstsüchtigen Ehrgeizes umwölkt den Blick, auf's Neue ruft der böse Dämon zu den Waffen ..... Haltet inne! ruft die Jungfrau (II, 10):

> Nicht Schwerter sollen diesen Streit entscheiden;
> Ein Andres ist beschlossen in den Sternen.
> Aus einander, sag' ich. Höret und verehrt
> Den Geist, der mich ergreift, der aus mir redet!
> Weg mit den Waffen, drücket Herz an Herz!

VI. Chapelain und Voltaire, Schiller und Dupanloup.

Als Schiller nach Beendigung seiner Tragödie in den ersten Apriltagen 1801 sich mit dem Gedanken der Aufführung trug, schrieb der Herzog von Weimar, der die Geschichte der Jungfrau wohl nur aus der „Pucelle“ Voltaires kannte, an Caroline von Wolzogen, Schillers Schwägerin: „Mit Schrecken habe ich erfahren, dass Schiller ein Theaterstück, die Pucelle d'Orleans, wirklich geschrieben hat; ich hatte davon munkeln hören, glaubte es aber nicht. Machen Sie doch, gnädige Frau, dass ich dieses Stück zu Gesicht bekomme, ehe es in die Welt tritt oder ehe es, auf unserem Theater gespielt zu werden, die Einrichtung bekommt. Das Sujet ist äusserst scabrös und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das Voltaire'sche Poem fast auswendig wissen.“ Als er dann durch Vermittelung Carolinens die Handschrift des Stückes erhalten und gelesen hatte, konnte er sich, trotz des Widerspruchs, in welchem es zu seinem Geschmack stand, nicht enthalten zu erklären, „dass man zwischen Erhabenheit und Herzlichkeit schwebt, wenn man dieses Gedicht liest.“

Dieser Umstand ist charakteristisch für die Bedeutung von Schillers Werk. Die Anschauung des Herzogs von dem Stoff war so ziemlich die der ganzen damaligen gebildeten Welt; in Folge von Voltaires komischem Epos hatte sich an den Namen der Märtyrerin von Rouen, entsetzlich genug! der Fluch der Lächerlichkeit geknüpft. Diesen Fluch von dem heiligen Namen abzustreifen, war, neben dem Gedanken auch das deutsche Volk zu patriotischem Aufschwung zu begeistern, die Absicht, die den deutschen Dichter beseelte, als er de l'Averdys „Notices et extraits etc.“ gelesen hatte, worin ein Theil der Acten des Verdammungs- und des Rehabilitationsprocesses abgedruckt war; ja vielleicht war diese Absicht sogar die erste Triebfeder, die ihn zu seiner Dichtung veranlasste. Und es ist Thatsache, dass er seinen Zweck erreicht hat; Schillers „Jungfrau“ hat das Bild von Voltaires „Pucelle“, zuerst in Deutschland und dann auch im

Ausland, aus der Phantasie der Menschen verwischt. Grund genug für die Franzosen, bei aller sonstigen Kritik, die auch wir an der Tragödie üben müssen, unserm Schiller dafür dankbar zu sein!

Man kann also gewissermassen sagen, dass ohne Voltaires Epos Schillers Drama nicht entstanden wäre. Um letzteres richtig zu würdigen, muss man daher ersteres kennen. Dieses aber wieder wäre vielleicht seinerseits nicht entstanden, wenn nicht Chapelain im 17. Jahrhundert sein Heldengedicht „la Pucelle" verfasst hätte; richtiger: wenn der Satiriker Boileau über dasselbe nicht mit so beissendem Spotte hergefallen wäre, dass die Heldin selbst darunter zu leiden hatte. Auch Voltaire wollte sich über dieses Heldengedicht lustig machen und seine „Pucelle" ist gewissermassen eine Parodie der „Pucelle" Chapelains. Wir haben uns also zuerst mit dieser zu beschäftigen. Um im Voraus unser Urtheil zusammenzufassen: wir werden, trotz aller berechtigten Schärfe der Kritik, auch die Verdienste Chapelains anerkennen, und wir werden, ohne Voltaire von seiner Schuld freisprechen zu wollen, dieselbe doch auf das rechte Mass zurückführen. Uebrigens haben beide dasselbe Schicksal gehabt; das Werk des Einen wie des Andern ist anfangs unmässig gelobt worden, um dann eines wie das andere dem herbsten Tadel zu verfallen, indessen mit dem für Chapelain günstigen Unterschied, dass dieser nur an seinem litterarischen Rufe Einbusse erlitten hat, während jenem, Voltaire, immer ein sittlicher Makel anhaften wird; ja man darf sogar hinzufügen, dass bei genauerer Untersuchung zugegeben werden muss, dass Chapelain noch immer besser als sein Ruf ist. Jedoch auch Voltaire hat sein „nationales Verbrechen", wie man sein komisches Epos genannt hat, auf einem anderen Gebiete seiner Thätigkeit zu sühnen gesucht. Jeanne d'Arc war als Opfer, nicht nur des Nationalhasses, sondern auch des religiösen Fanatismus und gemeinen Priesterehrgeizes gefallen, Voltaire wurde der Apostel der Toleranz.

Aber dies Werk der Sühne reizte die reactionäre katholische Geistlichkeit, deren Herrschsucht in dem Siege der Toleranz mit Recht eine Gefahr für ihre Existenz erblickte, und leider bot ihr Voltaire durch sein Epos eine willkommene Waffe zum Angriff. Es entwickelte sich nun um Voltaires „Pucelle" in Frankreich ein Culturkampf, der nach der Rückkehr der Bourbons auf das Heftigste entbrannte und zuletzt dem Bischof Dupanloup das Bestreben eingab, die Jungfrau von Orleans durch den Papst als katholische Heilige kanonisiren zu lassen.

So bilden denn die Namen Chapelain, Voltaire, Schiller, Dupanloup die ineinander greifenden Glieder einer kulturgeschichtlichen Bewegung, die ebenso eigenartig in ihren künstlerischen und

seelischen Motiven, als wichtig für die ganze moderne Gesittung ist. Wir schildern nun das Werk eines jeden Einzelnen nnd beginnen mit

a) Chapelain.

Es ergeht diesem Dichter ungefähr wie Rabelais; Jedermann spricht von ihm und selten hat ihn Einer gelesen; schon aus diesem Grunde dürfen wir etwas ausführlicher von ihm handeln. Wir folgen in unserer Darstellung den zwei Skizzen, welche der Ausgabe der zwölf letzten Gesänge des Heldengedichts vorausgehen, die in Orleans bei Herluison erschienen ist*); auch den jüngsten Bibliographen der Jungfrau, Joseph Fabre, werden wir citiren, den Einzigen vielleicht, der sich etwas eingehender mit dem Dichter beschäftigt hat, während sich die meisten Litterarhistoriker mit der Widerkäuung der hergebrachten Banalitäten begnügen.

Jean Chapelain, geboren in Paris 4. December 1595 und gestorben 22. Februar 1674, gehörte zu den zahlreichen Poeten, die der Litteratur des „Grossen Königs" vorangingen; am Hofe von Versailles, unter der lasterhaften Maitressenwirthschaft, konnte sich kein Dichter für die Jungfrau begeistern; höchstens hätte die sanfte Louise de la Vallière das Modell zu einer Agnes Sorelle abgeben können, hätte sie nicht als reuevolle Büsserin geendet. Chapelain, der früh das Studium der Medicin aufgegeben hatte, um sich ganz der schönen Litteratur zu widmen, glänzte unter den Schöngeistern des bekannten Salons der Marquise de Rambouillet; wichtiger aber war seine Stellung beim Cardinal Richelieu, dessen Aufmerksamkeit er auf sich gezogen hatte und dessen Gunst er als Hilfsarbeiter bei seinen belletristischen Liebhabereien zu fesseln wusste. Er wurde vom Cardinal mit der Abfassung der Statuten der französischen Akademie beauftragt und war der erste, der den Plan zu dem Dictionnaire der französischen Sprache fasste. Als ihm der Graf de Noailles, Gesandter in Rom, die Stelle eines Secretairs anbot, schlug sie Chapelain aus; der Cardinal belohnte ihn dafür mit einer Pension von tausend Thalern. Ebenso suchten ihn vergebens später Mazarin und der Herzog von Longueville für die Gesandtschaft zu Münster zu gewinnen.

*) „Jean Chapelain. Les douze derniers chants du poème de la Pucelle, publiés pour la première fois sur les manuscrits de la Bibliothèque nationale par H. Herluison, précedés d'une préface de l'auteur et d'une étude sur le poème de la Pucelle par René Kerviler, Lauréat de l'Académie Française. Orléans, H. Herluison, libraire éditeur, 17 rue Jeanne d'Arc. 1882." Ueber die grossen und zahlreichen Verdienste, die sich der Buchhändler Herluison um die Bibliographie des Orleanais und die Litteratur betr. die Jungfrau von Orleans erworben hat, werden wir Weiteres an einem andern Orte mittheilen.

Boileaus und Voltaires Spott haben ihn lächerlich gemacht; in der grössten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde sein Name mit allgemeiner Achtung ausgesprochen, Chapelain war der anerkannte Richter des Geschmacks, das Orakel der jungen Dichter; Racine legte ihm seine Ode auf die Vermählung des Königs 1660 vor, Chapelain war sehr zufrieden damit, zeigte sie dem Minister Colbert und wirkte für den angehenden Hofpoeten eine Pension von sechshundert Livres aus. Sein zahlreicher Briefwechsel mit allerlei Gelehrten und Schriftstellern zeigt, welches Ansehen er genoss. Er galt später für geizig, mancherlei Thatsachen dürften diese Anklage entkräften: als ihm der Herzog de Montausier, Gouverneur des Dauphin, mit Genehmigung des Königs die Stelle des Präceptors antrug, lehnte er diesen einträglichen Posten ab.

Chapelain hatte sein Heldengedicht um 1630 begonnen; er hatte sich dasselbe, wie Klopstock die Messiade, zur Aufgabe seines Lebens gemacht. „Er lebte sogar davon", sagt boshafter Weise der Litterarhistoriker Paul Albert. Der Herzog von Longueville, dessen Ahnherr der in dem Epos gefeierte Dunois war, hatte dem Dichter eine Pension für die Zeit ausgesetzt, während der er an dem Gedichte arbeiten würde. Auch Klopstock wurden die Mittel gewährt, mit Muse sein Epos zu vollenden, das nur vier Gesänge weniger hat als dasjenige Chapelains; es denkt Niemand daran, ihm einen Vorwurf daraus zu machen.

Mit ungemeiner Spannung hatte man der Veröffentlichung des Poems von der Jungfrau entgegengesehen. Der Abbé d'Aubignac, auch einer der schöngeistigen Vertrauten des Cardinals Richelieu, hatte im Jahre 1642 eine Tragödie „Jeanne d'Arc" herausgegeben, die, „um die Wahrscheinlichkeit zu retten", in Prosa geschrieben war. Der Verfasser hatte darin die sinnreiche Idee gehabt, Chapelains Epos von der Jungfrau selbst vorhersagen zu lassen: als die Jungfrau vor den englischen Feldherren steht, hält sie ihnen eine lange drohende Rede und verkündet ihnen: „Ein Dichter wird kommen, der die Unsterblichkeit meines Ruhmes durch ein unsterbliches Werk begründen wird." Dieses unsterbliche Werk war die „Pucelle" Chapelains; sie erschien (d. h. die erste Hälfte, zwölf Gesänge) 1656, fast dreissig Jahre nach dem Beginn der Arbeit, als der Dichter schon über sechzig Jahr alt war. In kaum achtzehn Monaten wurden sechs Auflagen vergriffen. Dann plötzlich stockte die Begeisterung und ein kühleres Urtheil trat an ihre Stelle. Die Mängel des Gedichtes traten bald hervor, aber man schwieg, Einige vielleicht aus Achtung vor dem Alter und dem Charakter des Verfassers.

Der nur erst zwanzigjährige Boileau, ein ebenso trockener wie boshafter Geist (er ist bekanntlich nie der Liebe fähig gewesen),

unterbrach die Stille, ohne Schonung für den bejahrten, ehrenwerthen Mann. Aus persönlichem Grolle, wie erzählt wird; der junge Boileau war nämlich im Hôtel Rambouillet eingeführt worden und hatte dort seine ersten Satiren vorgelesen, die Marquise und ihre Tochter hatten sein Talent zwar gelobt, ihn aber freundlich ersucht, dieser beissenden Dichtgattung zu entsagen; Boileau hatte darauf höflich erwidert, als aber Chapelain und auch Andere das Thema etwas eindringlicher wieder aufnahmen, wurde der Satiriker gereizt und schwur sich zu rächen. Er hat Wort gehalten.

Herr Baguenault de Viéville*) hat sicher Recht, wenn er hier das Gehässige dieses Charakterzuges Boileaus rügt; denn boshaft war der Dichter, der unglückliche Schriftsteller ihrer Armuth wegen verspottete, wie er, nur vierundzwanzig Jahr alt, in seiner ersten Satire Vers 77. 78 that: „Tandisque Colletet, crotté jusqu'à l'échine, S'en va chercher son pain de cuisine en cuisine"; eine unedle Bosheit, die der Satiriker zehn Jahre später sich nicht versagen konnte, in seiner „Dichtkunst" zu wiederholen (IV, 185). Der Litterarhistoriker Geruzez rügt ebenfalls diesen unedlen Spott; „der arme Franz Colletet", sagt er, „war schon unglücklich genug, nicht alle Tage seiner Mahlzeit sicher zu sein." Vergebens legten sich später verschiedene Personen, sogar seine Freunde, ins Mittel und wiesen auf den ehrenwerthen Charakter Chapelains hin; obgleich Boileau zugeben musste, dass der angegriffene Dichter ein rechtschaffener, gefälliger, dienstfertiger, aufrichtiger Mann war, schonte er ihn doch nicht. Er wusste, dass seine beissenden Sarcasmen das Publikum unterhielten; anstatt durch belehrende Kritik der Litteratur zu nützen, suchte er vielmehr auf Kosten des Angegriffenen mit seinem Witze zu glänzen. „Und war er denn", sagt B. de Viéville, „in Sachen des Geschmacks ein so unfehlbarer Richter, er, der Horaz und Voiture**) auf Eine Linie stellte, der in Tassos Gedicht nur bunten Flitter sah und in der Reife seines Talentes auf die ‚Einnahme von Namur' eine so mittelmässige Ode dichtete, in der es weder an jenen schwachen noch harten Versen mangelt, die er Andern mit solcher Bitterkeit vorwarf?" Der vollkommenere Geschmack späterer Zeit hat übrigens Boileau diese unedle Härte reichlich vergolten; einen Pedanten, einen Schulfuchs (cuistre) hat man ihn genannt, ihn, der sich für den Gesetzgeber des französischen Parnasses gehalten hatte.

---

*) Präsident der Société des Sciences, Belles-Lettres et d'Arts d'Orléans, in der biographischen Notiz, die der Ausgabe der letzten Gesänge beigegeben ist.

**) Voiture, geb. zu Amiens 1598, gest. zu Paris 1648, ein glänzender Stern des Hôtels Rambouillet, genoss allerdings in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein ungemeines, aber nicht verdientes Ansehen.

Mit Recht sagt B. de Viéville: „Trotz der Unvollkommenheit des Stils ist Chapelains Epos ein nationales Denkmal von hohem Interesse.“ Zeitgenössische gelehrte Kritiker, Balzac, Ménage, Huet, selbst solche, die gegen die Versification höchst eingenommen waren, fanden den Plan und die Anordnung des Ganzen vortrefflich, die Charakterschilderung der Jungfrau gut durchgeführt, und wenn die Sprache zuweilen trivial klingt, so sind die Gedanken und Gefühle immer edel. Ja, es weht in dem Gedicht ein epischer Hauch, den man in der Henriade nicht findet; es sind sogar sehr schöne Verse darin enthalten, von denen Voltaire sich ohne Gewissensbisse einige angeeignet hat. Schon der verständige Kunstrichter Huet hatte übrigens erklärt, dass das Publikum, da es nur die Hälfte des Epos kenne, nicht über das Ganze aburtheilen könnte. Joseph Fabre sagt in seiner Biographie der Jungfrau von Chapelains Werk: „Die zwölf letzten Gesänge schlafen im Manuscript auf der Nationalbibliothek unter der Nummer 15,002. Ich denke mir, dass kein Buchhändler sie dort ausgraben wird, trotz der Art von Rehabilitation Chapelains, die Saint-Marc Girardin einmal versucht hat.“ Nun, der Buchhändler Herluison in der „Stadt der Jungfrau“ hat den Muth und das Verdienst gehabt, es doch zu thun; seine Ausgabe in 279 nummerirten Exemplaren ist schon 1882 erschienen, und J. Fabre schrieb Obiges 1884! Ein schönes Zusammentreffen wollen wir erwähnen: der Druck dieser Ausgabe ist von dem Buchdrucker G. Jacob in Orleans gerade am 8. Mai 1882 beendet worden, am Tage der Feier des Gedächtnisses der Jungfrau!

Nach dem gegebenen Ueberblick wollen wir zuerst die Schicksale des Poems kurz vor und nach seinem Erscheinen betrachten. Wie hätte Chapelain noch länger zögern können, sein Gedicht zu veröffentlichen, wenn er so drängende Aufforderungen erhielt wie (um 1650) die poetische weihrauchspendende Epistel des Bischofs von Vence, Godeau, eines der Schöngeister des Hôtels Rambouillet! Godeau klagt, dass des Dichters Zeit fortwährend von den zahlreichen Kunstjüngern in Anspruch genommen wird, die sein Urtheil über ihre Sonette, Oden und Tragödien hören wollen; er solle sich von ihnen losreissen und zu ihm in die Provence kommen, um sich ganz seiner Muse zu widmen. Allerdings sprach der berühmte Arnaud d'Andilly, einer der Einsiedler von Port-Royal, dem Chapelain seit längerer Zeit seine poetischen Arbeiten unterbreitete, in einem anderen Tone zu ihm. Sein Brief vom 31. August 1654 (zum ersten Mal veröffentlicht von Ed. de Barthélemy im Bibliophile français 1869) enthält die offenherzigste Kritik und die verständigsten Rathschläge. Arnaud hatte eine Menge Verse geändert und dazu bemerkt, dass die ur-

sprünglichen von Chapelain herrührenden auf keinen Fall stehen bleiben dürften; u. a. schrieb er: „Évitez comme des écueils toutes ces minuties qui sont si fort au-dessous de la majesté d'un poëme héroïque, et qui ne sauraient jamais rien produire que de bas, soit dans le sens, soit dans les vers ... Évitez aussi ces termes propres des arts ou des autres choses qui sont si désagréables, nul mot ne se devant employer qui ne soit connu de toutes les personnes qui ont assez de sens commun ponr entendre des vers." Rathschläge, die freilich Chapelain nicht immer beobachtet hat! Wenn letzterer indess beschuldigt worden ist, seine Arbeit nur deshalb so lange verzögert zu haben, um die Pension des Herrn de Longueville um so länger zu geniessen, so räth ihm im Gegentheil Arnaud, sich keineswegs von diesem Herrn zu einer verfrühten Veröffentlichung drängen zu lassen, sondern nur darauf zu achten, dem Publikum etwas Vollkommenes zu bieten.

Leider gab Chapelain der Stimme der Schmeichelei mehr Gehör, als der ernsten redlichen Kritik. Balzac*), der grosse Briefkünstler (épistolier) seiner Zeit, überschüttete den Dichter mit Lobeserhebungen; am 20. Juni 1645 schrieb er ihm u. a., dass er immer von ihm träume; „Verbi gratia, Monsieur, je me suis trouvé la nuit passée entre vous et la Pucelle d'Orléans. J'ai été témoin des privautés que vous avez avec elle. J'ai ouï les plaintes qu'elle vous a faites, qui ont fini par cette prière en latin, de laquelle il me souvient, et à laquelle j'ai donné pour titre en me réveillant: Virgo ad poetam cunctatorem:

Sum fortis sat dicta, parum haec laus Virgine digna est;
Da tandem ut per te pulchra decensque vocer.

(Lange genug heisse ich nun die Heldin, dieses Lob genügt der Jungfrau nicht; mache endlich, dass ich, dank deinem Gedicht, auch schön und reizend genannt werde.)

Diesen Vergleich mit dem römischen Zauderer Fabius Maximus hielt Chapelain nicht länger aus. Zwanzig Jahre hatte das Werk auf sich warten lassen, endlich, am 15. December 1655, kam es aus der Presse und wurde in den ersten Tagen des Jahres 1656 ausgegeben. Majestätisch und feierlich (sagt R. Kerviler) erschien es vor dem Publikum in einem schönen Infolio-Bande, am Anfang jedes Gesanges mit Kupferstichen von Abraham Bosse geschmückt, welche 1800 Livres gekostet hatten, und mit den von Nanteuil gravirten Portraits Chapelains

*) Herr von Balzac (1597—1654), der im Hôtel Rambouillet den Glanz Voitures noch überstrahlte, gilt für den „Malherbe der französischen Prosa." Wir haben uns hier nicht mit der Trockenheit seiner Natur und dem hohlen Prunk seiner Rhetorik zu befassen, wir erinnern nur an die Worte, die er an den noch kinderlosen König Ludwig XIII. richtete: „Toute L'Europe vous demande des princes et des princesses, et il est certain que le monde doit finir aussitôt que finira votre race." Mit solchen Worten zieht man Despoten gross, wie es Ludwig XIV., der Sohn des Geschmeichelten, wurde.

und des Herzogs von Longueville versehen. Die Neugierde und der grosse Ruf, in welchem der Verfasser stand, verschafften dem Buche einen reissenden Absatz, dergestalt, dass sogar der Verkauf von Pascals Meisterwerk, les Provinciales, und der des berühmten Romans der Fräulein von Scudéry, Clélie, die in dieser Epoche erschienen, anfangs darunter zu leiden hatten. Um das ungeduldige Publikum zu befriedigen, musste der Buchhändler Courbé noch im selben Jahre zwei andere handlichere revidirte Ausgaben und 1657 noch eine vierte liefern. Gleichzeitig druckte man die Pucelle in Holland in der Elzevierschen Sammlung nach, sowie in Leyden bei Jean Sambix 1656 ein anderer Nachdruck erschien, sodass von dem Gedicht in nicht ganz achtzehn Monaten sechs Auflagen erschienen. Noch mehr! es fanden sich sogar zwei Bewunderer des Werkes, die, ohne sich gegenseitig Mittheilung davon gemacht zu haben, das Epos in lateinische Verse übersetzten, es waren dies Antoine Paulet, Priester an der Kathedrale zu Alby, und Herr von Montaigu, Dekan der Präsidialräthe*) zu Toulon; der erstere schickte, sobald er einen Gesang übersetzt hatte, denselben an Chapelain, jedesmal mit einem Begleitschreiben, worin dem Dichter möglichst Weihrauch gespendet wurde.

Ausserdem überschüttete eine zahlreiche Menge von Schriftstellern und Freunden Chapelain mit Lobeserhebungen in Prosa und Versen, darunter waren die glänzendsten Namen: die Prinzessin von Guémené, Herr von Montausier, Fräulein von Scudéry; am standhaftesten traten, auch nachdem der Sturm der Gegner entfesselt war, der gelehrte Ménage**) und die schon erwähnten Huet und Godeau für den Epiker ein, den Ménage „einen anderen Homer“ nannte. Der Bischof Godeau fand hierbei Veranlassung zu einem spasshaften Wortspiel; auf die Aufforderung, nun auch ein Heldengedicht zu verfassen, antwortete er, dass er nicht die nöthige starke Lunge habe, um in die Trompete stossen, „et qu'en cette occasion l'évêque cédait la place au chapelain.“ Und doch unternahm er es später, statt sich mit Eklogen und Episteln zu begnügen, die er recht artig zu drechseln verstand, auch sein Epos zu schreiben, „les Fastes de l'Église“ genannt, das langweiligste Werk, das je gereimt worden ist (sagt Kerviler, wir haben es nicht zu Gesicht bekommen).

---

*) Das Präsidial war ein Tribunal, von dem man an das Parlament appelliren konnte, also ein Tribunal erster Instanz. Die Einrichtung rührte von Heinrich II. her.

**) Gilles Ménage, aus Angers (1613—1692), war zwar Geistlicher, beschäftigte sich aber nur mit den schönen Künsten; er schrieb Verse in französischer, lateinischer, griechischer und italienischer Sprache; wegen letzterer wurde er sogar in die Akademie della Crusca aufgenommen. Uebrigens war er sehr gelehrt; sein Urtheil musste daher grosses Ansehen haben.

Allerdings waren diese Lobeserhebungen dem Poem noch vor seinem Erscheinen vorangegangen, wobei jedoch zu beachten ist, dass es Viele schon in der Handschrift gelesen hatten; sobald es veröffentlicht war, verstummten nach und nach die meisten Lobredner. Ein Zeitgenosse, Adrien Baillet, Verfasser des „Jugement des savants sur les principaux ouvrages des auteurs," sagte: „Avant sa naissance il avait été prédit par divers prophètes ... comme un fruit de perfection ... mais après ... les poètes à cent bouches disparurent, et à peine cent poètes purent-ils fournir une bouche pour lui rendre ses devoirs." Der Chevalier de Linière, ein geistreicher, vergnügungssüchtiger Mann, der in der Gesellschaft eine Rolle spielte und hübsche Chansons dichtete (1628—1704), gab noch im Jahre 1656 das Signal zum Pfeifen. Chapelain hatte seine Eigenliebe als Schöngeist verletzt; als ihm einmal der muntere Lebemann Verse von seiner Mache vorgelesen hatte, gab er ihm offenherzig zur Antwort: „Monsieur le chevalier, vous avez beaucoup d'esprit et de bonnes rentes: c'en est assez; croyez — moi, ne faites point de vers. La qualité de poète est méprisable dans un homme de qualité comme vous." Um sich zu rächen, schleuderte Linière, während die Ausgabe des Epos vorbereitet wurde, dies Epigramm*) in die gesellschaftlichen Kreise:

Nous attendions de Chapelain,
Ce noble et fameux écrivain,
Une incomparable Pucelle.
La cabale en dit force bien;
Depuis vingt ans on parle d'elle;
Dans six mois on n'en dira rien.

Nicht zufrieden damit schrieb er unter dem Pseudonym Éraste ein heftiges Pamphlet gegen das Epos, und es scheint fast, als wäre die Schmähschrift schon im Voraus abgefasst worden, denn es erschien fast gleichzeitig mit demselben. Ein junger Dichter, der Abbé de Montigny, der später Bischof von Saint-Pol-de-Léon in der Bretagne und Mitglied der Akademie wurde**), nahm Partei für die Pucelle und schrieb gegen das Pamphlet eine gleich heftige Broschüre „Lettre à Éraste pour réponse à son libelle contre la Pucelle. Paris, A. Courbé, 1656, in 4°, 32 p." Darin sagt er u. a.: „Donc, ô Monsieur Éraste, je vous dirai en ami que vous vous êtes extrêmement décrié en pensant décrier la Pucelle, et que vous n'avez

*) Boileau, der noch elf Jahre später in seiner neunten Satire darauf anspielt, hatte sich den Chevalier zu Dank verpflichtet; letzterer, der bei seinem leichtsinnigen Leben sich bald ausgegeben hatte, musste endlich hier und da borgen, auch Boileaus Börse half ihm aus der Verlegenheit; Linière verjubelte das ihm geliehene Geld im Wirthshaus und machte dabei spöttische Verse auf seinen Gläubiger, er rächte so den von ihm selbst angegriffenen Chapelain an dem boshaften Satiriker.

**) S. „La Bretagne à l'Académie française au XVIIe siècle, par René Kerviler 2e edit. Paris, 1879, worin eine ausführliche Biographie Chapelains enthalten ist.

pas tant fait une critique contre elle qu'un libelle diffamatoire contre vous." Und was die Epigramme betrifft, sagt der Abbé, so braucht man nur ein paar Worte zu ändern, um sie in Lobeserhebungen zu verwandeln; so schlägt er z. B. vor zu schreiben:

Dans mille ans on parlera d'elle
Ou l'on ne parlera de rien.

In einem Briefe vom 26. Sept. 1656 an den Abbé sagt Chapelain: „Es scheint, dass Linière an dem Hiebe genug hat, den Sie ihm versetzt haben." Aber er irrte sich; Linière bereitete ein neues Pamphlet vor und Chapelain bot seinen ganzen Einfluss auf, um das Erscheinen desselben zu verhindern. Es gelang ihm; Pressfreiheit war ja damals noch unbekannt und die Veröffentlichung einer Schrift hing von „hoher obrigkeitlicher Bewilligung" ab; Linières Pamphlet wurde unterdrückt; ein Gleiches widerfuhr einer ähnlichen Schrift, welche d'Assoucy, Verfasser des burlesken „Ovide en belle humeur", in Avignon herausgeben wollte. Dieser hatte geglaubt, wie auch mancher Andere, dass Chapelain selbst der Verfasser der „Lettre à Eraste" sei, und wollte Linière gegen ihn vertheidigen; Freunde des Dichters in Avignon und Orange verhinderten den Druck der Broschüre. Ein anderer Freund suchte ihn durch folgendes Sonett zu trösten:

La Pucelle paraît plus belle qu'une aurore
Qui d'un brillant soleil annonce le retour,
Et dans ce grand éclat, la France qui l'adore
La reçoit triomphante en sa royale cour.

Un lâche médisant que la haine dévore,
Jaloux qu'elle ait acquis tant d'estime et d'amour,
Ramassant ses venins, en vain la déshonore
Et s'attaque au grand nom qui la produit au jour.

Admirable génie, ornement de notre âge,
Laisse gronder ce monstre, et méprise sa rage,
Qui tâche d'obscurcir la gloire de tes vers;

L'orgueil attaque tout: dans sa fureur extrême,
N'a-t-il pas censuré la Providence même
Et cherché des défauts dans ce grand univers?

Aber der boshafte Linière fand Nachfolger und, was die Empfindlichkeit Chapelains umsomehr reizen musste, einer seiner Collegen von der Akademie selbst griff ihn an, Jules Pillet de la Ménardière, Arzt und Freund der Frau von Sablé. Er hatte zwar pseudonym „Sieur du Rivage" gezeichnet, wurde aber bald errathen. Alle Freunde Chapelains waren empört darüber; Herr von Montausier sagte zu la Ménardière selbst, dass der Verfasser der Schrift Prügel verdiente,

und er wünschte, dass Linière öffentlich geprellt würde. Einen wohlfeilen Spott erlaubte sich ein anderes Mitglied der Akademie, der Requetenmeister Habert de Montmort, indem er sagte, die Jungfrau habe so lange auf sich warten lassen, dass sie unterdessen zur alten Jungfer geworden sei; sein lateinisches Distichon lautet:

Illa Capellani dudum expectata Puella
Post longa in lucem tempora prodit anus.

Andere ergingen sich in noch freierer Sprache. Ménage protestirte dagegen in einer langen Epistel an Pellisson, Commis des Finanzministers Fouquet und Akademiker; er sagt darin u. a.:

Tous ces chantres malheureux,
Ces hiboux malencontreux,
Dont la débile paupière
Ne peut souffrir la lumière;
Tous ces sinistres corbeaux
Qui sur les rives des eaux
Du docte et sacré Permesse
Depuis deux ans font la presse;
Qui par leurs funestes cris
Détestés des beaux esprits,
Afin de se rendre indignes
Croassent contre les cygnes,
Toujours d'un oeil de travers
Regardent-ils ses beaux vers?
Les Homères, les Virgiles
Eurent jadis leurs Zoïles.

Je sais bien que Chapelain
Du moindre effort de sa main
Pourrait, ainsi que la foudre,
Briser et réduire en poudre
Tous ces lâches envieux
De ses travaux glorieux.
Mais si facile victoire
Est indigne de sa gloire.
Pour leur donner mille morts,
Il les livre à leurs remords.

Und der Herzog von Longueville, der Protector des Dichters, verdoppelte jetzt sogar die Pension, die er ihm seit zwanzig Jahren gewährte. Ermuthigt von seinen Freunden arbeitete also Chapelain ruhig weiter an seinem Poem. Wenn auch der erste Enthusiasmus des Publikums für das Werk verrauchte („ein Strohfeuer" hatte ihn der Akademiker Tallemant des Réaux in seinen Historiettes genannt), so schwiegen doch auch, nach den beiden erwähnten Angriffen, die Gegner und Chapelain wiegte sich zehn Jahre lang in die süssesten Träume von Dichterruhm. Es war die Meeresstille, die dem Sturme vorhergeht.

Wie war denn nun dies so gefeierte und so verlästerte Poem beschaffen? Die Stunde der Gerechtigkeit hat auch für Chapelain geschlagen; es gilt nicht mehr zu beschönigen, aber auch nicht das Gute zu verschweigen.

Eine Frau hatte zuerst den edlen Gedanken, den arg geschmähten Dichter gegen seine boshaften Feinde zu vertheidigen. Wie das fromme Mädchen aus Domrémy auf die Frage, was sie denn angetrieben habe, sich in Mannesrüstung in den Krieg zu stürzen?, die rührende Antwort hatte: „La pitié qu'il y avait au royaume de France",

so wurde auch in einem Frauenherzen das Mitleid mit dem Verfolgten rege; es jammerte das junge Mädchen, Pauline de Meulon, dem Dichter, der es mit aufrichtigem Herzen unternommen hatte, die Retterin des Vaterlandes zu verherrlichen, mit so schnödem Undank, ja mit Spott und Hohn gelohnt zu sehen. Fräulein de Meulon wurde die Gattin Guizots, dieser feilte nur die Arbeit seiner Braut aus. Es war dies im Jahre 1813. Darauf unterzog Saint-Marc-Girardin das Werk einer kritischen Analyse, in der er dem Verdienste Chapelains volle Gerechtigkeit widerfahren liess; er erklärte sogar, dass die Verse im ersten Gesang, die in verschiedenen Anthologieen mit der Ueberschrift „Dieu dans sa gloire" aufgenommen worden sind und „die Voltaire in seiner ‚Henriade' nachgeahmt hat, ohne sie zu erreichen, an die Erhabenheit streifen" („si ce grand mot de sublime", fügte er hinzu, „peut convenir à la malencontreuse renommée de Chapelain"), und weiter, dass der Dialog und die Scene zwischen Renaud und Suffolk, der bei der Belagerung von Orleans verwundet worden ist, Corneilles würdig seien. (S. Saint-Marc-Girardin. Souvenirs de voyages et d'études. Paris, Amyot, 1853.) Wir theilen sofort die gerühmte Stelle mit:

Loin des murs flamboyants qui renferment le monde,
Dans le centre caché d'une clarté profonde,
Dieu repose en lui-même; et vêtu de splendeur,
Sans bornes, est rempli de sa propre grandeur.
Une triple personne en une seule essence,
Le suprême pouvoir, la suprême science,
Et le suprême amour unis en trinité,
Dans son règne éternel forment sa majesté.
Un volant bataillon de ministres fidèles,
Devant l'Être infini, soutenu sur ses ailes,
Dans un juste concert de trois fois trois degrés
Lui chante incessamment des cantiques sacrés.
Sous son trône étoilé, patriarches, prophètes,
Apôtres, confesseurs, vierges, anachorètes,
Et ceux qui par leur sang ont cimenté la foi,
L'adorent à genoux, saint peuple du saint Roi.
. . . Tranquille possesseur de la béatitude,
Il n'a le sein troublé d'aucune inquiétude,
Et, voyant tout sujet aux lois du changement,
Seul, par lui-même, en soi, dure éternellement.
. . . Du pécheur repenti la plainte lamentable
Seule peut ébranler son vouloir immuable,
Et, forçant sa justice et sa sévérité,
Arracher le tonnerre à son bras irrité.

Mit Recht sagt Kerviler: „Wenn diese wahrhaft schönen Verse in einer Gedichtsammlung ohne Namen des Verfassers mitgetheilt würden, wer würde vermuthen, dass sie aus Chapelains ‚Pucelle' entlehnt sind? . . . Diese Schilderung allein ist im Stande, für den Ruhm

eines Dichters zu genügen. Sie ist von dem Aufschwung eines aufrichtigen Glaubens eingegeben; hier ist von keinen Regeln, keiner Methode die Rede; das einzige Mal in seinem langen Leben vielleicht hat Chapelain die wahrhafte Begeisterung gefunden.“ Wenn der Kritiker aber dann behauptet, dass „nirgends, weder bei den Dichtern des Alterthums, noch bei den Neueren, Gott mit gleicher Fülle und Heiterkeit gefeiert worden sei“, so möchten wir doch an Klopstock und an die „Ode von Gott“ des Russen Derschawin erinnern.

Im Jahre 1870 gab Julien Duchesne eine Frucht seiner Forschungen über die Poèmes épiques du XVII. siècle heraus, worin er dem Poem Chapelains mehrere Kapitel widmete.

Auch der schärfste Tadler sollte den Dichter milder beurtheilen, wenn er liest, wie sich derselbe selbst beurtheilt hat, noch ehe irgend ein Angriff gegen ihn unternommen war. Boileau hat doch die Vorrede lesen müssen, die der ersten Ausgabe voransteht, deren Druck am 15. Dec. 1655 beendigt war, zu deren Veröffentlichung das Privileg aber schon am 3. März 1643 durch Patent ertheilt worden war, zu einer Zeit also, wo Chapelain einen unbestrittenen Ruhm genoss. Für die Mehrzahl unserer Leser, die nicht auf die Quellen zurückgehen können, wollen wir einige Stellen daraus mittheilen:*)

„Je fais si peu de fondement, pour le bon succès de mon poëme, sur l'impatience qu'on a témoignée de sa publication, que je considère un si grand honneur comme son plus grand désavantage .... Ceux qui me connaissent savent que je me connais, et que n'ayant jamais eu de moi que de modestes pensées, je n'en ai aussi jamais dit que ce que j'en ai pensé. Ils savent encore que les louanges anticipees de quelques personnes officieuses n'ont été souffertes par moi qu'avec beaucoup de peine, et que j'ai toujours appréhendé qu'elles ne s'engageass nt à soutenir une réputation plus grande que mes forces ne le peuvent permettre ...

Surtout je n'avais garde de me persuader qu'un travail que je faisais à l'ombre dût jamais s'exposer au jour. Ce fut certainement par une aventure inopinée que ce que je cachais avec tant de soin vint à la connaissance de l'illustre prince qui, par sa générosité sans pareille, a trouvé moyen de me faire une nécessité d'un excercice volontaire, et qui a converti, par ses faveurs, en une profession publique, un amusement de cabinet. Voilà de quelle sorte je suis devenu poëte, aussi bien sans vanité que sans capacité, d'abord par passe-temps et ensuite pour ne me noircir pas de la plus lâche des ingratitudes.“

Wie konnte man bei so bescheidener Sprache den Verfasser noch hoffärtigen Dünkels zeihen, ihm den „kreisenden Berg“ (parturiunt montes) vorhalten, wie es Tallemant des Réaux gethan?

Chapelain hatte den Plan zu seinem Gedichte um 1625 gefasst, liess ihn fünf Jahre lang reifen und schrieb dann sein ganzes Werk zuerst in Prosa nieder. Die Versificirung war allerdings für ihn Neben-

*) Wie bei Allem, wo die Form nicht von historischem Werthe ist, haben wir auch hier die moderne Rechtschreibung gebraucht.

sache, die Erfindung die Hauptsache; das poetische Verdienst beruht nach ihm in der glücklichen Wahl des Stoffes, in der geschickten Combination der Fabel und in der Kunst, Episoden herbeizuführen. Diese seine Auffassung hat er in der Vorrede zu den letzten zwölf Gesängen auseinander gesetzt, vielleicht (nach dem Spruche: post, ergo propter) um sich gegen die Tadler zu vertheidigen, die, vor Allem Boileau, ihm die Härte so vieler Verse vorwarfen, während sie an der Anordnung des Ganzen keinen oder nur geringen Anstoss nahmen. Zweierlei ist also in dem Epos besonders zu beachten: die Fabel und die Form. Erstere wird gleich im Anfang auseinandergesetzt:

Je chante la Pucelle et la sainte Vaillance
Qui dans le point fatal où périssait la France,
Ranimant de son Roi la mourante vertu,
Releva son État sous l'Anglais abattu.
Le Ciel se courrouça, l'Enfer émut sa rage,
Mais par son zèle ardent et son mâle courage,
Triomphante et martyre, au bûcher comme aux fers,
Elle fléchit les cieux et dompta les enfers.

Diese grosse That hat sich der Dichter zum Vorwurf genommen und darum auch sein Epos „la Pucelle ou la France délivrée" genannt. Zuerst sucht er aber in seiner Vorrede sich zu rechtfertigen, dass er eine Heldin und nicht einen Helden besungen hat. Joseph Fabre macht mit Recht auf die Lanze aufmerksam, die hier der Dichter zu Gunsten des schönen Geschlechts gebrochen hat; Chapelain regt hier gewissermassen die sogen. Frauenfrage an. Allerdings betont er nur die Heldenhaftigkeit, was für uns Deutsche bei der Erinnerung an unsere germanische Urgeschichte und Heldensage nichts Auffälliges hat, was aber für jenes Jahrhundert der Etikette eine Kühnheit war. Als ob, meint er, die physische Schwäche auch auf moralische Schwäche schliessen liesse! Er macht keinen Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern, räumt der Seele des Mannes keinen Vorzug vor der des Weibes ein und begründet seine Meinung mit Beispielen aus der Geschichte. Er erklärt somit, dass in Bezug auf tugendhafte Handlungen das, was dem Manne wohl ansteht, an der Frau nicht unanständig sein kann, deren Seele jeder Tugend fähig ist, und appellirt gegen das Herkommen und die Vorurtheile an die Vernunft. Voltaire freilich hat die Wahl einer Heldin getadelt, aber nur in seinem Interesse, um seine Parodie zu rechtfertigen. Auch die Einwürfe, die La Harpe, bekanntlich ein sehr einseitiger und mittelmässiger Kritiker, gegen die Wahl des Stoffes erhob, sind nicht stichhaltig: Zeit und Ort der Handlung ständen zu nahe, meint er, ein Einwand, der doch noch mehr gegen die Henriade erhoben werden könnte. Und auch die Behauptung Sainte-

Beuves ist zu verwerfen, welcher gesagt hat, dass die Pucelle Chapelains unfehlbar (fatalement) zur Pucelle Voltaires führen musste; ohne Boileaus Spott hätte letzterer vielleicht nicht daran gedacht.

Saint-Marc Girardin im Gegentheil bemerkt mit Recht (und Schiller hat dies vor ihm empfunden), dass die Geschichte der Jungfrau sich vortrefflich für das sogen. merveilleux, das Eingreifen übernatürlicher Wesen eignet, nach der französischen Aesthetik ein wesentlicher Bestandtheil der epischen Poesie; ergreifend ist das wechselnde Geschick der Heldin, die vor ihrer Mission sanft und schüchtern, kühn während derselben und voll edler Ergebung in ihrem Märtyrerthum ist; der ganze Stoff aber ist national und volksthümlich, denn ein einfaches Mädchen aus dem Volke befreit das Land vom Joche des Ausländers.*) Es ist charakteristisch und traurig für das „Jahrhundert des grossen Königs", für das „Zeitalter der classischen Poesie Frankreichs", dass es dieses Alles nicht begriffen, nicht gefühlt, nicht verstanden hat. Wie kleinlich steht dieser Boileau, wenn man recht erwägt, neben Chapelain, der allein ein Herz hatte für die nationale Grösse und die heilige Heldin seines Vaterlandes! Warum hat denn keiner der wirklich genialen Dichter, was allerdings Chapelain nicht war, in jener Zeit sich für das Mädchen aus Domremy, für die Retterin ihres Vaterlandes begeistert? Racine hat sich begnügt, die Leidenschaften seines Herrn zu verherrlichen; seine Bérénice ist nur eine Elegie über die unglückliche Liebschaft Ludwigs und Henriettens, Schwägerin des Königs; unter dem Bilde der Esther lobhudelt er die Maintenon. Aber selbst in dem Herzen des grossen Corneille, der doch in Rouen lebte und zu dem tagtäglich die Erinnerung an die Märtyrerin sprach, hat diese Erinnerung kein Echo gefunden! Und doch hat er höchst wahrscheinlich die schönen Verse gekannt, die sein Landsmann Nicolas Chrétien, Sieur des Croix, aus Argentan in der Nieder-Normandie, in sein 1613 zu Rouen veröffentlichtes Schäferspiel „les Amantes" eingeflochten hat. Zwischen die Akte des Stückes sind fünf Zwischenspiele verstreut, welche fünf grosse Ereignisse aus der Geschichte Frankreichs darstellen: die Bekehrung Chlodwigs**), die Einnahme Compostellas durch Karl den Grossen**), die Einnahme Jerusalems durch Gottfried von Bouillon, die Einnahme Damiettes durch den h. Ludwig und die Jungfrau von Orleans. Da die Verse, in welchen schon die Sprache Corneilles

*) Wir können St. M. Girardin nicht in seiner weiteren Entwicklung beistimmen, wenn er die Jungfrau mit den Amazonen, mit Clorinden bei Tasso vergleicht und sagt, dass Jeanne gewissermassen die Reihe der kriegerischen Frauen schliesst, die in den Ritterromanen glänzen.

**) Beide gelten in Frankreich für Franzosen.

anklingt, wohl nicht oder wenig bekannt sind, so theile ich sie hier mit. In einem Monolog sagt Jeanne:

Qu'on ne s'étonne pas si, fille que je suis,
Je porte le coeur d'homme et plus qu'homme je puis.
Dieu de ce qui lui plaît se sert en ses ouvrages,
Et qui le sert ne peut encourir de naufrages.
A la honte des grands au vice appesantis,
Il élève en honneur les faibles, les petits.

König Karl beklagt sein Geschick und bittet Gott um Rettung. Baudricourt kündigt ihm Gottes Hülfe durch die Jungfrau an.

B. Sire, Dieu qui veut prendre en main votre querelle,
M'a fait vous amener une jeune pucelle,
Fille de peu de nom, mais de vaillant effort,
Qui a pour son seul chef le Dieu puissant et fort.
Par le ciel inspirée, et de son ordonnance,
Elle promet de mettre en repos votre France.
Ch. Qu'une fille ait l'honneur de ce que tant d'héros
Effectuer n'ont pu! Cela n'est à propos.
B. Que Dieu ne puisse bien lui donner la puissance
De parfaire ce fait? Ce n'est hors de créance.
Ch. Pourquoi nous ferait-il un si étrange bien?
B. Pour montrer qu'il peut tout, et les monarques rien.
Ch. Un fait contre nature est toujours rejetable.
B. Un fait contre nature est plutôt admirable.
Ch. Il porte en lui souvent le mensonge inventé.
B. Ce qui de Dieu provient est plein de vérité.
Ch. Pensez-vous que ce fait provienne de sa dextre?*)
B. Je le vois pour divin en tous actes parestre.**)
Ch. Qui vous en fait juger?
B. Le propos, la fierté
De la fille inspirée, et sa simplicité.
Ch. Une fille aurait donc plus que nous de vaillance?
B. Dieu exerce où il veut sa divine puissance.
Ch. Une fille combattre?
B. Eh! combien autrefois
On en a vu combattre et défaire les rois!
Ch. Je ne croirai jamais une telle merveille.
B. Faut croire ce qu'on voit et qu'on oit***) par l'oreille.
Ch. Une fille remettre en vigueur notre État?
B. Ce n'est pas une fille; mais c'est Dieu qui combat.

Und als nun Jeanne über die Engländer gesiegt hat, ruft sie begeistert und triumphirend aus:

Qui voudra contre France entreprendre autre fois,
Sentira le malheur qu'ont senti les Anglois.
Car Dieu, le fondement des sacrés diadèmes,
Comme il les a formés les conserve de même.

---

*) = droite. **) = paraître. ***) = entend.

Rien ne te détruira, France, que tes seuls bras,
Quand tes propres enfants t'empliront de combats.*)

Aber diese Episode N. Chrétiens steht ganz vereinzelt in jener Zeit da. Das Bild der Jungfrau war von der Geschichtschreibung des vorhergehenden Jahrhunderts ganz verwischt, wenn nicht übergangen worden; Jeanne d'Arc war zu einer romanhaften Figur geworden. Es war ein grosses Verdienst Chapelains, mitten durch den Nebelschleier der Unwissenheit oder Vorurtheile hindurch die geschichtliche Wahrheit erkannt zu haben; er hatte sich auch in seiner Vorrede alle Mühe geben müssen zu beweisen, dass Jeanne eine wahre geschichtliche Person sei, deren Thaten durchaus nicht erdichtet wären, „Grund genug", sagt Julien Duchesne, „um diesem einsichtsvollen und hellsehenden Arbeiter endlich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen."

Es ist wirklich unbegreiflich, dass das Verdienst dieses Mannes so lange hat verkannt werden können. Ich nenne es geradezu genial, dass Chapelain mitten in diesem Jahrhundert der Unnatur und Affectirtheit mit dem Brauch und Herkommen der zeitgenössischen Dichter so entschieden hat brechen können, dass er, während z. B. Fräulein von Scudéry den Römer Brutus zu einem sentimentalen Romanhelden und die keusche Lucretia zu einer artigen Kokette macht, in der heiligen Verehrung, die er für seine Heldin empfindet, ihr nicht die geringste menschliche Leidenschaft beilegt. Ganz von ihrer göttlichen Sendung erfüllt, schreibt sie ihre Siege Gott zu, bewahrt ihre Demuth ebenso unerschütterlich wie ihr Vertrauen und unterwirft sich gern allem Unglück, weil es vom Himmel kommt:

Exaltez moins, dit-elle, une simple bergère! . . .
Je n'agis point par moi, qui ne suis que faiblesse:
J'agis par l'Éternel; car c'est lui qui par mon bras
Apporte aux uns la vie, aux autres le trépas!

Diesen Charakter führt Chapelain consequent durch. Um in Kürze den Gang des Gedichtes zu verfolgen, geben wir Kervilers Resumé der ersten zwölf Gesänge wieder.

Beim Beginn ist Orleans, belagert von Bedford, und von Dunois vertheidigt, in der äussersten Bedrängniss; Karl VII., von der Gefahr

*) Wir haben diese schönen Verse ausdrücklich mit aufgenommen, um dem französischen Leser zu zeigen, dass der Deutsche Gerechtigkeit üben kann. Frankreich wolle endlich erkennen, dass Niemand daran denkt, seine Unabhängigkeit zu bedrohen; es wolle aber auch endlich einsehen, dass im Jahre 1870 Frankreich es war, welches den deutschen Nachbar angriff und seine Unabhängigkeit bedrohte, wie es schon 1866 sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands mischen wollte; es wolle endlich erkennen, dass Deutschland 1870 nur die französische Invasion zurückwarf, wie Frankreich zur Zeit der Jungfrau die englische Invasion zurückwarf.

in Kenntniss gesetzt, betet zum Himmel um Frankreichs Rettung; auf die Fürbitte der h. Jungfrau schickt Gott einen Engel zu Johannen, um ihr Gottes Auftrag zu verkünden. Sofort gehorcht sie, sie kommt in Chinon an, wo sie den König mitten unter den Hofleuten sogleich erkennt, und lässt sich den Oberbefehl über das Heer ertheilen. (Gesang I). Sie schlägt die Engländer, dringt in Orleans ein und rettet auf wunderbare Weise einen Provianttransport, der die Loire hinauffährt. Der Himmel flösst allen Franzosen Liebe zu ihr ein, und Dunois, der früher sein Herz an Marie, Nichte des jetzt mit den Engländern verbündeten Philipps von Burgund, verschenkt hatte, widmet nun seine reine Liebe der Jungfrau (Ges. II). Darauf folgt eine Schlacht, welche zwei Tage währt und in welcher Engel und Teufel, „der Schrecken" und andere übernatürliche Kräfte auftreten; die Engländer erleiden eine vollständige Niederlage und die Stadt ist befreit (Ges. III).

Im IV. Gesang ertönen Liebesseufzer anstatt Kriegslärms; die Versification ist hier minder hart als im übrigen Theile. Chapelain hat hier Virgil im vierten Gesange der Aeneide nachahmen wollen, Marie von Burgund spielt die Rolle der Dido. Marie hat sich in das Schloss Fontainebleau zurückgezogen, wo sie die Kunde von der Befreiung von Orleans erhält; ihr Herz schwelgt in Hoffnung, als sie plötzlich die Liebe ihres Ritters Dunois zu Johannen erfährt. Sie schickt ihre Vertraute, Yolande, als Mann verkleidet, zu ihm ab, schon scheinen deren Vorwürfe von Erfolg gekrönt, da tritt die Jungfrau auf und ihre kriegerischen Worte reissen den Verliebten wieder in den Kampf fort zur Belagerung von Jargeau, wo eine ganze Mauer über Johannen zusammenstürzt, ohne ihr Schaden zu thun.*) Unterdessen (Ges. V) wird der falsche Amaury, der bisher das Herz Karls VII. besessen hatte, von Eifersucht auf das Ansehen der Jungfrau verzehrt und er hofft durch Zurückberufung der Agnes Sorelle, die er früher vom Hofe entfernt hatte, seinen Einfluss wieder zu erhalten. Während dieser Zurüstung verfolgt Johanna mit unbezwingbarer Ausdauer ihre göttliche Sendung, sie ordnet das Heerwesen, zwingt Beaugency zu kapituliren und schlägt Talbot in die Flucht. Bei ihrer Rückkehr zum König (Ges. VI) trifft sie Agnes an seiner Seite an, diese ist eben im Begriff, die Gunst desselben wieder zu gewinnen, aber Johannens energische Worte führen den schwachen Karl zu seiner Pflicht zurück. Wüthend entflieht Agnes an den Hof

*) Bei dieser Gelegenheit hatte Chapelain, Arnaud d'Andillys Warnungen vergessend, eine grosse Kenntniss des Kriegswesens entwickelt; er erzählte später mit grossem Selbstbehagen, dass ihn der Grosse Condé einmal „Oberst Chapelain" angeredet habe.

Philipps von Burgund; die Jungfrau aber führt den König vor die Mauern von Reims, nachdem sie den Verrath Amaurys bei Auxerre vereitelt hat. Während dessen ist Agnes (Ges. VII) in Fontainebleau angekommen, wo sie Philipp ihre Liebe anbietet und ihn bestimmt, sich den Engländern anzuschliessen. Die sanfte Marie, der die ränkesüchtige Buhlerin zuwider ist, flüchtet sich von Fontainebleau nach Paris. In demselben Gesang erzählt Robert, Bruder der Agnes, zwei zufällig auftretenden Prälaten die Geschichte Frankreichs, indem er ihnen die prächtigen Tapisserien an den Wänden im Schlosse erklärt. Im VIII. Gesange wird erst die Krönungsfeierlichkeit geschildert. Dann ahmt Chapelain abermals Virgil nach, bei dem Aeneas in die Unterwelt hinabgestiegen ist. Als man das Heranziehen Bedfords erfährt, will Karl die geheimnissvollen Stimmen befragen, von welchen die Jungfrau ihre Eingebungen erhält. Man begiebt sich nach der Grotte Maraiphe, wo nach einer neuntägigen Andacht die Stimmen den Tod Johannas, die Besiegung der Engländer, den Ruhm und die Schwäche des Königs und die Geschichte seiner Nachfolger bis auf Ludwig XIV. verkünden. Dass hierbei Chapelain das Lob Ludwigs XIII. und des XIV. singt, vor Allem aber das Haus des Herzogs von Longueville, seines Wohlthäters, verherrlicht, war zu erwarten.

Der schwache Karl (im Ges. IX) vergisst bald seine Versprechungen. Um die Jungfrau zu stürzen, überreden ihn Amaury und dessen Vater, dass alle Wunderthaten derselben nur Künste des Teufels seien; Satan ruft auch den „Schrecken“ herbei, um das französische Heer in Verwirrung zu bringen. Johanna bietet all ihre Beredsamkeit auf, um die Ordnung wiederherzustellen. Im X. Gesang hält der König Kriegsrath, ob man die Verfolgung fortsetzen soll. Nach einer stürmischen Verhandlung reisst die Jungfrau Alles mit sich fort, ermuthigt aufs Neue das Heer und so kommt man vor Paris an. Im XI. Gesang wird dies belagert, Dunois wird im Gefecht gefangen. Nach dreimaligem Sturme dringt endlich Johanna, obgleich im Einzelkampfe mit Talbot schwer verwundet, durch die Bresche ein; aber im Augenblick, wo das französische Banner auf den Mauern von Paris flattert, wird im königlichen Heere zum Rückzug geblasen und die Truppen geben unter dem Geschrei: Verrath! die Belagerung auf. Ein Dämon hatte nämlich einen von der Jungfrau auf Talbot abgeschossenen Pfeil auf Amaury gelenkt und Karl hat geglaubt, sie verriethe ihn (Ges. XII). Ein Donnerschlag verkündet Gottes Zorn gegen den ungerechten König, der die Jungfrau verbannt, auch das Heer empört sich gegen ihn. Johanna aber zieht sich traurig und ergeben mit ihrem Bruder Rudolph in den Wald von Compiègne zurück, um hier in der Einsamkeit zu leben. Aber das Heranziehen der Armee Philipps zwingt sie in die Stadt zu fliehen,

deren Einwohner sie anflehen, die Vertheidigung derselben zu übernehmen. Sie willigt ein, aber nach langem Widerstreben; denn sie hat erkannt, dass der Himmel ihr nicht mehr beisteht; bei einem Ausfall wird sie von den Engländern gefangen, die sie nach Rouen führen.

Das ist der Inhalt der ersten zwölf Gesänge, die zu solchem Spott Veranlassung gegeben haben. Die letzten zwölf blieben ungedruckt; auf sie konnte Boileau keinen Bezug nehmen. Wir wollen ganz kurz auch ihren Inhalt zusammenfassen. Die Jungfrau bleibt nun im Kerker und die Handlung geht ohne sie weiter; Marie und Agnes werden nun Gegenstand verschiedener Intriguen. Eduard, Bedfords Sohn, kommt aus England an; sein Vater, der ihn mit Marien vermählen möchte, schickt ihn, da er Johannens Bruder Rudolph sehr ähnlich sieht, zu Karl VII., um denselben zu verderben, während er sich des wirklichen Rudolphs versichert. Indessen wird Agnes von gefallenen Engeln aufgereizt, zu König Karl zurückzukehren, sie folgt den verlockenden Stimmen und umstrickt den König aufs Neue. Das ganze Heer versinkt mit demselben in weichliche Ruhe und Schwelgerei. Dunois wird gegen Talbot ausgewechselt; aber seine Tapferkeit muss müssig liegen. Umsonst verlangen die Führer den Sturm auf Rouen, um die Jungfrau zu befreien; Eduard, der falsche Rudolph, vereitelt alle Entwürfe durch seine Einflüsterungen beim König, der immer tiefer in die schmachvollste Ueppigkeit verfällt. „Agnès toute seule opère tout ce mal.“ Endlich setzt es Dunois durch, dass man auf Rouen zieht, aber durch den Verrath Eduards, der seinen Vater von Allem in Kenntniss setzt, missglückt der Zug und Dunois wird aufs Neue gefangen. Es wechselt nun wieder Verrath und Kampf miteinander ab. Der Bischof von Beauvais, hier Causson genannt, verlangt den Tod der Jungfrau, Bedford jedoch verweigert seine Genehmigung; ein Engel hat seiner Frau verkündet, dass von dem Leben Johannens das Heil Eduards abhinge. Die Jungfrau aber betet zu Gott, ihr Leben als Sühne für die Verirrungen Frankreichs anzunehmen; ein Engel kommt hernieder und heisst sie hoffen. Nun folgt die Krönung Heinrichs VI. in Paris. Karl, erbittert, will die Stadt stürmen, Heinrich schlägt ihm vor, den Streit durch einen Zweikampf zu enden; Karl nimmt denselben an und schon ist der Engländer nahe daran zu unterliegen, als seine Truppen auf die Franzosen stürzen, aber zurückgeworfen werden. Es kommt zu einem Waffenstillstand. Talbot hält Heerschau in Plymouth und führt seine Truppen nach Frankreich. Bedford aber zieht es vor, König Karl durch Eduard vergiften zu lassen. Letzterer veranstaltet auf dem Schlosse, wo Karl und Agnes den Freuden der Liebe leben, ein festliches Mahl; der König reicht hier einen vergifte-

ten Apfel, den Bedford für ihn selbst bestimmt hatte, seiner Geliebten, die bald nach dem Genusse daran stirbt. Karl ist in Verzweiflung und will mit ihr sterben. Da erscheint ihm sein Schutzengel, der die Züge und die Stimme der Agnes annimmt; sie (denn sie glaubt Karl zu sehen) bekennt ihre Sünde, durch ihre Verführung des Königs den Zorn Gottes gereizt zu haben, schon sei sie ihm zum Opfer gefallen, er möge nun durch seine Reue Gott besänftigen. Karl bekehrt sich, das Heer folgt seinem Beispiel. Auf die Fürbitte der Heiligen und Engel lässt sich Gott endlich erweichen, er will dem Könige vergeben und den Tod der Jungfrau als Sühne für Karls Sünden annehmen. Satan beschleunigt durch seine Arglist ihre Verurtheilung. Ein Engel verkündet nun der Jungfrau ihr nahes Ende, sie antwortet darauf durch folgendes Gebet:

Grand Dieu, qui ne sais point oublier tes fidèles.
D'un amoureux transport je cours où tu m'appelles,
Et j'accepte et reçois avec humilité
Le présent de la mort que me fait ta bonté.
Je sais trop, ô Seigneur, qu'à cette insigne grâce
Je ne puis aspirer sans une insigne audace.
Étant trop au-dessous d'un si noble trépas,
Je le souhaitais bien, mais ne l'attendais pas.
Tu souffres, toutefois, qu'aujourd'hui je l'attende;
Tu souffres que mon chef passe pour digne offrande;
Tu souffres par ma mort, agréable à tes yeux,
Expier des Français les crimes odieux.
Et je veux cette mort, et j'apprends avec joie
Qu'après tant de délais ta pitié me l'envoie;
Je ne respire qu'elle et te prie ardemment
Qu'il t'en plaise avancer le bienheureux moment.
Fais-moi combattre encore, et vois si ta guerrière,
Soutiendra vaillamment cette épreuve dernière,
Et si du dernier choc, vainquant les ennemis,
Elle aura mérité le triomphe promis.

So steigt sie, als Sühnopfer für die Sünden ihres Königs, der sie verbannt und dann weichlich in den Armen der Buhlerin geschwelgt hatte, auf den Scheiterhaufen; vor ihrem Tode aber verkündet sie den Engländern noch ihre gänzliche Niederlage. Sie erscheint dann noch Marien, die den Verfolgungen Bedfords entflohen ist. Letztere befreit Jeannens Bruder Rudolph, der von ihr den Tod seiner Schwester und den Betrug erfährt, der mit seinem Namen getrieben wird. Er eilt zum König, giebt sich ihm zu erkennen und tödtet Eduard im Zweikampf; Bedford stirbt vor Schmerz über den Tod seines Sohnes.

Jeanne verkündet im Traume Marien, dass sie sich bald mit Dunois vermählen und dass eine ruhmreiche Nachkommenschaft ihrer Ehe entspriessen werde. Bald nachher wird auch Dunois befreit, und

Digitized by Google

wie er den Tod der von ihm geliebten Jungfrau erfährt, schenkt er sein Herz Marien. Der König belagert noch ferner Paris, der Herzog von Burgund trennt sich von den Engländern und versöhnt sich mit Karl. Im Kampfe tödtet nun Dunois Talbot und Marie durchbohrt mit ihrem Speer Lionel, Talbots Sohn, der eben Dunois den Todesstreich versetzen will. Die Franzosen siegen, Paris ergiebt sich und König Karl zieht nun in Notre-Dame ein, um Gott für die Befreiung Frankreichs zu danken.

Dies ist der Inhalt von Chapelains Heldengedicht „la Pucelle ou la France délivrée", worin die Jungfrau bis zuletzt einen Heldencharakter bewährt.

Unbedingt verdient der Plan des Ganzen volle Anerkennung; die Handlung und Charakterzeichnung ist gut durchgeführt, frei von den romanhaften Ausschweifungen der zeitgenössischen Epopöen; immer tritt in dem Gang der Erzählung der Grundgedanke hervor, Alles bezieht sich direkt auf Jeanne, bei aller Mannigfaltigkeit behält also das Epos ein einheitliches Gepräge und vor Allem zeichnet es sich durch einen staunenswerthen historischen Scharfblick aus. Wie richtig hat Chapelain im Ganzen die Jungfrau aufgefasst, wenn er auch am Ende die rührende menschliche Saite nicht anschlägt, die in ihrem Todeskampfe erklang! Wie richtig hat er den verderblichen Einfluss der Buhlerin Agnes gekennzeichnet, klarer sehend als alle Historiker und alle Dichter, die wenigen Ausnahmen abgerechnet, die wir erwähnt haben! Vielleicht ist in Chapelain ein tüchtiger Historiker zu Grunde gegangen und es scheint fast, als habe er dies gefühlt; als Colbert ihm den Auftrag gab, eine Liste derjenigen Gelehrten anzufertigen, welche verdienten vom König eine Pension zu erhalten, hatte der Dichter mit vollem Recht auch sich eingetragen, in der Charakteristik, die er, wie von den Uebrigen, auch von sich entwirft, sagt er: „S'il n'était point attaché à son poème, il ne ferait peut-être pas mal l'histoire, de laquelle il sait assez bien les conditions."*)

Der Schulfuchs Boileau hat das auch gefühlt und immer nur die Versification getadelt, die allerdings arge Blössen giebt. Die

---

*) Wir bedauern, dass uns der Umfang dieses Werkes nicht gestattet, das Ganze mitzutheilen; da wir in Deutschland der Erste sind, der dem Schlendrian in der Beurtheilung Chapelains entgegentritt, so hätten wir gern die Sache noch ausführlicher behandelt; der Raum nöthigt uns aber viele Kürzungen auf. Chapelains Epos ist ein achtungswerthes Denkmal und zwar noch immer das bedeutendste, das dem Andenken der Jungfrau in ihrem Vaterlande errichtet worden ist, und da dies bisher noch nicht erkannt wurde, so haben wir ihm diese eingehende Besprechung widmen müssen. H. Sg.

Litterarhistoriker haben bisher aber immer nur diesem Pedanten nachgeschrieben; so mögen denn auch andere Kritiker zu Worte kommen. Im Februar 1708 war in dem „Mercure de Trévoux" wieder einmal ein hartes Urtheil über Chapelain gefällt worden; ein Abbé Goujet bemerkte dazu: „J'avouerais que tout cela est vrai, pourvu qu'on ne dise pas que le poème de „la Pucelle" soit absolument destitué de toute beauté; que l'on convienne que cet ouvrage, dont le sujet et le plan sont également beaux, serait peut-être aujourd'hui le premier de nos poèmes épiques, si Chapelain l'eût versifié dans le goût de son ode au Cardinal de Richelieu, et qu'il se fût un peu moins occupé du soin d'étaler les connaissances qu'il avait acquises en tout genre."

Aehnlich drückt sich Laharpe aus, der den Tadel nicht gespart hatte, und Th. Gautier, der erst mit aller Wucht über den Styl Chapelains herfällt, ruft zuletzt voll Verzweiflung aus: „Ce qu'il y a de pis, c'est qu'au fond son ouvrage est tris-raisonnable, très-bien conduit, très-bien charpenté, comme on dit maintenant, et qu'il aurait pu être un véritable poème, s'il eût été versifié par un autre que lui."

Ganz gewiss, will man einmal die Fiction des Dichters annehmen, so bedarf es nur einer harmonischen Umarbeitung des Versbaues und mehrerer Kürzungen, und Frankreich würde ein nationales Epos haben, das ihm weder Lamartine noch V. Hugo gegeben haben.

Was an dem Poem Chapelains [zu tadeln ist, ist die eintönige Wiederholung mancher Einzelheiten — die Schlachten und Reden gleichen sich so ziemlich alle —, sowie das Schmieden von Vergleichen, womit der Dichter den Homer hat nachahmen wollen, der falschen Auffassung gemäss, die jene Zeit von der Dichtkunst als Kunst hatte und wonach man Recepte geben zu können glaubte, wie man Gedichte machen müsse; ferner die Anhäufung von überflüssigen, kleinlichen Einzelnheiten, von zu kraftvollen Beiwörtern und gesuchten Inversionen; Hyperbeln ersetzen oft die Phantasie.

Man kann von Chapelain sagen, was man von manchem Maler sagt, dass er sich besser auf die Zeichnung als auf die Farben versteht. Die scharfe Charakterzeichnung, wonach jede Person bei ihm unwandelbar ihre originelle Eigenthümlichkeit behält, entspringt gewissermassen einer Verkehrtheit der Epoche; es war die Allegorieensucht, die ihn leitete, die, eine Frucht der mittelalterlichen Scholastik, schon bei Dante auftritt, hinter welche sich Tasso versteckt, um seine Fictionen zu vertheidigen, an der noch Voltaire gelitten hat und die in Deutschland noch bei Zachariä im vorigen Jahrhundert herrschte. In der Vorrede sagt Chapelain, dass u. a. König Karl den Willen bedeutet, der von Natur zum Guten geneigt ist, aber sich leicht zum Bösen verleiten lässt; der Günstling Amaury und die Maitresse Agnes sind die Regungen der lüsternen Begierde, die die Unschuld des Willens durch ihre Anstiftungen und Reize ver-

derben; Dunois ist die tapfere Tugend, die für das Wohl und Heil des Willens kämpft, im Grunde der vornehmste Held des Gedichts, die Jungfrau aber ist die Intelligenz, die ihm in seinem Unternehmen, Frankreich von den Engländern zu befreien, beisteht, gewissermassen die Pallas dieses Ulysses, oder christlicher gesprochen, die göttliche Gnade, die den Arm des Helden (Dunois) stärkt, die bösen Lüste und Begierden (Amaury und Agnes) unterwirft und dem Willen (Karl) den inneren Frieden wiedergiebt; Frankreich aber sollte die menschliche Seele vorstellen, die mit sich selbst im Krieg liegt und von den heftigsten Aufregungen zerwühlt wird. Diesem allegorischen Grundgedanken gemäss sind nun alle Personen des Epos treu gezeichnet und durchgeführt.

Was an dem Gedichte zu tadeln ist, haben wir schon gesagt; der Styl ist höchst mangelhaft, die Verse gar manchmal von schrecklicher Härte, zuweilen trifft man auf Geschmacklosigkeiten wie folgende:

L'Anglais sur elle tonne, et tonne à grands éclats,
Mais pour tonner sur elle il ne l'étonne pas.

Das Schlimmste der Art findet sich leider! in dem feierlichsten Momente, es ist die Schilderung der Aufrichtung des Scheiterhaufens; man denkt dabei an den Litterarhistoriker Géruzez, der wegen der Inventarien gleichenden Beschreibungen in Chapelain den Sohn und Enkel von Notaren hat wiedererkennen wollen. Aber man hat schon so übel von dem Dichter gesprochen, dass wir es vorziehen, der schönen Stellen zu gedenken, die dem irregeleiteten Publikum verschwiegen worden sind. Wie malt (Ges. VI) sich die Begeisterung, die Jeanne dem Heere mitgetheilt hat, in folgenden Versen ab: „Nach Reims!" hat das ganze Lager gerufen:

Le son en rejaillit au sommet des montagnes;
Il se roule et s'épand sur les vastes campagnes;
La forêt le répète, et le vaste torrent,
Plus trouble et plus ému, fuit en le murmurant.
Tout marche, et le soldat, en son ardeur extrême,
Rapidement vers Reims se porte de lui-même.
On voit comme à l'envi les drapeaux ondoyants
Vers la sainte cité d'eux-mêmes se ployants.
Le cri des bataillons imite le tonnerre;
Leurs pas plus sourdement font résonner la terre;
La poussière s'élève et compose une nuit
Qui du camp disparu ne laisse que le bruit.

Wie beredt drückt sich (Ges. IX) die Entrüstung der Jungfrau aus, wenn sie den König schwanken sieht, der sich von Amaury bereden lässt, die Verfolgung Bedfords aufzugeben:

En ces termes, dit-elle, et jusqu'en ta présence
Oser de ses décrets blâmer la Providence!
L'oser jusqu'en ton nom, l'oser en me parlant,
Ah! c'est être, à vrai dire, un peu trop insolent!
Ah! c'est trop écouter l'indigne jalousie
Dont pour mes grands succès on a l'âme saisie!
C'est faire trop d'injure au bras du Tout-Puissant,
Et trop de ses faveurs être méconnaissant!
On a donc pu sitôt bannir de sa mémoire
Du Dieu libérateur l'éclatante victoire,
Quand près de ses hauts murs le fidèle Orléans
Sous le poids de mes coups vit tomber les géants!
On ne se souvient plus de ce hardi passage,
Qui de tant de cités éloigna le servage;
On ne se souvient plus du sacre glorieux
Dont l'objet triomphant s'offre encore à nos yeux.

Wir haben die unglückliche Nachahmung Homers in den Vergleichen erwähnt; einige sind aber doch schön. Man führt oft den folgenden an (Ges. V): Talbot ist in der Schlacht bei Janville von Feinden umringt; trotz der sicheren Niederlage kämpft er mit Muth weiter:

Il est désespéré, mais non pas abattu,
Et médite un trépas digne de sa vertu.
Tel est un grand lion, roi des monts de Cirène,
Lorsque de tout un peuple entouré sur l'arène,
Contre sa noble vie il voit de toutes parts
Unis et conjurés les épieux et les dards;
Reconnaissant pour lui la mort inévitable,
Il résout à la mort son courage indomptable;
Il y va sans faiblesse, il y va sans effroi,
Et, la devant souffrir, la veut souffrir en roi.

Ein anderer Vergleich passt zwar nicht recht zu der geschilderten Lage, aber die Harmonie der Verse hätte selbst Boileau anerkennen müssen; Karl hat seine Räthe zu einer Sitzung zusammenberufen (Ges. X):

Dans toute l'assemblée, après cette ouverture,
Il s'élève un confus et paisible murmure;
Pareil à ce doux bruit qu'on entend quelquefois
Troubler innocemment le silence des bois,
Quand l'amoureux Zéphire, en se plaignant de Flore,
Fait de son sein brûlant mille soupirs éclore,
Et force les échos des rochers d'alentour
A parler avec lui de son ardent amour.

Solche hier und da verstreute Schönheiten, sowie der grosse, consequent durchgeführte Plan des Ganzen liessen lange Zeit die

Mängel und Härten des Versbaues übersehen. Noch sechs Jahre nach dem Erscheinen des Epos vertraute der Minister Colbert dem Dichter als gewiegtem Kunstrichter die Aufgabe an, die der königlichen Gunst würdigen Schriftsteller zu bezeichnen. So fest stand noch Chapelains Ansehen, dass sich die später so berühmten Racine und Fléchier, die auch von ihm auf die Pensionsliste eingetragen worden waren, bei ihren ersten litterarischen Arbeiten an ihn um Rath und Belehrung wandten. Madame de Longueville hatte zwar nach einem Vortrage des Gedichtes einmal gesagt: „Das ist vollkommen schön, aber sehr langweilig"; aber man liess es dabei bewenden, schwieg, griff den Dichter nicht an. Der freigeistige Dichter Saint-Pavin (1600—1670) brachte dies Urtheil in Verse:

Je vous dirai sincèrement
Mon sentiment sur la Pucelle:
L'art et la grâce naturelle
S'y rencontrent également.

Elle s'explique fortement,
Ne dit jamais de bagatelles,
Et toute sa conduite est telle
Qu'il faut la louer hautement.

Elle est pompeuse, elle est parée;
Sa beauté sera de durée;
Son éclat peut nous éblouir;

Mais enfin, quoiqu'elle soit telle,
Rarement on ira chez elle
Quand ou voudra se réjouir.

Ende des Jahres 1663 geschah der erste satirische Ausfall auf Chapelain. Boileau, der Satiriker Furetière und Racine, letzterer aller Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter bar und ledig, machten sich den Spass, bei einem Glase Wein die lustige, aber boshafte Parodie „Chapelain décoiffé" zu reimen, die der Abbé Fléchier, der ein besseres Herz als Racine hatte, mit Entrüstung während der „grossen Gerichtstage" 1665 zu Clermont in der Auvergne aufführen sah, und welcher bald nachher „la Métamorphose de la perruque de Chapelain" folgte. Mehrere Jahre lang machte man sich nun, auch am Hofe, über die Perrücke des Dichters lustig, der all dem Spotte geduldige Gelassenheit entgegensetzte. Gekitzelt und ermuthigt durch den Erfolg dieser Posse begann nun Boileau einen regelrechten Krieg gegen die bisherige Autorität Chapelains. Voltaire — warum hat er dies nicht früher bedacht, noch ehe er sein Poem schrieb? — führte das Unternehmen Boileaus auf sehr kleinliche Beweggründe zurück: „Voilà donc l'origine de la querelle," sagte er: „un peu d'envie et

de penchant à médire.“ Man suche die betr. Stellen in Boileaus Satiren u. s. w. selbst auf, wir geben hier nur die Jahreszahlen seiner schon 1663 mit der VII. Satire begonnenen Ausfälle an: 1664, 1665, 1667, 1669, Art poétique 1669—1674 und épigramme 1676, zwei Jahre nach Chapelains Tode! Allerdings hatte er 1667 in der IX. Satire erklärt, er unterscheide wohl in Chapelain den Dichter und den Privatmann; aber ziemte es sich, über einen Ehrenmann unablässig so bissig herzufallen? griff er nicht den Privatmann mit den neidischen Worten an: „le mieux renté de tous les beaux esprits“? Und verräth es nicht einen boshaften Charakter, wenn er, nachdem er in dieser IX. Satire gesagt hat: „Mais laissons Chapelain pour la dernière fois,“ es nicht unterlassen kann, immer wieder von Neuem über den Dichter herzufallen, der doch seine grossen Verdienste gehabt hatte, der es gewagt hatte sich ein hohes patriotisches Ziel zu stellen und nur in der formellen Behandlung seines Stoffes Schwäche gezeigt hatte?

Da man gewöhnlich von Boileau nur seine poetischen Werke liest, so erwähnen wir auch seinen „Dialog der Romanhelden“, wo er der Pucelle folgende Verse in den Mund legt:

O grand prince, que grand dès cette heure j'appelle,
Il est vrai, le respect sert de bride à mon zèle;
Mais ton illustre aspect me redouble le coeur,
Et me le redoublant me redouble la peur.
A ton illustre aspect mon coeur te sollicite
Et, grimpant contre mont, la dure terre quitte u. s. w.

Pluto fragt nun den Diogenes: „Quelle langue vient-elle de parler? — D. Belle demande! française. — Pl. Quoi! C'est du français qu'elle a dit? Je croyais que ce fut du bas-breton ou de l'allemand.*) Qui lui a appris cet étrange français? — D. C'est un poète chez qui elle a été en pension quarante ans durant. — Pl. Voilà un poète qui l'a bien mal élevée. — D. Ce n'est pas manque d'avoir été bien payé, et d'avoir exactement touché ses pensions etc.“

Es liegt hier eine Verhöhnung vor, die man Verleumdung nennen kann; obige Rede der Jungfrau findet sich nicht in dem Poem, sie ist nur aus allerlei halben Versen zusammengestoppelt, bildet also

*) Die deutsche Sprache und Litteratur zur Zeit Boileaus war freilich nicht geeignet, Hörer und Leser sonderlich zu entzücken, doch darf erwähnt werden, dass zur selben Zeit (am 24. März 1698) Racine Folgendes an seinen Sohn schrieb: „Je n'ajoute qu'un mot à la lettre de votre mère, pour vous dire que j'approuve au dernier point le conseil qu'on vous a donné d'apprendre l'allemand, et les raisons solides dont M. l'ambassadeur s'est servi pour vous le persuader. J'en ai dit un mot à M. de Torcy, qui vous y exhorte de son côté, et qui croit que cela vous sera extrêmement utile.“ Und in dieser Sprache sollte Schillers Jungfrau gedichtet werden!

einen sogen. Cento, ein Flickstück. Wenn aber Ch. Romey, Verfasser von „Hommes et choses de divers temps“ (1864, Paris, Dentu), sich auf diese Verse stützt, die er wörtlich aus dem Poem entnommen glaubt, um auf das heftigste über Chapelain herzufallen, so klagen wir weniger seine leichtfertige Unüberlegtheit an, wie Kerviler thut, als die parodirende Bosheit Boileaus, der seine Leser irre geführt hat.

Wohl aber müssen wir Kerviler Recht geben, wenn er alle Schuld Voltaires auf den Spott Boileaus zurückführt. Nicht Chapelains Poem selbst hat „mit verhängnissvoller Nothwendigkeit“ zu dem Pasquill Voltaires geführt, wie Sainte-Beuve gesagt hat, sondern die Fluth von gemeinen Spässen, die Boileaus Spott hervorgerufen hat und die allmählich die heilige Märtyrerin selbst nicht verschonten. Das war die sittliche Bildung der Litteraturepoche Ludwigs XIV.! Auf dem Platze des Cimetière-Saint-Jean war damals ein sehr besuchtes Restaurant, wo die geistreichsten jungen Herren vom Hofe sich mit Boileau und seiner Bande zusammenfanden. Auf dem Tisch ihres Zimmers lag immer ein Exemplar der „Pucelle“ Chapelains auf. Wenn einer der Gäste einen Fehler gegen die Sprache oder die Logik gemacht hatte, so wurde Gericht über ihn gehalten und der Schuldige verurtheilt, eine Zahl Verse aus dem Poem zu lesen: zwanzig war eine harte Strafe; war das Vergehen gar zu arg, so wurde auf einen ganzen Gesang erkannt. Es lässt sich errathen, was für schlechte Witze von den angetrunkenen Zechern dabei gerissen wurden, und mit Recht hat Kerviler diese Kneipe die Geburtsstätte von Voltaires Pasquill genannt. Nicht nur der Dichter, die nationale Heldin selbst litt unter dem der guten Sitte Hohn sprechenden Spotte. Selbst auf den Versuch des bekannten Präsidenten von Lamoignon, Frieden zwischen Chapelain und Boileau zu stiften, antwortete letzterer mit einem gemeinen Epigramm. Ersterer schrieb dagegen folgendes Sonett, das er aber nicht drucken liess, denn er hatte ein besseres Herz (die Handschrift liegt auf der Nationalbibliothek):

Despréaux, grimpé sur Parnasse
Sans qu'on en eût jamais su rien,
Trouva Régnier avec Horace
En doux et paisible entretien.

Son coeur fut tenté de leur grâce;
Il résolut d'avoir leur bien,
Les en dépouilla plein d'audace
Et s'en para comme du sien.

Jaloux du plus grand des poètes,
Dans ses satires indiscrètes
Il choque sa gloire aujourd'hui.

En vérité je lui pardonne:
S'il n'eût mal parlé de personne,
On n'eût jamais parlé de lui.

Mit welcher Seelenruhe Chapelain auf seine Gegner herabblickte, ersieht man aus seiner Vorrede zu den letzten zwölf Gesängen, wo er auch seine Ansichten über die epische Poesie entwickelt; man ersieht daraus ferner, dass er nach dieser Auffassung für die Schwächen seines Epos blind sein musste. Die Hauptsache war nach ihm der Plan, die Erfindung, die Anordnung; „quant aux vers et au langage, ce sont des instruments de si petite considération dans l'épopée, qu'ils ne méritent pas que de si graves juges s'y arrêtent. On les abandonne à la fureur de la nation grammairienne, sans qu'on s'en estime plus ou moins pour l'approbation qu'ils recevront d'elle, ou pour les coups de bec qu'elle leur pourra donner." Er sagt sogar, dass, streng genommen, ein Poem auch dann noch Poem sein würde, wenn es nicht in Versen geschrieben wäre. Wozu das führt, hat die „Lagosiade" unseres Zachariä gezeigt. Bei aller Ueberzeugung von dem Werthe seines Poems schliesst Chapelain doch mit grosser Bescheidenheit. Er verkündet am Ende seiner Vorrede den Aufschwung der Dichtkunst bei allen Nationen, natürlich in seinem Vaterlande besonders, und sagt zuletzt: „Was mich betrifft, wenn ich des Postens, nach welchem ich auf dem Parnass gestrebt habe, nicht würdig befunden werde, wenn der Name eines Dichters zu hoch schwebt, als dass meine schwache Anstrengung ihn erreichen könnte, so werde ich mich mit dem Gewinn trösten, den mein Vaterland aus den Talenten und der Kraft derer ziehen wird, die nach mir in die Rennbahn treten und sie glücklicher durchlaufen werden als ich."

So patriotische Bescheidenheit verdient alle Achtung. Aber noch bei seinen Lebzeiten erhoben sich muthige Stimmen zu seiner Vertheidigung gegen Boileaus Satiren, vor Allen der gelehrte Huet, der spätere Bischof von Avranches, dessen Worte nicht ungehört verhallten. Der Dichter, mit dem man sich, trotz Boileau und Voltaire, im ganzen achtzehnten Jahrhundert noch ernstlich beschäftigte, um dessen Namen sich zwei Lager Für und Wider bildeten, konnte kein unbedeutender Mann sein, ungeachtet der wenig dichterischen Versification. Wenn seine Feinde alle Blössen des Poems scharf beleuchtet hatten, mussten sie immer, wie Marivaux im Januar 1755 im „Mercure" that, auch die Vorzüge Chapelains anerkennen und mitten in einer Sitzung der Akademie vertheidigte ein Akademiker die Wahl des Stoffes gegen Voltaires Tadel. Auf dessen Schmähungen hatte Prévost, Verfasser des Romans „Manon Lescaut", in seinem Journal „Le Pour et le Contre" 1737 energisch geantwortet, und der P. Oudin wollte beweisen, dass Boileau viele Verse dem von ihm verspotteten Poem entlehnt hätte. Auf das ungemessene Lob, das

der Chevalier de Cubières 1787 Chapelain spendete, glaubte der Kritiker Laharpe eine Widerlegung von zwanzig Seiten schreiben zu müssen.

Die verständigste und ehrendste Anerkennung, die dem epischen Sänger der Jungfrau zu Theil geworden ist, ist die hundertjährige Gedächtnissfeier, die sein Poem 1756 erhielt. Ein Herr de Caux de Cappeval veröffentlichte in der „Année littéraire" dieses Jahres den „Plan einer verbesserten Ausgabe des berühmten (fameux) Poems Chapelains"; er gab die Schwächen desselben zu, aber wenn man sich in die Zeit der Entstehung versetze, würde man Boileau vielleicht einer übermässigen Strenge zeihen. „Wenn man Corneille soviel Ungleichheiten und Nachlässigkeiten verzeiht, warum sollten dieselben Unvollkommenheiten nicht gleichmässig, für den Einen wie den Andern, vielmehr die Fehler ihres Jahrhunderts als ihres Genies sein?... Alle diese Fehler sollen nun in einer neuen Ausgabe des Poems verbessert werden. Der Herausgeber hat alles Ueberflüssige entfernt ... kurz, er hat denselben Chapelain, den ein Mann von Genie soeben travestirt hat, verjüngt. Wenn trotz dieser Sorgfalt dies Poem noch ein schwaches Colorit zu haben scheint, namentlich dem glänzenden blühenden Styl der Henriade gegenüber, so hat man geglaubt, dass es in der Poesie wie in der Malerei verschiedene Arten von Schönheit giebt: dass ein Poem sich durch die Anordnung auszeichnen kann wie ein Gemälde durch die Regelmässigkeit der Zeichnung, und dass, wenn die graue Manier Poussins dem Werthe seiner Werke, verglichen mit denen von Rubens, nichts benimmt, auch die ‚Pucelle' Chapelains in gewissen Augen nichts verlieren würde, selbst nach einem Vergleich mit der Henriade."

Dieses Urtheil ist sehr verständig und die Parallele mit Poussin besonders sehr glücklich. Einige Monate nachher kündigte der Herr de Caux seinen Plan von Neuem an, doch hat man nichts von der Ausführung vernommen. Das grosse Publikum hielt trotz der lobenden Anerkennung verständiger Kritiker an seinem Vorurtheile fest, Boileaus Bosheit hatte die Spottgeburt von Voltaires komischem Epos erzeugt, dieses beherrschte nun die Einbildungskraft der Lesewelt.

b) Voltaire.

Dass die geschichtliche Grösse dieses glänzenden Geistes nur eine relative ist, dass, wenn Clerus und Königthum die Reformation in Frankreich nicht gewaltsam unterdrückt hätten, ein Voltaire gar nicht nöthig, ja gar nicht möglich gewesen wäre, haben wir in unserer „Kultur- und Litteraturgeschichte der französischen Schweiz" nachgewiesen. Aber der Fanatismus und Despotismus, die in Frank-

reich herrschten, rechtfertigten sein Erscheinen; kein redlicher Freund des Fortschritts leugnet die unsterblichen Verdienste Voltaires um die französische Nation. Hat er, der „den Wahn bekriegte, auch den Glauben verletzt", so ist die sittenlose, vom Zweifel selbst zernagte, theils frivole, theils fanatische Geistlichkeit seines Landes, besonders die höhere, dafür verantwortlich zu machen. Für diese seine Gebrechen findet sich eine Entschuldigung; für sein Poem „la Pucelle" keine, es war ein Verbrechen. Und es fällt dabei um so schwerer in's Gewicht, dass das Gedicht mit allen verlockendem Zauber des Witzes und Stiles ausgestattet ist: „le plus condamnable de ses ouvrages, et, il faut bien le dire, celui qui charmait particulièrement les contemporains," sagt der Litterarhistoriker Paul Albert. „Il est à déplorer qu'un chef-d'oeuvre de style ne soit que la profanation d'un de nos souvenirs nationaux les plus glorieux," sagt ein anderer, Demogeot. Das Verdammungsurtheil des jüngsten Biographen der Jungfrau, Joseph Fabre, führen wir am Schlusse an.

Und Steenackers, der über Chapelains Poem geringschätzig gesprochen hatte, weil Agnes darin keine schöne Rolle spielt, nennt Voltaires Epos „ce poème charmant, si justement méprisé et admiré." Dieser verführerische Reiz des verrufenen Werkes erhöht die Schuld des Dichters; die heilige Märtyrerin der Vaterlandsliebe war durch Voltaire ein Gegenstand des niedrigsten Spottes geworden. Ein entsetzlicher Gedanke für jeden sittlich fühlenden Menschen! Wir haben absichtlich die Verdammungsurtheile angeführt und unterschrieben, damit kein Priester uns vorwerfen könne, wir wollten diese Schuld Voltaires leugnen. Wir sind so weit davon entfernt, dass wir es niemals über das Herz haben bringen können, das Werk zu lesen.

So sagte schon der Engländer Southey 1795, als er in seinem Epos die Jungfrau verherrlichte: „Ich habe niemals das Verbrechen begangen, die „Pucelle" Voltaires zu lesen." Mag Blumauer Virgils Aeneide travestiren; er macht sich nur über ein Werk der Einbildung lustig. Etwas anderes ist es, eine geschichtliche Person zu verspotten, der ein ganzes Volk zu Danke verpflichtet ist. Unwillkürlich bleibt uns nach der Lectüre eines solchen Werkes von dessen Schmutz etwas an dem heiligen Bilde haften und besudelt es in unserer Einbildungskraft. Das allgemeine Verdammungsurtheil über das Poem darf uns persönlich für unser Urtheil genügen. Wir haben die geringen Auszüge, die Steenackers mittheilt, lesen können, denn sie berühren die Jungfrau nur wenig und sind auch nicht zu anstössig.

Wenn wir nun auch der Vertheidigung das Wort geben, wie es die Gerechtigkeit verlangt, so lassen wir ebenfalls Andere sprechen, fügen aber unsern Einspruch hinzu. Das „Morgenblatt" brachte vor zwanzig Jahren die eingehendste Besprechung des Voltaireschen Poems

die wohl erschienen ist. Der Kritiker nannte es „eine aufklärerische Satire auf den Obscurantismus seiner Zeit"; Voltaire habe eine Gelegenheit gebraucht, gegen den herrschenden Aberglauben, gegen die Unsittlichkeit des Klerus, die Missstände einer absoluten Monarchie u. a. zu Felde zu ziehen; es fiel ihm nicht ein, den Glanz der Nationalheldin mit böser Absicht zu schwärzen, sondern er travestirte ein zu seinem Zwecke geeignetes Gedicht, in welchem sich jene durch einen für sie unglücklichen Zufall vorfindet. Die teuflische Reputation, die Voltaires Poem hat, hätten ihm aus Missverstand Schiller, vorzüglich aber die Dunkelmänner gemacht (das sind die vier oben citirten Autoren nicht! Sg.), welche um so lauter schrieen, als sie sich getroffen fühlten. Dabei beruft sich der Kritiker auf Hettner, der in seiner Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts sagt: „Unter all der arabeskenhaften Verkleidung bricht die tiefere Grundabsicht immer wieder hervor. Es genügt nicht einmal, dass König Ludwig XV. und Madame de Pompadour . . . mit unerhörter Dreistigkeit verspottet werden (die „Pucelle" wurde 1730, wenn nicht früher geschrieben, und die Pompadour wurde erst 1745 bei Hofe eingeführt! Sg.), der geisselnde Spott greift vielmehr tiefer. Mit der Verhöhnung und Erniedrigung der nach der Volksmeinung mit göttlicher Sendung betrauten Jungfrau wurde auch der katholische Wunderglaube, ja die Weihe des angestammten Fürstenhauses, zu dessen Rettung sie gesendet war, verhöhnt und erniedrigt."*)

Kurz, Jeanne und Chapelain seien nur Vorwand und Nebensache; das Ganze habe auch nicht das mindeste historische Gepräge, die gute Hälfte beziehe sich auf die gegenwärtigste Wirklichkeit des 18. Jahrhunderts. Zuerst springen die Ausfälle auf den Klerus in's Auge; da ist z. B. der Benediktiner Grisbourdon, der eine Fahrt in's Reich der Dummheit macht; dort glaubt er noch immer in seinem Kloster zu sein und fühlt sich wie zu Hause; nur auf Eins versteht er sich, auf die richtige Werthschätzung robuster weiblicher Reize: „und von solchen Leuten ist Frankreich bevölkert! und darum kann

---

*) Hettner hat wohl Formey nicht gelesen; dieser erzählt, dass Voltaire, nach seiner Ankunft bei Friedrich dem Grossen, auch der Königin-Mutter seine Besuche gemacht habe, und sagt: „Il lui lut même quelques chants de la Pucelle, qu'il prétendait faire envisager à cette princesse comme une satire des abus de l'Église romaine. Je ne crois pas qu'elle ait pris le change; mais la bonne politique l'engageait à de grands ménagements avec ce poète, qui était dans le plus haut période de faveur." Voltaire hat sich somit über diese Auslegung seines Poems selbst lustig gemacht! (Souvenirs d'un citoyen. Berlin, 1789.) Formey, aus einer ausgewanderten Hugenottenfamilie, Secretär der Academie der Wissenschaften zu Berlin, war durch seine Stellung vollkommen in Alles eingeweiht, was Voltaire betraf. Sg.

in diesem Lande der Unterrichtete nicht gedeihen! und darum ist es dort so erspriesslich an den Papst und die Hölle zu glauben.“ In einer Episode begegnet man einem Erzbischof, der das Abscheulichste zu treiben versucht, und da ihm dies misslingt, seine Opfer der Inquisition und dem Feuertode überliefert. Dazu kommen die Hiebe auf die Maitressenwirthschaft, auf das ganze Hofleben, und — auf litterarische und artistische Gebrechen der Zeit, ja persönliche Ausfälle auf Schriftsteller, welche Voltaire zuwider waren. „Wir fragen uns hier,“ sagt der Kritiker, „was das Alles vor dem hart belagerten Orleans soll?“ Ja wohl, das werden sich noch Manche fragen. Die Antwort, dass die Befreierin der Stadt nur Nebensache jenes Gedichtes sei, erschwert vielmehr die Schuld Voltaires; jeder andere Stoff hätte ihm ebensogut und noch besser die Handhabe zu seinen Ausfällen geben können. Er brauchte nur der „Pucelle“ Chapelains „la belle amante,“ „la maîtresse,“ die schöne Agnes gegenüber zu stellen, die ja erst nach dem Tode der Jungfrau aufgetreten ist.

Zum Schlusse erklärt der Kritiker, obgleich nach seiner Meinung das Poem nicht ein persönliches Schmähgedicht auf Jeanne d'Arc, sondern ein satirischer Angriff auf den Aberglauben und andere Missstände der Zeit habe sein sollen, dass Voltaire den Vorwand dazu gut und schlecht zugleich gewählt habe: gut, insoweit als in Chapelains Epos schon der seinem Zweck entsprechende Gegenstand einer Travestie vorlag (dem haben wir eben widersprochen, Sg.) schlecht, weil trotzdem ein zartfühlender und patriotischer Geist einen solchen Stoff unwillkürlich gemieden hätte. Und das, sagen wir, bleibt immer die Hauptsache; was hilft es, wenn der Kritiker noch sagt: „Abgesehen von der schlechten Wahl ihres Gegenstandes, ist die ‚Pucelle‘ eine der trefflichsten komischen Epopeen, welche existiren.“ Diese schlechte Wahl macht sie eben für die gebildete Welt, für eine gereinigte Gesittung unmöglich. Das Poem war ein Unglück für Frankreich, ein Verbrechen an „dem edlen Bilde der Menschheit“ überhaupt.

Dem Kritiker „scheint es, als sei Voltaire dafür durch den Flecken, welchen das Poem auf seinem Namen zurückgelassen hat, hinlänglich und jedenfalls verhältnissmässig mehr gezüchtigt worden als jene französischen Geistlichen und Richter, welche Jeanne nicht verspotteten, sondern verbrannten.“ Aehnliches haben die Vorredner zu der Kehler Ausgabe des Poems gesagt. Nach unserer Meinung aber ist Voltaires That für den Namen der Jungfrau viel nachtheiliger gewesen; von dem Scheiterhaufen zu Rouen ist sie aufgestiegen in die Reihen der heiligen Märtyrerinnen, von wo uns ihr Bild zulächelt in himmlischer Verklärung; das Poem aber hat ihr reines Bild in der Phantasie der Leser beschmutzt, und es hat der poetischen Sprache

Schillers und der ernsten historischen Arbeit eines Michelet, eines Quicherat und Anderer bedurft, um es von dem Staube zu reinigen, worin es der unsaubere Witz Voltaires gewälzt hatte.

Um letzteren weiter zu entschuldigen, hat man auf seine Prosaschriften hingewiesen. Steenackers citirt aus dem „Essai sur les moeurs des nations" folgende Stelle: „Elle (Jeanne) eut assez de courage et d'esprit pour se charger de cette entreprise, qui devint héroïque... Les Anglais assiégeaient alors la ville d'Orléans... Cette fille guerrière, vêtue en homme... entreprend de jeter du secours dans la place. Elle parle aux soldats de la part de Dieu et leur inspire le courage d'enthousiasme qu'ont tous les hommes qui croient voir la Divinité combattre pour eux. Elle marche à leur tête et délivre Orléans, bat les Anglais, prédit à Charles qu'elle le fera sacrer dans Reims, et accomplit sa promesse l'épée à la main. Elle assista au sacre, tenant l'étendard avec lequel elle avait combattu. La victoire rapide d'une fille, les apparences d'un miracle, le sacre du roi qui rendit sa personne plus vénérable, allaient bientôt rétablir le roi légitime et chasser l'étranger: mais, l'instrument de ces merveilles, Jeanne d'Arc fut blessée et prise en défendant Compiègne. Un homme tel que le Prince Noir eût honoré et respecté son courage. Le régent crut nécessaire de la flétrir pour ranimer ses Anglais. „Cette héroïne, digne du miracle qu'elle avait feint..."

Das wäre schon etwas, wenn sich Voltaire nicht auch in Prosa widersprochen hätte! In seinem „Dictionnaire philosophique" nennt er Jeanne eine Einfältige, „une idiote... une dévote, menée par un fripon nommé frère Richard," wozu J. Fabre bemerkt, dass der Mönch Richard bei Jeannens Auftreten auf der Wallfahrt in Jerusalem war und dass sie denselben erst bei der Belagerung von Troyes kennen lernte.

Auch diese Vertheidigung Voltaires ist also kraftlos; derselbe Steenackers übrigens, der sie versucht hat, widerspricht sich selbst nicht minder. Er sagt zwar: „Nous n'essayerons pas d'excuser Voltaire. Il y a des gloires si pures et si sacrées que la plaisanterie la plus inoffensive doit s'interdire de les toucher, même de les effleurer." Aber vorher hat er gesagt: „Ce poème honteux et charmant qu'il n'eût pas dû faire, et qu'on regretterait presque qu'il n'eût pas fait." Diese Worte sind zu charakteristisch für ihn und so manche andere Franzosen, um übergangen zu werden; letztere verzeihen das Schlimmste, wenn es nur geistreich gesagt ist.

Man hat endlich das Poem als eine Jugendsünde hingestellt, deren sich Voltaire später geschämt hätte. Am eingehendsten versuchte dies der Bonapartist Granier (gebürtig aus Cassagnac, daher Granier de Cassagnac genannt) im „Constitutionnel" vom 16. Dec. 1850. Nur zwei Personen (führt Granier aus) hatten eine Abschrift davon, der König von Preussen und Madame du Châtelet. Voltaire verheimlichte sich keineswegs, welch' entsetzliches Geschrei man darüber erheben würde, und begnügte sich, es bei verschlossenen Thüren zu lesen und darüber zu lachen. Das Gedicht wurde während

seines Aufenthaltes in Cirey 1735 angekündigt. Vor der Hand blieb es bei der Ankündigung; aber wie Voltaire darüber erschrak, zeigt sein Brief an seinen Freund Thiriot vom 8. December 1735, worin er sagt: „ich werde zuletzt noch in der Fremde sterben müssen.“ Gleicher Schrecken drei Jahre später. Er bildete sich ein, Frau von Graffigny habe eine Abschrift der „Pucelle“ an Devaux, Lector des Königs Stanislas in Lothringen, geschickt und dass noch andere Abschriften davon umliefen, und drängte in die gänzlich unschuldige und unwissende Frau, die Abschriften zurückzuverlangen. „O Madame, es handelt sich um das Leben eines armen unglücklichen Menschen,“ rief er, halb flehend, halb zornig. Endlich erschien das Ungeheuer doch, im Jahre 1754, wie Granier meint, nach der Handschrift von Frau du Châtelet, von der es in die Hände von Fräulein Duthil gekommen war. Voltaire schrieb am 20. Nov. 1754 an d'Argental: „Der Druck dieser verdammten ‚Pucelle‘ entsetzt mich, ich schwebe beständig zwischen Furcht und Schmerz.“ Am 24. Mai 1755 schrieb er an denselben: „Das Werk, wie ich es vor zwanzig Jahren gemacht habe, bildet einen sehr unangenehmen Gegensatz zu meinem jetzigen Zustande und Alter; ja, so wie es jetzt in der Welt herumläuft, ist es für jedes Lebensalter abscheulich. Was man mir davon geschickt hat, ist voll Albernheit und Frechheit. Der gute Geschmack und Anstand muss sich davor entsetzen. Es geht nichts über die Schande, meinen Namen an der Spitze eines solchen Werkes zu sehen.“ Vor denen, die er täuschen konnte, verleugnete er die Autorschaft. „Ich habe nichts Platteres und Schauderhafteres gesehen, schrieb er am 29. Juli 1755 an Herrn von Brenles, das hat der Lakai eines Atheisten gemacht.“ An den ersten Syndikus von Genf schrieb er am 2. Aug. 1755: „Schauder ergriff mich bei dem Anblick dieses Blattes, das, ebenso unverschämt als platt, Alles, was es nur Heiliges giebt, beschimpft. Wenn einer meiner Lakaien eine Zeile davon abschriebe, auf der Stelle würde ich ihn fortjagen.“ Und an d'Argental am 14. Nov. 1755: „Seit sechs Monaten ist mein Leben vergiftet und meine Seele wie erdrückt. Darüber, dass man diese unanständigen Scherze bei meinem Alter noch aufweckt, schäme ich mich dermassen, dass meine Berge nicht Höhlen genug zu haben scheinen, um mich zu verstecken.“ Und 1762 gab Voltaire das Gedicht selbst heraus! Damit bricht das ganze Vertheidigungsgerüst Graniers zusammen!

Wenn Eines Voltaire entschuldigen kann, so ist es seine Erziehung und seine Zeit. Was er in seiner Kindheit um sich sah, konnte ihm keine Achtung vor der Kirche einflössen; Geistliche selbst zerstörten in ihm den religiösen Sinn, zuerst sein Pathe, der ungläubige Abbé Châteauneuf, und in der zügellos ausschweifenden und freigeistigen Gesellschaft der vornehmen Herren

de Vendôme, de Sully, des Abbé Servien u. s. w., in die er eingeführt wurde, konnte er keine sittlichen Grundsätze gewinnen. Aus dieser Jugenderziehung, die mit der lockeren Epoche der „Régence“ zusammenhängt, ging sein Poem hervor! Frankreich, das in strafbarer Undankbarkeit seine Retterin, die Jungfrau, vergessen hatte und voll grober Unwissenheit über sie war, konnte dem Pamphletisten keinen Vorwurf darum machen; die Nation war mitschuldig an der Schmach, die Voltaire der Märtyrerin anthat und für die Boileau hauptsächlich mitanzuklagen ist.

Vor Allem aber hat, soweit dies ihm möglich war, Voltaire seine Schuld dadurch zu sühnen gesucht, dass er sich zum Vertheidiger und Rächer der Unglücklichen aufwarf, die zu seiner Zeit demselben Fanatismus zum Opfer fielen, der einst den Scheiterhaufen der Jungfrau angezündet hatte. Und das ist es, was ihm das Pfaffenthum nicht vergeben kann, und darum ist es so schadenfroh, seinem unversöhnlichen Gegner diese Jugendsünde vorwerfen zu können, weil es damit denselben in der öffentlichen Achtung herabsetzen kann. O über dieses Pharisäerthum! Diese Tartüfes! Ihre eigenen Sünden verschweigen sie, aber die ihrer Feinde posaunen sie aus, wo sie können, ohne des zahlreichen Guten zu gedenken, das die Feinde verrichtet haben. Und wieviel Gutes hat Voltaire in der zweiten Hälfte seines Lebens gethan! Wir können es hier leider nur im kürzesten Umriss schildern, zu demselben aber zwingt uns der Missbrauch, den die Dunkelmänner mit der „Pucelle“ Voltaires getrieben haben.

Aus dem Bauernstande war dem französischen Königthum die Retterin gekommen. Wie hat dasselbe in der Zeit seiner höchsten Machtfülle diesem Stande gelohnt? Das Bild, das La Bruyère unter Ludwig XIV. von dem Elend der Bauern entwirft, ist entsetzlich; er nennt sie „animaux farouches qui, quand ils se lèvent, montrent une face humaine“, ihre Nahrung ist schwarzes Brod, Wasser und Wurzeln. Und 1739 schrieb der Marquis d'Argental: „Die Menschen sterben rings um uns her wie Fliegen vor Armuth und nähren sich wie das Vieh vom Grase.“ An Festtagen wie in der ganzen Fastenzeit war die geringste Feldarbeit bei schwerem Gefängniss verboten. Arme Leute, die niemals Fleisch assen, in der Fastenzeit aber einmal ein Stück ranzigen Specks zu verschimmeltem Schwarzbrod gegessen hatten, um nicht Hungers zu sterben, waren zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden. Und die hohe Geistlichkeit, die damals ein Fünftel des ganzen Grund und Bodens besass und in sittenloser Ueppigkeit schwelgte, klagte diese Unglücklichen der Irreligiosität an! Voltaire, empört über die schreiende Ungerechtigkeit, die an den Bauern begangen wurde, erhob laut seine Stimme für die Unter-

drückten, für die Standesgenossen der Jungfrau von Orleans, und es gelang ihm oft, den Missbräuchen abzuhelfen, den Verfolgten Recht zu verschaffen.

Im Jahre 1762 war in Toulouse ein grässlicher Gerichtsmord verübt worden. In dieser fanatischen Stadt hatte man 1562 viertausend Protestanten niedergemetzelt; alljährlich wurde zur Feier dieses Gemetzels eine Procession von Büssern und geistlichen Brüderschaften veranstaltet und man schickte sich an, das zweihundertjährige Gedächtniss diesmal recht festlich zu begehen. Als Vorbereitung dazu verurtheilte das Parlament von Toulouse einen protestantischen Pastor zum Galgen, weil er heimlich („au désert", die Protestanten waren seit 1685 gänzlich rechtlos in Frankreich) einige Taufen und Trauungen vollzogen hatte. Am 9. März aber liess dasselbe Parlament einen Protestanten, einen 69jährigen, gänzlich unbescholtenen gebrechlichen Greis rädern, unter der Beschuldigung, seinen 28jährigen Sohn aufgehängt zu haben, weil derselbe habe katholisch werden wollen! Und es war bewiesen, dass der Mann seine Kinder zärtlich liebte, dass er einem anderen Sohn, der schon den Protestantismus abgeschworen hatte, eine jährliche Pension zahlte, dass er eine gut katholische Magd im Hause hatte, die alle seine Kinder aufgezogen hatte, dass der unglückliche, verdüsterte Sohn schon lange von der Absicht des Selbstmordes gesprochen hatte: die Unschuld des Vaters schrie laut gegen die grässliche lügenhafte Anklage. Umsonst: er wurde gerädert. Der Process zu Toulouse war an Gräuel dem zu Rouen völlig gleich: dort ein neunzehnjähriges Mädchen, hier ein Greis, ein Vater! Bei jenem Process wirft die französische Priesterschaft das Gehässige gern auf die Nationalleidenschaft der Engländer; nun, warum hat denn hier kein Priester die Stimme zu Gunsten des Unschuldigen erhoben? Weil der Fanatismus noch nicht erloschen war, wie er heute noch nicht erloschen ist, denn noch in unserer Zeit, im Jahre 1862, unter Napoleon III., hat man das Gedächtniss jenes Gemetzels in Toulouse wieder gefeiert!

Bei der entsetzlichen Nachricht schauerte Voltaire zusammen. Sein Herz ruft laut: „Das ist nicht möglich! Calas ist unschuldig!" Sofort beginnt er die Untersuchung, befragt alle Zeugen, gönnt sich keine Ruhe; ganz Europa verfolgt mit Herzklopfen den Revisionsprocess, den Voltaire anstrengt. Und seinem rastlosen Eifer gelingt es, Gott segnet seine Mühe; das Urtheil des Parlaments von Toulouse wird cassirt, die Unschuld des Gerädeten anerkannt. Calas hatte eine Wittwe hinterlassen; die arme Frau stand allein, ohne Brod, ohne Kinder: ein noch lebender Sohn war verbannt worden, ihre Töchter hatte man in ein Kloster gesteckt. Voltaire nahm die Wittwe zu sich auf sein Schloss Ferney, wie einst Orleans die Mutter der Jungfrau

zu sich genommen hatte. Drei Jahre hatten seine Anstrengungen für die Rehabilitation der Familie Calas gedauert und, sagt er, „ich habe in dieser Zeit nicht ein einziges Mal gelacht, ohne mir einen Vorwurf gemacht zu haben.“ Damals schrieb er seine „Abhandlung von der Toleranz“, die von Fürst und Volk überall verschlungen wurde und die ihm die Anhänger des Syllabus Pius IX. nicht vergeben können.

Bald nachher brach im selben Languedoc ein ähnlicher Process aus, man beschuldigte den Protestanten Sirven, seine Tochter ertränkt zu haben, nachdem sie katholisch geworden sei. Voltaire rettet die Familie mit gleichem Eifer. Dann rehabilitirt er das Gedächtniss eines anderen Unschuldigen, des Generals Lally, den man geknebelt zum Tode geschleift hatte; dann brandmarkt er die Kannibalen zu Abbeville und Paris, die den neunzehnjährigen La Barre grausam wegen Gotteslästerung hinrichten liessen, obgleich der Jüngling fest erklärte, das Verbrechen nicht begangen zu haben. Dann — aber der Raum gebricht mir, weiter zu erzählen, wie Voltaire sein „Verbrechen in Worten“, das unselige Poem, durch gute Thaten gesühnt hat. Von diesen aber schweigen seine Gegner, denn sie sind jene Fanatiker, gegen die er seinerseits „das edle Bild der Menschheit“ vertheidigt hat.

„Que chacun dans sa foi cherche en paix la lumière!“ hatte Voltaire nach dem Process Calas in seiner Tragödie „les Guèbres“ ausgerufen. Nichts anderes hatte Jeanne d'Arc gethan, sie hatte ihren „himmlischen Stimmen“ gehorcht. Ein Gleiches wollten die Protestanten thun. Sie unterlagen in Frankreich demselben Fanatismus, dem die Jungfrau zum Opfer gefallen war. Voltaire brach seine Macht; die katholischen Priester wurden 1793 verfolgt und hingerichtet, wie sie früher die Protestanten verfolgt und hingerichtet hatten. Aber auf die Revolution folgte die Restauration, und wieder bildet die Jungfrau von Orleans den Mittelpunkt, um den sich die Parteien zum Kampfe schaaren. Im neunzehnten Jahrhundert gipfelt dieser Kampf in dem Canonisationsversuche des Bischofs von Orleans. Vorher aber „reichte der Jungfrau die Dichtkunst ihre Götterrechte.“

c) Schiller.

Es bleibt immer ein ehrendes Zeugniss für den Gerechtigkeitssinn des deutschen Volkes, dass der erste erfolgreiche Versuch, das Andenken der Jungfrau zu retten, von einem Deutschen, Schiller, ausgegangen ist. Nach dem Tode von Karls VII. Sohne wurde sie in Frankreich vergessen, das einzige Orleans ausgenommen. Die italienischen Kriege, die Karl VIII. (1483—1491) begann, lenkten die

Blicke nach auswärts, die Zeit der Renaissance und der Religionskriege bekümmerte sich nicht mehr um das, was hinter ihr lag. Franz I., der noch einmal rückwärts blickte, schrieb die Rettung Frankreichs lieber einer Buhlerin zu als einer Heiligen, diese erwähnt er gar nicht. So wunderbar erschien dem 16. Jahrhundert diese Geschichte, dass es dieselbe für eine Mythe hielt. Der Holländer Heuterus aus Delft, Verfasser der „Rerum burgundiacarum", der auf einer Reise 1560 das Denkmal zu Orleans sah, stützt sich ausdrücklich darauf — „vidi ego meis oculis" —, um diejenigen zu widerlegen, die das ganze Leben der Jungfrau für eine Fabel erklärten! Chapelains rühmliches und verdienstvolles Unternehmen war nicht von Erfolg gekrönt, Boileau und Voltaire hatten ihn lächerlich gemacht, ihr unpatriotischer Spott traf, schmerzlich genug! die Jungfrau selbst. Schillers Drama zuerst wischte das unwürdige Bild, das Voltaires Poem in der Einbildungskraft der Menschen zurückgelassen hatte, wieder aus. Sein Werk ist unvollkommen, begeht manche Verstösse. Was indessen das Auftreten der Agnes Sorelle betrifft, so konnte das damalige Publikum keinen Anstoss daran nehmen; es wusste es nicht besser, die lügenhafte Tradition war nun einmal herrschend geworden. Aber Eins ist sicher: trotz aller Fehler seines Dramas hat Schiller die Begeisterung für die Jungfrau wieder geweckt; wenn man ihren Namen nennt, denkt man an Schillers „Jungfrau", nicht mehr an Voltaires „Pucelle". Die Uebersetzung von Cramer 1802 wurde vom Herausgeber Mercier mit einer Vorrede versehen, worin gesagt wurde, Schiller habe Jeanne d'Arc an Voltaire gerächt.

Ja, so sehr auch der deutsche Dichter die Geschichte verzerrt, auch die Franzosen sind ihm dafür zu Dank verpflichtet. Wie wenige von ihnen kümmerten sich vor ihm um diese reinste Heldin ihrer Geschichte! wie wenig war sie populär! Habe ich doch 1864 in Orleans selbst erlebt, wie es gebildeten Franzosen ganz unbekannt war, dass das Gedächtniss der Jungfrau alljährlich in dieser Stadt so festlich gefeiert wurde. Statt eines nationalen Cultus war ihr eben nur eine Localfeier zu Theil geworden.

Auch für das Geburtshaus Johannens wurde das Nationalinteresse in Frankreich erst 1815 durch deutsche Verehrer der Märtyrerin und zwar mitten im Kriege wieder erweckt. Erzherzog Ferdinand von Habsburg, später Kaiser, schnitt sich von den Balken des Hauses Splitter ab, die er nebst Steinen als kostbare Reliquien mitnahm; sein ganzes Gefolge wollte natürlich auch welche haben. Ein preussischer Offizier, noch begeisterter als die anderen für das Mädchen von Domremy, hätte gern die Skulpturen über der Thüre gekauft und da der Eigenthümer sie nicht lassen wollte, so bot er ihm 6000 Francs für das ganze Haus an; auch dies lehnte der Besitzer

ab. Dieser, Namens Gérardin*), alter Dragoner und im Kriege verwundet, war nicht wohlhabend; der Patriotismus, den er hierbei bewährte, ist daher sehr achtungswerth. Noch glänzender bewährte sich seine Uneigennützigkeit, als er später das Haus an das Departement der Vogesen abtreten sollte; er nahm, ohne zu handeln, die Summe von 2500 Fr. an; die Verkaufsnote ist vom 29. Juni 1818. In Betracht der grossen Summe, die ein Ausländer geboten hatte, hätte man ihm vielleicht etwas mehr bieten sollen; dafür gab ihm aber König Ludwig XVIII. eine Pension von 250 Fr. nebst dem Kreuz der Ehrenlegion und für seinen Sohn eine Freistelle auf einem Gymnasium. Das Departement erwarb das Haus, um es als ein Nationaldenkmal zu bewahren. Alles dies war eine Folge von Schillers Drama! Wir erwähnen es ausdrücklich, weil man es in Frankreich nicht weiss oder vergessen hat.

Die erste Anregung hatte unserem Schiller allerdings ein französisches Werk gegeben und zwar ein historisches, de l'Averdys Herausgabe von 28 Handschriften aus den Processen. Die geschichtlichen Werke, die nun seit Schiller in Frankreich erschienen sind, bilden die wahrhaften Denkmäler der Jungfrau, das gründlichste ist die vollständige Sammlung aller bezüglichen Documente, welche Jules Quicherat herausgegeben hat; die begeistertste Erzählung aber hat Jules Michelet gegeben. Von Voltaires Pasquill kann seitdem nicht mehr die Rede sein. Die Geschichtschreibung hat dies vernichtet; was die französischen Dichter seitdem geliefert haben, kann daneben nicht mehr aufkommen. Es sind deren zuviel, als dass wir sie anführen könnten; erwähnen aber wollen wir noch, dass noch 1857 ein Gymnasiallehrer zu Pontivy im Departement Morbihan, Namens Duval und geboren auf der Insel Belle-Ile-en-mer, ein Epos in zwölf Gesängen herausgegeben hat: Jeanne d'Arc, ou la délivrance de la France, dem er vierzig bis fünfzig Jahre seines Lebens gewidmet hat und worin u. a. eine farbenreiche Schilderung des Laufs der Loire enthalten ist. Wir zollen dem wackeren Lehrer, der seine Mussestunden mit so idealem Streben ausgefüllt hat, aufrichtige Verehrung, müssen aber bekennen, dass dieser Stoff in seiner einfachen geschichtlichen Wahrheit poetischer als Alles ist, was die Einbildungskraft ersinnen kann. Und der begeistertste Verehrer der Jungfrau unter den Historikern, Michelet, hat auch aus der Geschichte den tiefsten Kern und die wahre Lehre gezogen, das Recht der Gewissensfreiheit.

---

*) Von 1700 an gehörte das Haus der Familie Gérardin; der letzte Abkömmling der Familie d'Arc, der es bewohnt hat, war ein Priester, Claude Dulys, der hier von 1560—1580 lebte.

Für dieses Recht hatte Voltaire Zeit seines Lebens gekämpft und dieses Recht bestreitet der Menschheit die römische Kirche, deren Princip der Glaubenszwang ist und deren Organe bisher allein beauftragt waren, alljährlich in feierlicher Rede das Andenken der Jungfrau zu feiern. Wir bekennen von vornherein, dass wir trotz einiger Einzelheiten mancher dieser Reden mit wahrhafter Erbauung zugehört, manche andere mit tiefer Ergriffenheit gelesen haben, wie wir ja auch manchem Priester begegnet sind, dem wir unsere ganze Achtung, ja unsere Freundschaft geschenkt haben. Aber es handelt sich hier um das Princip im Grossen und Ganzen, und es ist nur zu wahr, dass das Opfer priesterlicher Heuchelei gar zu oft zu Gunsten priesterlicher Herrschsucht gemissbraucht worden ist. Nicht solche Absicht leitete zwar den Bischof Dupanloup, als er es unternahm, die Jungfrau mit der höchsten Glorie zu umgeben, die es in der katholischen Welt giebt, aber der kurzsichtige Mann sah nicht voraus, dass er selbst sich den Jesuiten unterwerfen werde müssen. Von diesem Ränkespiel handelt der letzte Abschnitt.

d) Dupanloup.

Dass die Jahresfeier in Orleans sich zu Zeiten mit den Tagesfragen oder herrschenden Ideen verquickte, war natürlich. So gab sich im Beginn der Revolution der nationale Aufschwung dabei kund. Von 1793 an aber fiel das Fest ganz aus. Erst im Jahre 1803 wurde es wieder gefeiert und dabei ein provisorisches Denkmal — das frühere war in der Revolution zerstört worden — errichtet. Der Krieg mit England lieh der Feier einen zeitgemässen Charakter; Bonaparte als erster Consul gab dem Bildhauer Gois die Idee zu dem Denkmal, die Jungfrau sollte dargestellt werden, wie sie den Engländern eine Fahne entrissen hat (die Bildsäule, früher in einem Winkel der „Place du Martroi," steht seit der Errichtung der Reiterstatue jenseits der Loire vor dem Brückenkopf); dies Denkmal wurde am 8. Mai 1804 eingeweiht. Bei der Jahresfeier 1808 wurde das Porträt des Kaisers in Lebensgrösse nach der Procession in einem Saale der Mairie feierlich enthüllt, der Bischof selbst war einer der vier Festredner bei dieser Ceremonie, der die höchsten Behörden beiwohnten. Dasselbe Porträt wurde von denselben Behörden in vollem Ornate am 22. Februar 1816 auf der „Place du Martroi" nebst den Büsten Napoleons, seiner Gemahlin und des Königs von Rom unter ekelhaftem, bestialischem Freudengebrüll verbrannt! So wurde in Orleans „die Restauration von Thron und Altar" gefeiert.

Im folgenden Jahre hielt der Abbé Bernet, erster Almosenier

des königlichen Hauses und später Erzbischof von Aix, die Festrede*) in der Kathedrale von Orleans. Nachdem er gesagt hatte, dass Frankreich die Rückkehr seiner wahren Souveraine, der Bourbons, dem christlichen Glauben, den so viele Franzosen bewahrt hätten, ja der Fürbitte Johannas bei Gott verdanke**), schloss er mit den Worten: „Mir ist, als hörte ich sie selbst die Worte an Euch richten: ‚Noch schrecklichere Feinde als die Engländer bedrohen Euch in diesem Augenblick. Die Gottlosigkeit, der Materialismus, sogar der Atheismus lagern vor Euren Thoren und lauern auf Euch wie brüllende Löwen, bereit, Euch zu verschlingen. Rüstet Euch zu Eurer Wehr mit den Waffen, von denen der Apostel Paulus spricht, bedeckt Euch vor Allem mit dem Schilde des Glaubens . . . Hütet Euch vor jenem falschen Verführer, der von seinen unseligen Talenten einen so verbrecherischen Gebrauch gemacht hat und der, als er mich verleumdete und verhöhnte, noch weit mehr die Religion und die Sitten beschimpft hat. Werft sie in's Feuer, seine gottlosen und unsittlichen Schriften; und wie die Flammen mich gereinigt haben, so wird auch Euer Glaube glänzender und reiner aus diesem Scheiterhaufen hervorgehen‘.“

Nun, den Materialismus und Atheismus bekämpfen auch wir; was aber die Priester der Restaurationsepoche unter dem Glauben verstanden, davor bewahre Gott Frankreich und uns Alle! Es ist jener Fanatismus, der den tugendhaften greisen Vater Jean Calas hat rädern lassen, und diesen hat „jener falsche Verführer“, Voltaire, bekämpft, nicht aber die wahre Religion, die Religion der christlichen Liebe. In demselben Jahre 1817, wo die Märtyrerin der Gewissensfreiheit zu Orleans von ihrem Panegyriker zur Vertreterin dieses Fanatismus gebrandmarkt wurde, dem sie mit 19 Jahren zum Opfer gefallen war, wurden in Lyon wegen angeblicher Verschwörung 28 Personen zum Tode verurtheilt, darunter ein Knabe von sechzehn Jahren! Dieser fanatische Geist der Ultramontanen verband sich mit dem der Ultraroyalisten in der sogen. „Congregation“, die alle alten Rechte der Kirche wiederherstellen wollte und die Regierung beherrschte. Das Haupt derselben war der Bruder des Königs, der Graf d'Artois, der 1824 als Karl X. den Thron bestieg. Jetzt erhob

*) In einer Anmerkung zur gedruckten Rede entschuldigt der Abbé den König Karl VII., dass er nichts für die Befreiung der Jungfrau unternommen habe. Karls Undank war eben eine Klippe für den Royalismus.

**) Im April 1814 verbreitete man in Orleans ein Gedicht „der Brander“ gegen die Rückkehr der Bourbons; am Schlusse der ersten Strophe rufen die verbündeten Könige, um die Franzosen zu bestrafen:

Livrons-les aux fureurs des discordes civiles,
Rendons-leur les Bourbons, c'est ouvrir les enfers.

der finstere Geist der Reaction frech sein Haupt, im Februar 1825 gab er das bluttriefende sogenannte Gotteslästerungsgesetz und am 29. Mai desselben Jahres setzte er die Salbung des Königs in Reims in Scene.

Es war das Fest der nationalen Unabhängigkeit, was vier Jahrhunderte früher Jeanne d'Arc in Reims hatte feiern lassen, der Protest des eingeborenen Königs gegen den fremdländischen Eroberer. Karls X. Salbung aber war die Kriegserklärung gegen die Freiheit des eigenen Volkes und die Unterwerfung des Staates unter die Herrschaft der Kirche. Die Widerauferweckung all der veralteten mittelalterlichen Gebräuche und verjährter Etikette erweckte ihrerseits nur Spott oder Beunruhigung. Die Folge dieser Reaction war, dass Voltaires Werke fortwährend in neuen Auflagen erschienen, dass die Gottlosigkeit, als eine Form von politischer Opposition, in den Bürgerkreisen eine Modesache wurde, dass endlich die Bourbons 1830 verjagt wurden.

Das Haus Orleans, das zweite dieses Namens, bestieg jetzt den Thron, der Vertreter des Liberalismus. Von 1831 bis 1839 betheiligte sich in Orleans die Geistlichkeit nicht mehr an dem Feste; erst 1840 ward die religiöse Ceremonie wieder hergestellt, in diesem Jahre aber noch ohne die Lobrede auf die Jungfrau, wie es hiess, um England nicht zu verletzen, das damals die Rückführung der Asche Napoleons I. von Sanct-Helena bewilligt hatte. Welche Widersprüche! Und doch hatte die Familie Orleans schon im vorigen Jahrhundert ein sympathisches Interesse an der Feier bekundet, indem sie 1786 die Aussteuer eines Rosenmädchens damit verband; man nennt „rosière" dasjenige Mädchen, das von den Behörden als besonders tugendhaft anerkannt wird und am festlichen Tage mit dem erwählten Bräutigam getraut wird, wobei die Gemeinde oder Behörde ihr eine Mitgift (hier 1200 Livres) auszahlt. (Diese Ceremonie verschwand mit dem Jahre 1791.) Die Tochter des Königs Ludwig Philipp, Prinzessin Marie, hatte sogar in ihrer Marmorstatue das würdigste und schönste Bild geschaffen, das die Kunst bisher von der Jungfrau gegeben hat, und ihr Vater hat 1841 einen bronzenen Abguss davon der Stadt Orleans geschenkt, die ihn aber vor der Hand nur in einem Saale des Museums aufstellte. Da zog im Jahre 1849 der Abbé Dupanloup als Bischof in die Stadt ein und von nun an nahm die Feier der Jungfrau wieder einen religiösen Aufschwung mit oft ausgesprochener kirchlich politischer Tendenz.

Bei dem heissblütigen Temperamente des Bischofs, in welchem neben dem Priester auch ein Schöngeist und Journalist stak, war dies natürlich. Er wurde von aufrichtiger Begeisterung für die Retterin der Stadt ergriffen, deren oberster Seelenhirt er geworden war, und

die Aufregung, in welche die Gemüther daselbst gerathen waren, bot ihm bald die Gelegenheit, seinen Enthusiasmus zu bekunden. Die Stadt fand nach und nach die Statue von 1804 nicht mehr genügend, die der Prinzessin Marie würdigte man nicht nach Gebühr, stellte sie aber 1851 an der grossen Freitreppe der Mairie auf. Man verlangte eine Reiterstatue. Der Bildhauer Foyatier schuf sie und am 8. Mai 1855 ward sie unter grossen Feierlichkeiten eingeweiht. Der Bischof hielt die Festrede, seine Beredsamkeit hat vielleicht niemals einen gleichen Triumph gefeiert. Unverkennbar ist der Einfluss Michelets auf dieselbe, obgleich der Priester dies natürlich nicht bekannt hat, dagegen beruft sich Dupanloup in der gedruckten Ausgabe oft auf Guido Görres, den deutschen Historiker der Jungfrau. Man hatte damals, wie 1840, Rücksicht auf England zu nehmen, mit dem sich Frankreich gegen Russland verbündete. Der Bischof zog sich auf religiös würdige Weise aus der Verlegenheit; er sprach dabei die schönen Worte: „Jeanne d'Arc ist nicht mehr von dieser Erde; sie gehört der grossen europäischen Geschichte an, allen edlen Herzen in England wie in Frankreich; sie gehört der gesammten Menschheit an. Ewiger Dank sei dem Himmel gesagt! über der Eifersucht der Völker, über der Politik, über dem Kriege und den Revolutionen giebt es eine höhere reine Region, wo die grossen Seelen weilen, wo die grossen Gefühle und die grossen Tugenden in aller Freiheit walten!" Warum hat der Bischof nicht die volle Consequenz dieser Worte gezogen? Warum hat er nicht auch hier Michelets Worte beherzigt, statt mit der vergeblichen Hoffnung zu schliessen, die Protestanten von Orleans zu bekehren? Voltaire dachte klarer, besser. Der Bischof Dupanloup erlebte noch den Triumph, den das Gedächtniss des Apostels der Toleranz 1878 feierte, ohne die Genugthuung zu haben, die römische Kirche für seine Heiligung der Jungfrau zu gewinnen. Diesen Plan entwickelte er 1869.

Bis zu diesem Jahre benutzten noch viele Priester die Gelegenheit der Festrede des 8. Mai zum Kampfe gegen die modernen Ideen. Wir müssen uns auf das Wichtigste beschränken. Im Jahr 1860 sprach der Abbé Freppel, Professor an der Sorbonne, jetzt Bischof von Angers; Gott — so entwickelte er — sah den Abfall Englands von der katholischen Kirche voraus, deshalb that er das Wunder, durch die Jungfrau Frankreich von der englischen Herrschaft zu befreien, damit es nicht auch einst der Ketzerei verfiele; „er zeichnete ihm mit dem Finger seine künftige Rolle vor. Frankreich sollte, der protestantischen Ketzerei gegenüber, bleiben, was es dem Arianismus und Mahometanismus gegenüber gewesen war ... der geborene Vertheidiger des päpstlichen Stuhles, das Gegengewicht gegen die Macht des Bösen. Aus Frankreich sollte die

Gesellschaft Jesu erstehen, dieses Streifcorps im Dienste der Kirche, das immer bereit ist, auf die bedrohten Flanken zu eilen und mit seinen Schaaren die Flügel der grossen Armee zu decken."

O heilige Jungfrau von Orleans, so lästern Dich an Deinem Festtage die Priester, die Dich zu verherrlichen vorgeben! Sie machen Dich zur Schutzpatronin der Jesuiten! Am Schluss, weiter gehend als der Bischof, sprach Freppel die Hoffnung aus, die Engländer zum Glauben ihrer Väter zurückkehren zu sehen, und liess sogar — ob auf Eingebung des Bischofs? — die Möglichkeit der Canonisation der Jungfrau durchblicken.

Am 8. Mai 1867 nahm Freppel den Schlussgedanken wieder auf und stellte die beiden Fragen: „Kann man behaupten, dass Jeanne d'Arc die christlichen Tugenden in einem heroischen Grade geübt hat, und dass Gott die Heiligkeit seiner Dienerin durch authentische und unbestreitbare Wunder bestätigt hat?" Er bejahte diese Fragen auf Grund einer scharfsinnigen Ausführung und erklärte am Schluss, dass die Kirche nichts finden würde, was sie abhalten könne, die Jungfrau mit dieser höchsten Belohnung zu krönen."*)

Nicht mit gleichem Scharfsinn, aber mit bischöflicher Autorität entwickelte Dupanloup, in einer mehr an das Gemüth sich wendenden Sprache, 1869 auf's Neue diese Frage, um sie ebenfalls zu bejahen. Sie liegt nun seit langer Zeit beim päpstlichen Stuhl in Rom vor, harrt aber noch immer der Entscheidung. Um seiner Rede mehr Gewicht zu geben, hatte Dupanloup die Bischöfe aller Diöcesen eingeladen, deren Boden die Jungfrau betreten hatte, in der Hoffnung, dass die Prälaten sein Ansuchen beim Papste unterstützen würden. Am Schlusse seiner Rede sagt er: „Geläutert und erlöst durch dies grosse Brandopfer, nimmt Frankreich, die älteste Tochter der Kirche, seine providentielle Bestimmung wieder auf und hört nicht auf, durch die stürmischsten Zeiten hindurch, nach Shakespeares Worten, der Soldat Gottes zu sein, und zu dieser Stunde, in diesem so schwankenden und unruhigen Europa, ist es das Banner Frankreichs, ist es sein Schwert, das zu Rom das Grab der heiligen Apostel hütet."

Welch' niederschmetternde Antwort gab das folgende Jahr 1870 auf diese Worte! Die Jesuiten — man muss es so lange wiederholen, bis es endlich von Allen verstanden wird —, die Jesuiten, deren Wiege zu sein der Abbé Freppel Frankreich zum Ruhme angerechnet hatte, trieben durch die von ihnen fanatisirte Kaiserin Eugenie Frankreich zum Kriege gegen das protestantische Preussen, Napoleon zog,

*) Es ist natürlich nicht möglich, diese Ausführung, so interessant sie dem Leser auch sein mag, hier mitzutheilen; ich werde an einem andern Orte näher darauf eingehen.

trotz Rouhers bekanntem „Jamais," seine Truppen aus Rom zurück und der König von Italien hielt daselbst seinen Einzug. Gott selbst sprach durch diese weltgeschichtlichen Ereignisse, wie er einst zur Zeit der Jungfrau gesprochen hatte. Wenn wird Frankreich aus seiner Verblendung erwachen und einsehen, dass es 1870 gegen uns im Unrecht war? Wann wird besonders die regierende republikanische Partei erkennen, dass der Sieg Napoleons III. über Preussen nur den Despotismus und Jesuitismus in Frankreich befestigt hätte?

Traurig endete der Bischof, der die Schmach, die Voltaire der Jungfrau angethan hatte, durch die kirchliche Kanonisation derselben zu sühnen dachte. Er hatte von Anfang an den liberalen Katholicismus vertreten, die Rechte der gallicanischen Kirche vertheidigt, den Ultramontanismus bekämpft; seine Diöcese war die Einzige, in welcher das römische Ritual nicht eingeführt worden war; er war der Gegner des Jesuitenordens, hatte sich entschieden gegen dessen Machwerk, die Unfehlbarkeit des Papstes, gewehrt, und zuletzt muss er sich doch beugen, er unterwirft sich dem Dogma, das die Jesuiten auf dem vatikanischen Concil proklamirten, und wird der eifrigste Vertheidiger des Syllabus, d. h. der Intoleranz.

Was musste in seiner Seele vorgehen, als er nun die feindliche Armee in „die Stadt der Jungfrau" einrücken sah! O, wir spotten nicht über ihn, dessen Verehrung für die Jungfrau eine aufrichtige war; wir fühlen überhaupt den patriotischen Schmerz eines jeden Volkes mit, und lebhafter als jeden den des französischen Volkes, aus dessen Schoosse „der Engel des Vaterlandes" erstanden war, und das mir, dem verbannten Patrioten, so lange einen gastlichen Platz an seinem Herde gewährt hatte. Aber die Seele blutet mir bei dem Gedanken, dass dies sonst so edle Volk so sehr die Wahrheit verkennen konnte, dass es sich von den Priestern, die schon die Jungfrau, seine Retterin, verurtheilt hatten, wieder in's Unglück hat stürzen lassen. Diese aber sind taub gegen die Lehren der Geschichte, gegen die wahre Sprache Gottes. Sie wollen vor Allem ihre eigene Schuld nicht erkennen, nicht bekennen. Im Jahre 1878 konnte natürlich der Festredner in Orleans, der Domherr Rouquette aus Bordeaux, nicht umhin, abermals gegen Voltaire zu donnern, dessen hundertjährigen Todestag man sich rüstete festlich zu begehen. Kein Mensch verzeiht ihm sein Poem; warum also immer und immer wieder diese Jugendsünde ausgraben? warum nicht alle seine Mitschuldigen anklagen, die verdorbenen Abbés vorzüglich, in deren liederlicher frivoler Gesellschaft er gelernt hatte, über heilige Dinge zu spotten? Warum? weil er die Verderbniss der Geistlichkeit seiner Zeit aufgedeckt hat; weil er nicht nur die Sittenlosigkeit derselben gebrandmarkt, sondern auch das frevelhafte Spiel, das sie selbst mit

der Religion getrieben haben, enthüllt hat. Denn nicht das Christenthum hat er angegriffen und beschimpft, sondern nur das, was seine Zeit dafür hielt, das, wozu die Geistlichkeit das Christenthum gemacht hatte, ein hohles, abergläubisches Possenspiel, das Hand in Hand mit dem blutigsten Fanatismus ging. Aber von den Opfern dieses Fanatismus, von Jean Calas und Anderen, für deren Rettung Voltaire sich in heiliger Entrüstung erhob, sprechen sie nicht, weil sie von Toleranz nichts wissen wollen.

Und seit wann denn haben die Priester die Jungfrau als die heilige Patriotin gefeiert? Ohne nur den Bischof von Beauvais zu erwähnen, der auch von der Kanzel herab verdammt wird, sahen wir, dass der Bischof, der zur Zeit der Jungfrau in Orleans residirte, die Stadt in der Gefahr verlassen hat, dass der Erzbischof von Reims auf Seiten der Hofpartei gestanden hat, die Jeannens Thätigkeit lähmte („il n'avait jamais été bien pour la Pucelle", Michelet). Als nach der Befreiung von Orleans für alle Zeiten die Jahresfeier eingesetzt wurde, wurde bestimmt, dass dabei stets eine Predigt gehalten werden und darin Gott für die Aufhebung der Belagerung gedankt werden solle; dass man dabei auch der Jungfrau, seines Werkzeuges, gedachte, war natürlich. Als aber am 9. Juni 1452 der päpstliche Legat und Cardinal d'Estouteville den Theilnehmern an der Procession Ablass gewährte, erwähnte er Johannen durchaus nicht, man habe alle Rettung der Fürbitte des h. Anianus und des h. Euvertus zu verdanken, die bei dem Kampfe auf den Mauern der Stadt herumgewandelt seien und die Engländer erschreckt hätten. Von dem Ablassbriefe sagt der Chronist Lottin: „was viel Geld einbrachte;" dies Interesse, nicht aber die Verehrung Johannens, mochte den Cardinal geleitet haben. Die Ablassbriefe, die von den Bischöfen der Stadt 1453 und 1474 dafür erlassen wurden, erwähnten Johannen auch nicht, ebensowenig der Bischof von Autun, der 1482 ebenfalls Ablass für die Theilnahme an der Procession gewährte. Selbst Papst Pius II. (Aeneas Sylvius), der sonst mit hoher Achtung von der Jungfrau spricht, weiss nicht, ob man in all dem die Hand Gottes oder die der Menschen sehen soll, und meint, die Geschichte derselben werde bei der Nachwelt mehr Bewunderung als Glauben finden. Der Bischof Basin von Lisieux macht eine ehrenvolle Ausnahme. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunders erhalten die Predigten zu Orleans den Namen „Lobrede auf Jeanne d'Arc."

Vom ersten Anfang an ist das Gedächtniss der Jungfrau nur von Laien aufrichtig verherrlicht worden; wir betonen nochmals das verkannte Verdienst Chapelains. Das Wichtigste hat die Geschichtswissenschaft hierin geleistet. Aber warum hat denn Bossuet, „der Adler von Meaux," den der französische Klerus unter die grössten

Historiker reiht, nichts für das Gedächtniss der „Heiligen“ gethan? Umsonst versucht der Klerus, unterstützt von der monarchischen Reaction in Frankreich, die Jungfrau durch die Kanonisation zum Werkzeug seiner Herrschaft und des Gewissenszwanges zu machen; das aufgeklärte Frankreich wird das unselige Poem Voltaires verdammen und zuletzt vergessen, aber das Banner der Toleranz, das Voltaire ihm entrollt hat, hoch halten. Ist doch der Voltairesche Geist, der Spott über Missbräuche, Aberglauben und Priesterherrschaft viel älter als der, von dem er den Namen trägt; das erste modern französische Gedicht, das Poem von der Rose, aus dem dreizehnten Jahrhundert, ist ganz von diesem Geiste durchweht, und — es ist gerade in dem Gebiete von Orleans, zu Lorris und zu Meun, entstanden! Und der Bischof desselben Orleans musste, ehe er starb (11. Okt. 1878), noch die glänzende Feier dieses Voltaire erleben, wie er 1870 in Rom den Sieg seines Feindes Louis Veuillot und der Jesuiten erlebt hatte! Was hatte ihm seine Betheiligung an all' den reactionären Umtrieben unter Mac Mahon geholfen? Auch dieser ist unterlegen. Damals schrieb Rocheforts Laterne: „Wenn die Republikaner die Vorsehung vorschöben, wie die Küster der ‚Défense‘ (Dupanloups Organ), so hätten sie eine schöne Gelegenheit, ihren ‚Finger‘ in diesem Ereigniss zu zeigen.“ Die Republikaner würden stärker sein, wenn sie sich vom Klerikalismus nicht immer die echte Religiosität verleiden liessen. Wir sehen den Finger der Vorsehung darin.

Nur noch an zwei Worte Gambettas, des Gründers der dritten Republik, wollen wir erinnern: „Der Klerikalismus ist der Feind Frankreichs,“ denn er schädigt die geistig sittliche Entwicklung im Innern, wie er der Anstifter des unglücklichen Krieges von 1870 war. Das zweite Wort lautet: „Mein Herz ist weit genug, um Platz für Jeanne d'Arc und Voltaire zugleich zu haben.“ Als aber in seinem Journal „la République française“ Jules Soury, der von dem atheistischen Unterrichtsminister Paul Bert zum Professor an der Sorbonne für die „Geschichte der Religionen“ ernannt worden war, am 24. Okt. 1873 Jeanne d'Arc eine „hysterische“ Person nannte, tadelte ihn Gambetta und Soury musste aus der Redaction ausscheiden. Der Gambettist Joseph Fabre, Deputirter durch Gambettas Unterstützung, sagt in seinem Werke über die Jungfrau: „Voltaire hat Jeanne d'Arc in einem Poem verspottet, das sein schönstes Werk und seine schlechteste Handlung ist. Gewiss ist die Freiheit das Leben der Kunst. Aber ebenfalls wahr ist, dass sich die Kunst erniedrigt, wenn sie die ästhetische Schönheit um den Preis einer Entweihung der sittlichen Schönheit verwirklicht. Es wäre Voltaire so leicht gewesen, sich als den glänzendsten Nebenbuhler Ariosts zu zeigen, ohne das Verbrechen

der Verletzung des Vaterlandes zu begehen, das der Flecken auf seinem Andenken bleibt.“ Hört also, ihr Priester! Die Voltairianer verdammen mit Euch das Poem, die Jugendsünde ihres Meisters; wollt Ihr nun mit ihnen statt des Syllabus auch Voltaires „Abhandlung von der Toleranz“ proclamiren?

Das ist die entscheidende Frage. Verfasser dieses hat 1878 zu Leipzig die Festrede zu Ehren Voltaires und Rousseaus gehalten, er hat laut und öffentlich die Verdienste dieser Männer gepriesen; mit welch' frommer Verehrung er aber zu der Jungfrau von Orleans aufblickt, zeigt dieses Werk. Ja, der Blick auf diese Heilige bestärkt ihn noch in seiner Achtung vor Voltaire, der in seiner Jugend ein Sünder gewesen war wie Sanct Augustin auch, denn Voltaires Kampf für die Toleranz macht Verbrechen, wie das von Priestern an der Jungfrau begangene, unmöglich!

VII. Umlaufende Irrthümer.

Eine Berichtigung.

Es ist in neuerer Zeit in Deutschland über die Jungfrau von Orleans Mancherlei geschrieben worden, was mit nicht unerheblichen Irrthümern verquickt ist, die es zu berichtigen gilt. Im Allgemeinen kann unsere Darstellung zu diesem Zwecke genügen, sie ist auf Grund der Quellen geschrieben und mit den Werken der hervorragendsten französischen Geschichtschreiber verglichen worden. Verschiedene Thatsachen und Episoden von minderer Bedeutung sind hier übergangen, da wir uns eine Schranke im Umfang gesetzt hatten; aber was wir gegeben haben, ist begründet, und wo andere Schriften mit uns im Widerspruch sind, beharren wir auf unserer Meinung. Nur eine der neueren Schriften wollen wir einer besonderen Prüfung, beziehungsweise Widerlegung unterziehen, zum Theil wegen der Bedeutsamkeit der Behauptungen oder Einwürfe, zum Theil wegen des Namens des Verfassers und der Autorität, die dieser Name den Behauptungen zu geben scheint. Kirchenrath Dr. Hase, Professor der Theologie an der Universität Jena, hat unter die „Neuen Propheten", die er hat schildern wollen, auch die Jungfrau von Orleans mit aufgenommen (Zweite Auflage, 1861). Im Allgemeinen macht das Schriftchen den Eindruck, als sei der Verfasser ziemlich kühl an seine Arbeit gegangen; er scheint sich für seinen Gegenstand nicht sonderlich erwärmt zu haben. Seine kritische Kaltblütigkeit sollte also annehmen lassen, dass er jede seiner Erzählungen und Aussagen wohl geprüft und erwogen habe. Und doch müssen wir ihm widersprechen. Wir haben indessen unsere Widerlegung ernst genommen und daher uns nicht mit unserem eigenen Wissen begnügt, sondern darüber den gründlichsten aller Kenner des Stoffes zu Rathe gezogen, Jules Quicherat; derselbe hat auch mit ebensoviel Freundlichkeit wie Gewissenhaftigkeit aus dem Archivpalast zu Paris am 15. Oktober 1879

eingehend auf unsere Fragen geantwortet und auf Grund dieser Mittheilungen entgegnen wir auf des Kirchenraths Hase Darstellung Folgendes.

1.

Bei der Erstürmung des „Forts des Tourelles" zu Orleans am 7. Mai 1429 wurde die Jungfrau verwundet. „Sie weinte vor Schmerz. Plötzlich war sie getröstet, ihre beiden Heiligen sind ihr erschienen, sie selbst zog den Pfeil heraus, sie sagte lächelnd, echt französisch: ‚Es ist nicht Blut, was aus der Wunde quillt, es ist Ruhm!' und liess sich verbinden." (Hase.) Dieselbe Anekdote findet sich in dem Commentar der Schulausgabe von Schillers Drama, die Realschuldirektor J. Naumann zu Osterode a. H. besorgt hat (Leipzig, Siegismund und Volkening, ohne Jahreszahl); sie ist psychologisch so ganz im Widerspruch mit Johannens Charakter, so ganz unzeitgemäss (erst Napoleon I. hat diese Ruhmredigkeit recht aufgebracht), dass ich unwillkürlich bei der Lektüre auffuhr. Ich hatte diese Worte nie gelesen, weder Michelet, noch Mantellier (Appellationsgerichtsrath, Direktor des historischen Museums zu Orleans, Verfasser verschiedener Specialwerke), noch Andere berichten sie. Wo hat sie nur der Kirchenrath Hase hergenommen? J. Quicherat schrieb mir: „Nicht nur finden sich diese Worte in keiner Urkunde des fünfzehnten Jahrhunderts, sie sind überhaupt nicht Worte der damaligen französischen Sprache. Wollte man auch annehmen, dass Jeanne gewusst hätte, was das ist: Ruhm, so ist es durch die Urkunden bewiesen, das es nicht das war, was sie suchte."

2.

„Als sie am Anfange der Verhöre (in Rouen) schwören sollte in allen Stücken die Wahrheit zu sagen, stellte sie die Bedingung, soweit der geheime Rath ihrer Heiligen ihr zu reden erlaubte. Endlich ergab sie sich in den Vorschlag des Bischofs, dass sie den Eid auf die Evangelien leistete, die Wahrheit zu sagen in allem, was den Process betreffe. Kraft dieses Vorbehaltes, dass es nicht zum Processe gehöre, hat sie mehrmals die Antwort verweigert. Einige Male sieht es wie Eigensinn aus, was sich ihr in diese Form, dass die Heiligen die Antwort nicht erlauben, verkleidet hat, oder es war ein nur allzu begründetes Misstrauen, welches in jeder Frage eine Falle sah, vor der sie durch Verweigerung oder Verzögerung der Antwort sich zu hüten habe, während doch eine klare offene Antwort sie, die so gar nichts zu verbergen hatte, wenn auch nicht gerettet, doch geehrt hätte." (Hase.) Darauf entgegnete Quicherat: „Die Verschweigungen

der Jungfrau kommen weder von Laune noch von Eigensinn her. Wenn sie sich weigerte zu antworten, so geschah es aus Besorgniss, Jemand von ihrer Partei zu compromittiren oder Argumente gegen ihre Rechtgläubigkeit zu liefern.

3.

Kirchenrath Hase giebt sich viele Mühe die Geschichte der Jungfrau und alles Wunderbare in ihrer Geschichte natürlich zu erklären, „die Geister der Jungfrau waren nur hinausgeworfene Strahlen ihres eigenen Geistes ... Aber von ihrer bildnerischen Phantasie enthalten die Processacten ein starkes Exempel. Sie hatte (in Rouen) verweigert, das Zeichen zu offenbaren, welches sie dem Könige gegeben, und hatte sich deshalb auf einen den Heiligen geleisteten Eid berufen. Gedrängt von den Richtern erzählt sie endlich eine Geschichte von dem heiligen Michael, welcher mit einem Gefolge vieler anderer Engel und der beiden Heiligen dem Könige eine Krone gebracht und sie in die Hände des Erzbischofs von Reims gelegt habe, eine Krone vom reinsten Golde, von keinem Goldschmied auf Erden gemacht, einen guten Duft verbreitend, so lange sie gut bewahrt wird, und dieses Zeichen tausend Jahre und länger dauernd.“ Dazu schrieb mir J. Quicherat: „Die Geschichte von dem Erzengel ist kein unbewusstes Erzeugniss der Einbildungskraft Johannens. Es ist dies eine Fiction, die sie, des Widerstandes müde, erdichtete (forgea), damit man aufhörte, sie wegen einer Thatsache zu plagen, die sie nicht offenbaren wollte, weil sie den König betraf.“

Hase bemüht sich an dieser Stelle noch besonders, „die Einheit von Frömmigkeit und Patriotismus“ zu erklären, welche der Jungfrau eigen ist. Als Jenaischer Professor hätte er sich auf eine analoge Erscheinung in der deutschen Geschichte besinnen sollen. Wir haben kein weibliches Seitenbild zur Jungfrau, aber wohl war die männliche studirende Jugend, welche auf der Wartburg die Burschenschaft gründete und das zerrüttete Vaterland neu beleben und einen wollte, gleichmässig von Frömmigkeit und Patriotismus beseelt. Kein Volk hat eine solche keusche, zartbesaitete und doch kräftig „nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend strebende“*) männlich-jungfräuliche Jugend gehabt, wie jene deutsche nach den Befreiungs-

*) Worte des Gelöbnisses, das Student Riemann aus Jena beim Wartburgsfeste am 18. Oktober 1817 im Minnesängersaal der Wartburg sprach. Erinnern wir hier daran, dass auch kein anderes Volk ein so männlich stolzes und erhabenes Lied aufzuweisen hat wie Bürgers „Männerkeuschheit“, dessen Dichter schon deshalb von Schiller grössere Schonung verdient hätte.

kriegen gegründete Burschenschaft. Und diese reine Jugend, die edelste Hoffnung ihres Vaterlandes, wurde von den Regierungen verfolgt, eingekerkert, zertreten! Erinnern wir uns daran, wenn wir Karls VII. Undank und Voltaires Schmähgedicht verdammen.

4.

Ueber das Datum der Geburt Johannens sagt Hase: „In die Nachricht von ihrer Geburt hat sich bereits die Sage eingemischt: die von Gott gesandte Jungfrau ist geboren in der Nacht des Dreikönigsfestes.“ Darüber schrieb mir Quicherat schon am 31. Oktober 1867 nach Orleans: „Die Bestimmung des Geburtstages der Jungfrau, die von Perceval de Boulainvilliers gegeben worden ist, scheint mir ganz glaubwürdig. Es war dies eines von den Dingen, die man sich am Hofe Karls VII. zur Zeit der Befreiung von Orleans erzählte. Eine solche Angabe kann ihre Quelle nur in der Antwort haben, welche Jeanne bei ihrer Prüfung in Poitiers gegeben hat.“

5.

Hase sagt: „Seltsam ist die Erzählung, die Pucelle habe gewöhnlich geschworen par mon martin ... Leichter noch könnte man marteau lesen in der Bedeutung von Streitaxt, vielleicht dass dafür sogar martin vorkommt als erhalten in der abgeleiteten Form martinet.“ Quicherat bemerkt hierzu: „Martin kann keine falsche Lesart für marteau sein, weil man im fünfzehnten Jahrhundert martel schrieb und nicht marteau. Auch kamen damals der Hammer und die Streitaxt nicht in der Ausrüstung eines französischen Kriegsmannes vor. Einige Trossknechte trugen Bleiäxte, um die Rüstung der feindlichen Reisigen zu zerbrechen, aber diese Werkzeuge hiessen nicht marteaux, ihr Name war maillet oder plombée. Dagegen ist es gewiss, dass die Kriegshäupter damals einen Stock in der Hand trugen, wenn sie sich nicht ihres Schwertes bedienten.

6.

Zur Quellenkunde, die sogenannte „Chronik der Jungfrau“ betreffend, theilte mir Quicherat folgende Selbstberichtigung mit: „Diese Frage ist umständlich von Vallet de Viriville am Eingang einer neuen Ausgabe der „Chronique de la Pucelle“ (veröffentlicht 1859) behandelt worden. Er hat nach meiner Ansicht die Priorität derselben vor der von Jean Chartier festgestellt; auch habe ich über diesen Punkt seiner Meinung beigepflichtet. Nur dass der Verfasser

dieser Chronik ein Rath Karls VII., Namens Guillaume Cousinet, gewesen und dass dieselbe um 1445 geschrieben worden sei, scheint er mir nicht auf überzeugende Weise darzuthun."

7.

In der Erzählung von den drei Gebeten des Königs, die Johanna ihm offenbart hat, sieht Hase eine Sage. Quicherat schreibt: „Ich glaube nicht an Wunder und doch lasse ich vollkommen das Phänomen gelten, dass ein Individuum aus der Entfernung in den Gedanken eines Andern liest. Es steht frei, die Aufrichtigkeit der dem Herrn de Boisy zugeschriebenen Erzählung zuzugeben oder zu verwerfen; aber zugeben muss man, dass Johanna dem Könige etwas sagte, was er allein wissen konnte und was seinen Glauben an sie entschied." Gouffier Herr de Boisy, Kammerherr Karls VII., hatte dies dem Kammerherrn Karls VIII., Pierre Sala, erzählt, der es in seiner Schrift „Exemples ou Hardiesses des grands Rois et Empereurs" (1516) mittheilt. Hase will nun auch dieses Lesen der Jungfrau in des Königs Seele natürlich erklären: „Die Jungfrau hat, wie sie es dem Priester erzählte, zum Könige gesprochen: ‚Ich sage dir von Seiten meines Herrn, dass du bist der wahre Erbe von Frankreich und der Sohn des Königs, und mein Herr sendet mich zu dir, um dich nach Reims zu führen, dass du daselbst deine Krone und Weihe empfangest.' Für sie war's eine einfache, sich von selbst verstehende Rede loyaler Anerkennung seines göttlichen Rechtes, für den König eine Antwort auf sein Gebet und auf den bittersten Zweifel, den der Leichtsinn und der Hass der Königin-Mutter in seine Brust geworfen hatte. In der späteren Erzählung mochte sich diese Antwort leicht zur Offenbarung des Gebetes steigern u. s. w." Ganz verständig bemerkt hierzu Quicherat: „Wenn Johanna nur dies zu Karl VII. gesagt hätte, so hätte sie nur das wiederholt, was seine Minister und seine vertrauten Räthe ihm alle Tage sagten. Nicht durch diese banale Rede wäre die Ungläubigkeit des Königs besiegt worden."

Wie aber die Jungfrau den König aus der Menge heraus hatte unterscheiden können, der sich unkenntlich hatte machen wollen, und den sie niemals gesehen hatte, das zu erklären, versucht Hase nicht einmal.

8.

Am 13. März war der Jungfrau zu Rouen vorgehalten worden, sie habe sich dem Ritter Baudricourt gegenüber gerühmt, dass sie, wenn sie einst Alles erfüllt hätte, was ihr aufgetragen, sie drei Söhne

haben werde, von denen der Erste Papst, der Zweite Kaiser und der Dritte König sein würde. Ritter Baudricourt habe ihr darauf eine derbe soldatische Bemerkung gemacht, die sie zurückgewiesen habe. Hase meint, die Bemerkung Baudricourts und selbst die Entgegnung der Jungfrau trage zu sehr das Gepräge derber Wirklichkeit, als dass alles erdichtet sein dürfte. „Ihre ursprüngliche Rede ist daher wohl allegorisch gemeint: Wenn sie alles vollbracht haben werde, was Gott ihr aufgetragen, dann würden die drei höchsten Gewalten, in denen sich ihr alles irdische Regiment darstellte, der Papst, der Kaiser und ihr König, sie wie eine Mutter ehren.“ Dazu bemerkt Quicherat: „Die von Herrn Hase gegebene Erklärung ist sehr geistreich, sie ist es wahrscheinlich zu sehr. Man kann in Johannens Rede einen Scherz und zwar eine Weigerung als Antwort auf einen Heirathsantrag erblicken, den ein Spassmacher an sie gestellt hatte: „Wenn ich mich einmal verheirathen soll, so werde ich Einen nehmen, der höher steht als Du; denn ich werde dann drei Söhne haben, der Eine wird Papst sein u. s. w.“ Wie alle unsere französischen Bäuerinnen verstand sich Johanna trefflich auf lachenden Spott.“ — Sicherlich stimmt die angeführte Rede gar nicht zum Gedankenkreise der Jungfrau, sie konnte nur auf irgend eine alberne Herausforderung erfolgt sein. Man muss den echten Volkscharakter der Franzosen, das heisst den Charakter des echten Volkes kennen, um ganz den Charakter der Jungfrau zu verstehen. Wer nur die Städte besucht, vielleicht gar nur das moderne Paris, und meist nur mit Gelehrten verkehrt, hat aber davon keine Ahnung. Der Verfasser dieses hat eben auf seinen Fussreisen mit allen Ständen des Volkes, mit den Bauern besonders verkehrt, sie auch sonst oft auf ihren Dörfern besucht, in Bauernhäusern geschlafen.

9.

Zuletzt gedenkt Hase zweier Bedenken, „über die Alle schweigend hinweggegangen sind.“

„Das Eine: gerichtliche Aussagen erwähnen, dass Johannens Eltern über ihren Weggang vor Kummer fast von Sinnen gekommen seien. Aber ihr wiederholter wochenlanger Aufenthalt in dem nur wenige Stunden entfernten Vaucouleurs konnte bei dem Aufsehen, das sie dort machte, in Domremy doch unmöglich verborgen bleiben. Wie kommt es, dass der schon über einen Traum ihres Wegganges so aufgeregte Vater doch gar nichts gethan hätte, sie in das elterliche Haus im Guten oder Bösen zurückzuführen! Wir erfahren freilich, was sich auch von selbst versteht, dass sie nach Hause schreiben liess und die Verzeihung der Eltern erhielt; aber dieses kann doch

nach aller Wahrscheinlichkeit nur geschehen sein, als ihre beginnende Anerkennung am Königshofe den Willen wie die Macht des Vaters aufhob, sie als eine verlaufene Dirne heimzuholen."

„Das zweite Bedenken macht mir die gerichtliche Aussage der Jungfrau selbst, dass sie nie einen Menschen getödtet habe. Wir haben sie freilich nicht wie Schillers Jungfrau unter dem dunkeln todtbringenden Gesetze zu denken: aber dass sie im heissen Schlachtgetümmel immer nur mit ihrer Fahne gewedelt oder doch, selbst nur das eigene Leben vertheidigend, Schwert und Sreitaxt immer so zart vorsichtig gebraucht habe, um Niemand an's Leben zu gehen, das ist doch schwer zu glauben. Ich kann für beide Fälle nur eine Unvollständigkeit der Ueberlieferung vermuthen, welche die Bemühungen des Vaters, sein Kind zurückzuholen, vergessen und irgend eine Beschränkung in der Aussage der Jungfrau nicht aufgezeichnet hat." Hase wusste diese Bedenken nicht zu lösen.

Das erste erklärt Quicherat also: „Jeanne war nach Vaucouleurs mit ihrem Oheim gegangen; ihre Eltern hatten also keine Ursache darüber so in Angst zu sein wie später, als sie erfuhren, dass sie sich, als Mann gekleidet, mit einem Geleite Soldaten auf den Weg nach Frankreich gemacht hätte." — „Sodann, wenn sie aussagt, dass sie nie einen Menschen getödtet habe, so wollte sie vermuthlich sagen, dass sie sich nicht entsönne, jemals Jemand in der Schlacht getödtet zu haben; aber hat sie nicht anderswo gesagt, dass ihr Schwert ihr gedient habe, den Engländern und Burgundern tüchtige Hiebe und Wischer (de bonnes buffes et de bons torchons) zu versetzen?"

10.

Zwei geringere, sachliche Irrthümer Hases betreffen die Wohnung und das Fest der Jungfrau. Er sagt: „Neben anderen Denkzeichen wird in Orleans auch noch in einem Garten die kleine festgewölbte Halle gezeigt, in welcher die Jungfrau während der Belagerung bei dem armen Schatzmeister des Herzogs von Orleans, Jacques Boucher, und seiner freundlichen Hausfrau, wohnte." Das Haus steht in der Rue du Tabourg Nr. 33, ist aber nicht mehr in seinem damaligen Zustande erhalten. Bouchers Wohnung war aus Holz, wie man noch manche in Orleans sieht, ist aber Ende des 16. Jahrhunderts neu gebaut worden; namentlich ist das sogenannte „Cabinet de Jeanne d'Arc" aus der Zeit der Renaissance; gewiss ist aber, dass es den Raum umschliesst, in welchem Jeanne d'Arc 1429 geathmet hat.

Eine ernstere Schwierigkeit hat der jetzige Archivar der Stadt

Orleans erhoben. Er hat bewiesen, dass das Haus Nr. 290 in der Rue Bourgogne das „hostel“ gewesen, welches die Jungfrau bei ihrem Aufenthalt in Orleans für sich und ihr unmittelbares Gefolge zugewiesen erhalten hat. Dass sie für die acht Personen, die zu ihrem „Stabe“ gehörten, eines besonderen Hauses bedurfte, ist klar; für diese war kein Raum bei J. Boucher. Das schliesst aber, nach unserer persönlichen Meinung, nicht aus, dass sie selbst bei der Familie des Schatzmeisters wohnen geblieben sei, zumal sie ausser der Zeit ihrer kriegerischen Unternehmungen stets die Gesellschaft von Frauen aufsuchte. Dazu stimmt auch die Erzählung von der Nähe der Frau Schatzmeisterin während des Kriegsraths, der ohne Jeanne abgehalten wurde, die sich auch bei Mantellier u. s. w. findet.

Was aber das alljährliche Fest der Jungfrau in Orleans betrifft, so sagt Hase, dass „in dem Festzug ein geharnischter Jüngling die Jungfrau mit ihrem Banner darstellt.“ Die Wahrheit ist die:

Vor 1531 trug man im Festzug die Fahne der Stadt und ein Banner zum Gedächtniss der Jungfrau. Von 1531 an trug der Schreiber des Verwalters des Stadthauses, der in die Stadtfarben gekleidet war, eine blaue Standarte (guidon) mit blauen Franzen, die man die Standarte der Jeanne d'Arc nannte. Im siebzehnten Jahrhundert hörten die Diener des Stadthauses auf, die Standarte zu tragen. Im Jahre 1602 erscheint der erste „Repräsentant der Jeanne d'Arc,“ der für seine Vertretung besoldet und zum Theil ausstaffirt wurde; statt der blauen Standarte trug man jetzt eine weisse, Heinrichs IV. Farbe, mit goldenen Lilien. Vom Jahre 1793 an fiel das Fest aus, wie es schon zur Zeit der Religionskriege im 16. Jahrhundert eine Zeit lang unterblieben war; erst 1803 ward es wieder aufgenommen, doch ohne den Vertreter der Jungfrau. Nach der Rückkehr der Bourbons suchte man bekanntlich die alten monarchischen Ueberlieferungen wieder in's Leben zurückzurufen, und für eine solche hielt man auch diesen Vertreter der Jungfrau. Am 8. Mai 1817 erschien derselbe zum ersten Male wieder; um aber die Symbolik zu vervollständigen, wählte man dazu einen Knaben (die Betreffenden wechselten im Alter von 8 bis 13 Jahren) und da die Jungfrau nach mittelalterlicher Sprachweise nicht Vierge (Jungfrau), sondern „la Pucelle d'Orleans“ (die Jungfer) genannt wird, so wurde dieser neue Vertreter vom Volke „le Puceau, le petit Puceau“ genannt; in den Registern der Stadt trug er den officiellen Namen „Représentant de Jeanne d'Arc.“ Er war aber nicht geharnischt, sondern trug graue Schuhe, Kniehosen, Wamms und Leibrock in den Stadtfarben (roth und gelb), grauen Hut à la Henri IV. mit rothem und gelbem Federbusch, einen Degen mit Lilien auf der Klinge und eine kleine weisse Standarte mit eingestickten goldenen Lilien. Es wird ferner fälschlich geglaubt, der

kleine „Junggesell“ sei vom Militärdienst befreit gewesen; die Register des Stadthauses bezeugen, dass alle sich zur Conscription gestellt haben.

II.

Endlich sehen wir uns genöthigt, ein paar Fehler in Schillers Drama selbst zu corrigiren. Wir werfen gern den Franzosen ihre, übrigens von ihnen ebenso gern eingestandene Unkenntniss in Sachen der Geographie vor, und da ist es denn störend und auffallend, dass sich Schiller gerade in dem auf französischem Boden spielenden Drama zwei ärgerliche Nachlässigkeiten hat zu Schulden kommen lassen. Weder Realschuldirektor Naumann in seiner commentirten Ausgabe, noch Prof. Gödecke in seiner philologisch-kritischen Ausgabe haben diese Fehler bemerkt; wir können daher nicht umhin, endlich darauf aufmerksam zu machen.

Act II, Sc. 1 spricht der Heerführer Lionel von den „Siegern bei Poitiers, Créqui und Azincourt.“ Nun giebt es wohl eine alte Familie Créqui, die aus dem Artois stammt; der Ort aber, bei welchem die Franzosen 1346 von den Engländern besiegt wurden, heisst Crécy, und zwar zum Unterschiede von zwei anderen gleichnamigen: Crécy-en-Ponthieu, zuweilen auch Cressy geschrieben; er liegt bei Abbeville im Departement der Somme.

Act I, Sc. 5 sagt König Karl: „Wir wollen jenseits der Loire uns ziehen.“ Nun ist er aber auf seinem Schloss zu Chinon, das an der Vienne südlich der Loire liegt, also schon jenseits nach dem Sinn seiner Worte, denn wollte er von hier noch über die Loire gehen, so wäre er, anstatt sich vor den Engländern zurückzuziehen, ihnen gerade in die Hände gelaufen. Dasselbe gilt von den späteren Worten: „Wir gehen über die Loire. Lass mein Geräth zu Schiffe bringen;“ er hätte sich hier in der Vienne eingeschifft und wäre auf derselben der Loire zugefahren. Ebenso von Sc. 7: „Auch jenseits der Loire liegt noch ein Frankreich, wir gehen in ein glücklicheres Land;“ nun, er ist eben schon drin: „es lachte ein milder, unbewölkter Himmel und leichte Lüfte wehten um mich her,“ als ich im August 1869 durch die Trümmer des Schlosses von Chinon wandelte, wo Karl VII. das Mädchen aus Domremy empfangen hat.

Wir haben gezeigt, dass die verschiedenen zahlreichen Schriften über die Erscheinung der Jungfrau und die Darstellung Schillers dem aufmerksamen Beobachter noch mancherlei Gesichtspunkte zur Beurtheilung übrig gelassen haben; wir haben vorzüglich den politischen

und den ethischen eingenommen. An den letzteren hat Kirchenrath Hase auffallenderweise gar nicht gedacht, dieser Gesichtspunkt sollte sich aber doch dem Geschichtskenner bei Schillers Drama sofort aufdrängen. Das Problem aber von der Einwirkung des Uebernatürlichen oder Jenseitigen in die diesseitige Welt, das sich Hase besonders zum Vorwurf genommen hat, hat er, was er auch sagen möge, doch nicht gelöst. Diese Frage war für D. Eysell, Professor am Gymnasium zu Rinteln, dessen Darstellung Hase erwähnt, „von untergeordneter Bedeutung." Mit Unrecht, wie Hase sagt, und wir stimmen ihm bei. D. Eysell hatte sein Buch 1864 dem Kaiser Napoleon gewidmet, hoffend, dass es nicht unwürdig sein werde des Beifalls „des glorreichen Repräsentanten der französischen Nation." Im Jahre 1868 war mit der Feier der Jungfrau in Orleans auch eine landwirthschaftliche Ausstellung verbunden, der Kaiser war auf Ersuchen der Stadt mit der Kaiserin herübergekommen und zwar am Tage vor der eigentlichen Feier der Jungfrau. Das Paar fuhr zuerst in die schon mit dem gewohnten Festschmuck ausgestattete Kathedrale, dann besuchte es die Ausstellung, wo es sämmtliche Beamten empfing; während dann der Kaiser sich mit den einzelnen Behörden unterhielt, hatte die Kaiserin im offenen Pavillon ein langes Gespräch mit dem Bischof Dupanloup. Worüber?! Noch am selben Abend, vor dem Feste der Jungfrau, fuhr das kaiserliche Paar nach Paris zurück. So wenig Interesse nahm es an der Jungfrau von Orleans! Es ist danach anzunehmen, dass der Kaiser an D. Eysells Buch über die Jungfrau auch nicht mehr Interesse genommen hat. Es liesse sich eine besondere interessante Abhandlung über die Stellung der verschiedenen französischen Dynastieen und Regierungen zur Jungfrau von Orleans schreiben.

Hase behauptet „dargethan zu haben, dass die Heiligen der Jungfrau nur die unwillkürliche Poesie ihres eigenen Genius waren." Mich hat er nicht überzeugt; um dem Leser die Prüfung zu überlassen, habe ich Michelets verwandte Ansicht mitgetheilt. Ich gehe noch weiter und erinnere den Kirchenhistoriker an die moderne Kritik, welche dem Erzengel Michael alles wirkliche Dasein abspricht, ihn für eine mythologische Gestalt erklärt, welche von den Israeliten dem Verkehre mit Persern und Chaldäern entlehnt worden sei. Oder hat der Theolog sich nicht auf diese Kritik stützen wollen, weil diese noch ganz andere Glaubenssätze untergräbt? Sein eigenes Gewissen ist bei aller „natürlichen" Erklärung nicht beruhigt. Er ist sich bei der Frage, ob wirklich Heilige mit unfehlbarer Gottesbotschaft zur Jungfrau niedergestiegen sind, oder nur Gebilde ihrer eigenen Phantasie sie umschwebten mit aller Möglichkeit menschlichen Irrthums, „der Bedeutung dieses Unterschiedes für unsere ganze Weltanschauung," wohl gewiss.

Kirchenrath Hase ist in der Zeit des flachen theologischen Rationalismus gross geworden, er hat aber in seiner Jugend Ideale gekannt, er hat die Umkehr der theologischen Wissenschaft zum Supernaturalismus mit erlebt und zugleich mit ihr die ungeheure Umwälzung, die von der speculativ-kritischen Philosophie einerseits und der Naturforschung andererseits im wissenschaftlichen Denken bewirkt worden ist. Sein Geist und seine Seele sind nicht zu jenem Gleichgewicht gelangt, das allein dem Herzen die Gewissheit des Glaubens giebt. Er widerspricht sich; er sagt: „Ich stimme vollkommen zu, dass sie von Gott gesandt war," und doch schliesst er mit den Worten: „Dem Geschichtschreiber dürfte endlich ziemen, statt Gott und sein Werkzeug wie einander äusserlich und fremd zu trennen, den Gott in der Geschichte, den allwaltenden Gott so mindestens in den grossen Thaten wie in den Folgen der Irrthümer seiner Geschöpfe anzuerkennen." Was will das heissen? Kann uns das der Kirchenrath Hase selbst klar machen? Gott und Mensch sollen sich nicht äusserlich gegenüberstehen; was wird dann — dem christlichen Theologen muss man diese Frage stellen — aus dem Christenthum? aus dem persönlichen Gott? „Der Gott in der Geschichte" ähnelt hier sehr dem immanenten Gott der pantheistischen Philosophie, und doch spricht Hase wieder von „Geschöpfen" dieses Gottes in der Geschichte! Hier kreuzen sich in dem Kirchenhistoriker eine Menge verschiedener Weltanschauungen.

Die Religion hat das Werkzeug, den Menschen, immer „äusserlich" von Gott getrennt, die Freiheit des Menschen und doch auch die innigste Wechselwirkung zwischen Gott und Geschöpf anerkannt. Die christliche Religion wie die neuplatonische Philosophie, Paulus, Plotin und Göthe, sagen:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Und wie erklärt dann der Kirchenrath Hase die wunderwirkende Kraft des wahrhaft gottinnigen Gebetes, bei welchem der Mensch von Gott „äusserlich" getrennt ist und ihn doch in sein Herz aufnimmt, wie die Bergeversetzende Gewalt des festen Glaubens, von der die christliche Kirche spricht? Wenn der Philosoph oder der Materialist sie leugnet, so schliesst er folgerichtig von seinem Standpunkt aus; ob der letztere wahr oder falsch ist, ist eine andere Frage. Aber von einem christlichen Kirchenlehrer würde mich ein Zweifel Wunder nehmen. Die erhabenste Stelle in Schillers ganzem Drama, diejenige durch welche er die Jungfrau als wahrhaft von Gott gesandt hinstellt, bleibt mir immer das Gebet der Johanna im Kerker:

Höre mich, Gott, in meiner höchsten Noth!
Hinauf zu Dir, in heissem Flehenswunsch,
In Deine Himmel send' ich meine Seele.
Du kannst die Fäden eines Spinngewebes
Stark machen wie die Taue eines Schiffes;
Leicht ist es Deiner Allmacht, eherne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln.
Du willst, und diese Ketten fallen ab,
Und diese Thurmwand spaltet sich. Du halfst
Dem Simson, da er blind war und gefesselt
Und seiner stolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. Auf Dich vertrauend fasst' er
Die Pfosten seines Kerkers mächtig an
Und neigte sich und stürzte das Gebäude —

Nur ein gläubiges Herz konnte diese gläubigen Worte dichten; aus Kirchenrath Hases Darstellung aber weht es mich immer, trotz einzelner Stellen, kühl an; wenn ich ihn nun gelesen habe, weiss ich nicht, was ich noch glauben soll, ob ich überhaupt etwas glauben soll.

Immerhin aber bleibt es ein achtungswerthes Zeugniss für die wunderbare Erscheinung der Jungfrau, dass ein hervorragender Gelehrter, der die ganze Geschichte der religiösen Erziehung der Menschheit durchforscht hat, sinnend vor dieser Erscheinung stehen geblieben ist und sich gefragt hat: was bedeutet sie? Dem Verfasser dieses ist sie auf seinen Lebenswegen gewissermassen persönlich entgegengetreten, auf vielfach verschlungenen Schicksalspfaden ist er immer ihr wieder begegnet. Sie war ihm einst „der Engel des Vaterlandes," als solcher führte sie ihn in's Exil, zuletzt nach Orleans, als solcher führte sie ihn aus Orleans wieder heim in's Vaterland.

Aber der Mensch ist auf Erden ein Fremdling, sagt Schiller, er wandert aus und sucht ein unvergänglich Haus. Auch hier wurde dem Verfasser die wunderbare Erscheinung, die ihn durch's Leben geführt hatte, zur Führerin. Nachdem Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" alle Beweise für das Jenseitige vernichtet hatte, baute er Alles wieder auf durch die praktische Vernunft, und Schiller fasste die Ergebnisse von Kants Forschung in „die drei Worte des Glaubens" zusammen. „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth." In der Jungfrau von Orleans hat Schiller dieses einfältig kindliche Gemüth erkannt. Der Verstand der Verständigen mag sich müde darüber grübeln, wer „ihre Stimmen" gewesen sein mögen, sie zweifelte nicht, noch in den Flammen des Scheiterhaufens behauptete sie fest und gläubig: „Meine Stimmen waren von Gott",

Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Eine Lücke in unserer Darstellung gilt es noch zu ergänzen. Seite 60 wird Guillaume de Flavy zum ersten Male erwähnt; es ist dies der Gouverneur von Compiègne, der beim Ausfall am 23. Mai 1430 die Zugbrücke zu früh hatte aufziehen und das Thor schliessen lassen, sodass Johanna nicht mehr in die Stadt dringen konnte. Joseph Fabre erzählt so: „Wie das bei grossen Katastrophen gewöhnlich ist, so sprach man auch hier von Verrath. Das Volk sagte, dass die Herren von Adel, eifersüchtig auf Johannens Ruhm, ihren Untergang angezettelt hätten, und es klagte insbesondere den Gouverneur Flavy an, sie verkauft zu haben. Zugleich erzählte man sich, dass sie ihr Unglück geahnt hätte . . . Bei ihrem zweiten Aufenthalt in Compiègne (denn sie war schon früher hier gewesen) war sie eines Abends in die Kirche gegangen; ihr Herz war bekümmert und sie betete. Nachdem sie lange niedergekniet war, stand sie auf und lehnte sich traurig an einen Pfeiler. Die Glocken begannen eben zum Abendgebet zu läuten und es ward dunkel im Kirchenschiff. Arme Leute und mehrere Kinder standen in der Nähe, die Augen auf sie geheftet. Jeanne vergoss Thränen. Als man sie weinen sah, umringte man sie mit innigem Mitleid. Sie sah die Umstehenden sanften Blickes an und sprach: „Ihr guten Freunde und lieben Kinder, wisst, dass man mich verkauft und verrathen hat. Bald werde ich dem Tode überliefert werden. Betet zu Gott für mich, ich bitte Euch; denn ich werde dem König und dem Königreich Frankreich nicht mehr dienen können.“ Lottin, der Chronist von Orleans, erwähnt ebenfalls nach verschiedenen Historikern die Beschuldigung, Flavy habe die Jungfrau aus Eifersucht verrathen, „er hatte den Ruf eines tapferen Kriegsmannes, aber er war grausam und sittenlos.“ Unter dem Monat März 1452 erzählt Lottin: „Nachdem er den Vater seiner Frau, einen Greis von 70 Jahren, hatte umbringen lassen und seiner Frau dasselbe angedroht hatte, liess ihm dieselbe durch seinen Barbier die Kehle abschneiden. Sie wurde für dies Verbrechen nicht bestraft, man betrachtete dasselbe als eine Strafe des Himmels und eine Büssung für den Tod der Befreierin von Orleans.“

Die wichtigste, ja wohl die entscheidende Frage bei der Beurtheilung der wunderbaren Erscheinung, die uns hier fesselt, ist die: welches war die Sendung der Jungfrau? hat sie dieselbe erfüllt? Der bedeutendste Schriftsteller, der den ganzen Gegenstand behandelt hat, derjenige, welchem wir die Sammlung aller darauf bezüglichen Documente verdanken, J. Quicherat, hat in seinen „Aperçus nouveaux. 1850“ kurzweg behauptet: „die Sendung Johannens

wäre verfehlt worden, „aurait été manquée“. Athanase Renard erklärt dagegen, dass sich Quicherat geirrt hat und führt dies in seiner Schrift aus: „La Mission de Jeanne d'Arc. Examen d'une opinion de M. Jules Quicherat. Paris, Garnier frères, 1855. Seine Beweisführung ist folgende.

Nach der bisher allgemein angenommenen Meinung bestand die Sendung Johannens oder das, was sie, als von Gott gesandt, beauftragt war auszuführen, darin: den Rechten Karls VII. auf die Krone Frankreichs zum Siege zu verhelfen; und diese Sendung, deren Folge die Vertreibung der Engländer sein musste, knüpfte sich an zwei bestimmte Punkte: an die Befreiung von Orleans und an die Krönung Karls in Reims. Mehr hatte Johanna nicht verkündet, als sie Domremy verliess. Die Begeisterung dazu kam ihr entweder von Gott oder nur von ihr selbst.

Betrachtet man Gott als den Eingeber, so ist alle Schwierigkeit gehoben. Die beiden Punkte hat Johanna erfüllt; dann hat Gott die Dinge ihrem natürlichen Laufe überlassen, wobei er gestattete, dass die Jungfrau noch gross unter den Menschen stehen blieb, nicht jedoch ohne eine Mischung von Schwäche. Man muss annehmen, dass Quicherat nicht an das Einschreiten Gottes glaubt, denn der Gedanke eines göttlichen Einschreitens lässt sich nicht mit dem Verfehlen der Sendung vereinbaren.

Nehmen wir also die zweite Hypothese an. Zweierlei ist zu erwägen: das Prinzip oder der Ursprung der Inspirationen der Jungfrau und die Thaten oder Ereignisse, welche die mehr oder minder direkte Folge davon gewesen sind.

Vergegenwärtige man sich Jeanne als junges Mädchen, wie sie bei den bescheidensten Dorfarbeiten aufwuchs, nicht A noch B wusste, nach ihren Worten in Poitiers, und sich berufen glaubt, ihr Land zu retten. Das sie treibende Gefühl kann nur auf einfachen populären Begriffen ruhen. Der König war für das Volk die Personification des Vaterlandes, für ihn begeisterte sich Jeanne, er war aber für sie jetzt nur der „artige Dauphin“, weil — und das ist wieder eine Idee des Volkes — seine Rechte erst durch die Salbung die Weihe erhalten. Und da ferner die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich auf Orleans gerichtet war als auf die Stadt, an deren Erhaltung das Heil des Landes geknüpft war, so wollte sie auf das Treiben ihrer immer drängenderen „Stimmen“ dorthin eilen. Uebrigens lebte sie inmitten einer von Feinden fortwährend bedrohten, höchst patriotischen Bevölkerung.

Mag nun, wenn man Gottes Einwirkung ausschliesst, die tiefe Erregung ihrer Seele jene Erscheinungen erzeugt haben, welche Jeanne für himmlische hielt, die aber nur eine Täuschung ihrer Sinne gewesen wären, immerhin bleibt feststehen, dass die in Domremy empfangene Eingebung nicht über gewisse einfache Begriffe hinausgehen konnte, wie sie allein dem Verständnisse des Volkes zugänglich waren. Und

so war es auch. So hat Jeanne, nach den verhörten Zeugen, bis zu der Befragung in Poitiers gesagt.

Nun aber hat sie hier, nach dem Zeugniss von Bruder Séguin, noch zwei Voraussagungen gemacht, die in Erfüllung gegangen sind: 1) dass die Stadt Paris dem Könige wieder unterworfen werden würde; 2) dass der Herzog von Orleans aus der Gefangenschaft in England zurückkehren würde. Bruder Séguin stellt diese beiden Punkte aber nicht als zur Sendung Jeannens gehörend dar. Quicherat bemerkt dies auch, stellt aber daneben auch die Aussage des Herzogs von Alençon hin; nach diesem hätte Jeanne gesagt, dass sie viererlei zu thun beauftragt sei: Orleans befreien, den König in Reims salben lassen, die Engländer verjagen, den Herzog von Orleans ihren Händen entreissen. Von letzterem hatte Jeanne, ehe sie Domremy verliess, nie gesprochen; der Herzog bezeichnete dies als einen Theil der Sendung, nach Bruder Séguin war es nur eine einfache Vorhersagung.

Wie war Jeanne darauf gekommen, sich auch mit dem Herzog von Orleans zu beschäftigen? Der Herzog von Alençon, Schwiegersohn des Vorigen, war nach dem Empfang der Jungfrau durch den König von der Abtei Saint-Florent (bei Saumur an der Loire) nach Chinon gekommen und von Jeanne herzlich begrüsst worden. Diese besuchte nun seine Mutter und Gattin in der Abtei, wohin dieselben, da ihre Besitzungen von den Engländern eingenommen waren, sich zurückgezogen hatten, und blieb drei oder vier Tage bei ihnen. Sollte man hier nicht die Einbildungskraft der Jungfrau mit diesem Plane, den Herzog von Orleans zu befreien, beschäftigt und erfüllt haben? Später nun gab der Haushofmeister der Familie, Perceval de Cagny, in seinen Memoiren diesen Gedanken für einen Theil der Sendung aus, zu dem sich die Jungfrau bekannt habe.

Dagegen hat Simon Charles, Präsident der Rechnungskammer, ausgesagt, dass Jeanne, als sie vor dem Empfang in Chinon sich über ihre Sendung erklären sollte, den Abgesandten des Königs gesagt hat, „dass sie zwei Aufträge habe, die Belagerung von Orleans aufzuheben und den König nach Reims zur Krönung zu führen.“ Das lautet klar und bestimmt. Der Gedanke der Befreiung des Herzogs von Orleans ist nicht im Herzen der Jungfrau erwacht, er ist ihr erst in Saint-Florent eingeflösst worden; das geht auch aus allen ihren Worten im Verhöre zu Rouen hervor, wo sie sich zu verwirren scheint, wo ihre Reden der Sicherheit, der Grösse, der mächtigen Begeisterung ermangeln, die ihr Orleans und Reims wie zwei leuchtende Punkte vor das geistige Auge gestellt hatte. Der Herzog von Orleans war beim Volke beliebt, seine Befreiung wurde gewünscht, aber sie war nicht dermassen im Interesse des Landes, dass man deshalb eine Landung in England hätte riskiren sollen. In Rouen wurde Jeanne von ihren Feinden böswillig mit einer Menge Fragen bestürmt, die auf

ganz schwankender Grundlage beruhten; das führte zu Erklärungen ihrerseits, die in nebensächlichen Dingen nicht genau mit früheren Worten harmoniren konnten, z. B. wenn sie unbehindert länger als drei Jahre gedauert hätte, so hätte sie den Herzog befreit. Der Herzog von Alençon berichtet aber selbst, dass sie gesagt habe: „Ich daure wohl nicht mehr als ein Jahr, man muss suchen, mich gut zu gebrauchen."

A. Renard führt dann weiter aus, dass man die Worte Jeannens von der Vertreibung der Engländer falsch gedeutet habe, als ob sie sich verpflichtet hätte, selbst alle Engländer aus dem Lande zu verjagen. Ebenso wenig habe sie „im Namen Gottes" versprochen, Paris wiederzugewinnen, ihre „Stimmen" hatten ihr sogar gerathen, in St. Denis zu bleiben, sie war wider Willen zum Sturm auf Paris mit fortgerissen worden (Verhör vom 22. Februar). Christine von Pisa, die in ihrem Kloster eingeschlossen war und sich schwärmerischen Hoffnungen hingab, kann doch nicht gültige Gewähr leisten, noch weniger der unsichere Chartier, der viel später schrieb. Allerdings hat Jeanne zu dem jungen Guy de Laval im Juni 1429 gesagt, dass sie ihm bald in Paris Wein vorsetzen würde, aber Dunois hat ausdrücklich erklärt, dass Jeanne zuweilen im munteren Gespräche und um ihre Umgebung zu ermuthigen, Dinge betreffs des Krieges angekündigt hätte, die sich nicht verwirklicht haben, dass aber jedesmal, wenn sie darüber ernstlich von dem, was sie selbst anging, von ihrem Beruf gesprochen hätte, sie niemals etwas anderes behauptet hätte, als dass sie gesandt worden sei, die Belagerung von Orleans aufzuheben und den König nach Reims zu führen, damit er dort gesalbt würde. Die Einwürfe, die J. Quicherat gegen Dunois und seine Glaubwürdigkeit erhebt, sind nicht stichhaltig.

Sehr bedeutsam ist ferner, dass Jeanne selbst nach der Salbung Karls VII. in Reims ihre Sendung für erfüllt erklärt und die Sehnsucht ausgesprochen hat, wieder in ihr Heimathsdorf zu ihren Eltern zurückzukehren!

Man hat immer drei Perioden in ihrem Leben unterschieden: 1. die der eigentlichen Sendung, die von Domremy nach Reims führt, und in welcher sie die beiden von ihr verkündeten grossen Thaten vollbringt. 2. Die, welche sich von Reims nach Compiègne ausdehnt, in welcher Jeanne die Konsequenzen ihrer Sendung verfolgt, von ihren „Stimmen" aber nur eine unsichere Erleuchtung erhält, in welch letztere sich die Rathschläge der menschlichen Politik mengen, oft um Jeannen nur zn täuschen, daher man hier auf Widersprüche, Unsicherheiten und Zeichen der Ohnmacht stösst. In dieser Zeit erleidet der Zauber, der Jeanne bis nach Reims umwoben hat, einige Einbusse. 3. Die dritte Periode ist die ihrer Gefangenschaft und ihres Märtyrerthums. In dieser erscheint Jeanne grösser, bewundernswerther und erhabener als mitten in ihren schönsten Trium-

phen; sie läutert sich hier von allem Unklaren der zweiten Periode. Mit Unrecht vermengt J. Quicherat die beiden ersten Perioden in eine einzige, indem er die Sendung Jeannens noch über die in Domremy erhaltenen Inspirationen ausdehnt. Dadurch kommt Verwirrung in das Bild der Jungfrau. Wir müssen uns nur an die unverfälschte Kindheit halten, an das Mädchen in Domremy, das in der schweigenden Einsamkeit sich in Gedanken sammelt, die sie in Gottes Nähe führen.

Dies ist, in von uns sehr gekürzter Form, die Beweisführung A. Renards. Unsere Biographie war schon geschrieben, als uns seine (im Buchhandel längst vergriffene) Broschüre zukam; wir hatten im Grunde schon dieselbe Anschauung, die so scharfe Ausführung von Seiten Renards verdiente aber besonders mitgetheilt zu werden. Nur in einem Punkte stimmen wir auch ferner mit J. Quicherat überein, wenn er nämlich die Politik des muthlosen Zauderns verurtheilt, die von einer gegen Jeanne feindlich gesinnten Partei bei Hofe vertreten ward und für die sich Karl VII. gewinnen liess. Die Rehabilitation des Königs, die Renard unternommen hat, ist nach unserer Ansicht nicht gelungen. Vielfach begründet aber scheint seine scharfe Kritik, die er in mancher Beziehung an dem Zeugniss Percevals de Cagny übt, der „zum grossen Ruhm seines Herrn" schrieb, des ehrgeizigen und auch reizbaren Herzogs von Alençon, der nur an die Wiedergewinnung seines Herzogthums dachte und die Jungfrau vielleicht nicht immer günstig beeinflusste, sie zu Kundgebungen von Unzufriedenheit und zu kleinen Fehlern verleitete. Bekanntlich wurde dieser Herzog später zwei Mal wegen Hochverraths verurtheilt und begnadigt. Es wird schwer sein, in das Getriebe am Hofe volle Klarheit zu bringen; im Grossen und Ganzen glauben wir aber in unserer Darstellung die geschichtliche Wahrheit getroffen zu haben. Wer selbst in das Parteigetriebe verwickelt war und am geschichtlichen Kampfe theilgenommen hat, darf eher hoffen, ein richtiges Urtheil zu fällen.

An dem Grundcharakter der Jungfrau und ihrer Erscheinung ändert das Eingreifen von Motiven persönlichen Ehrgeizes und anderer menschlichen Schwächen dritter Personen in ihr Leben nichts. Wallon sieht in ihrem Leben entschieden ein Wunder im theologischen Sinne. Joseph Fabre zieht sich mit einem Wortspiel aus der Verlegenheit, er sagt: „Tout y est merveilleux. Rien n'y est miraculeux." Wir glauben an das Eingreifen Gottes in die Weltgeschichte, was aber die sittliche Freiheit des Menschen nicht hindert sich zu bethätigen; wir sehen es in dieser Erscheinung, wie es Schiller im Tode Gustav Adolphs sah. A. Renard sagt: „Gott inspirirt nur diejenigen, welche ihn suchen, und Jeanne suchte Gott; aber es ist auch dem Vollkommensten unter uns nicht gegeben, ihn immer da zu suchen, wo man ihn findet". Hierin liegt die Wahrheit über Jeanne d'Arc enthalten.

VII. War Jeanne d'Arc Lothringerin oder Französin?

Ein national-politisches Problem.

Im Vorhergehenden habe ich nicht nur das Bild der heiligen Märtyrerin von den Schatten und Flecken zu reinigen gesucht, die ihm in der Einbildungskraft der Menge infolge irriger Traditionen oder poetischer Fictionen anhaften, ich habe auch die Geschichte der Jungfrau dem französischen Volke selbst zu deuten gesucht, es aufzuklären und mit dem deutschen Volke zu versöhnen gesucht. Gegen das Wort der Versöhnung erhebt aber die Revanchepartei in Paris den Ruf der Rache. Im Jahre 1883 feierte Paul Déroulède, Mitglied der patriotischen Liga, das Maifest der Jungfrau u. a. mit folgenden Strophen:

Oui, reîtres d'Allemagne ou routiers d'Angleterre,
Archers saxons ou lansquenets,
Quel que soit le vainqueur qui détienne sa terre,
La France retourne aux Français.

Et vouant notre espoir, consacrons notre haine,
Consacrons nos coeurs recueillis
A Jeanne la Française, à Jeanne la Lorraine,
La Patronne des envahis!

Mit der Beweisführung, mit der die Revanchepartei ihr Recht zu begründen sucht, hat dieselbe schon mehr als einen historischen Fehler begangen. Kürzlich wärmte sie eine alte Schrift aus der Zeit nach dem Befreiungskriege von 1813 wieder auf (denn wir hatten uns damals als „envahis" von den Franzosen zu befreien!) und gab vor, sie sei eben vor Kurzem erschienen. Eine gleiche Verwirrung beging das Organ P. Déroulèdes, die Wochenschrift „Le Drapeau", in ihrer ersten Nummer vom 20. Dezember 1881 unter der Ueberschrift: „Die deutsche Nationalliteratur." Sie schrieb: „Einige Personen, die die Verständigkeit ängstlich gemacht hat, werfen unseren nationalen Dichtern,

V. Hugo, P. Déroulède, Manuel u. s. w. ihr Zorngeschrei, ihren Ruf der Entrüstung vor, wenn sie uns vom „Erbfeind“ sprechen. Zur Erbauung unserer Leser werden wir jedesmal, wenn wir die Poesie eines französischen patriotischen Dichters veröffentlichen, daneben eine Probe der deutschen Literatur von 1807 bis 1815 setzen, das heisst: aus der Periode der Rüstung zur Revanche von Jena.“ Und welches Gedicht bringt nun die Wochenschrift? Ein Lied von Herwegh!! Man sollte doch in Paris wissen, dass Herwegh in den vierziger Jahren in diesem Paris selbst gewohnt hat und erst nach dem Kriege von 1870 gestorben ist und zwar mit nicht verloschenem Groll gegen Preussen, aus dem er 1841 ausgewiesen worden war. Und welche Citation! Zwei Gedichte, „Aufruf“ und „Das Lied vom Hasse“, werden in Eins verschmolzen und bei den Worten „Gen Tyrannen und Philister“ wird in einer Anmerkung letzteres Wort durch „die Franzosen“ erklärt. Bei so grober Entstellung der Wahrheit darf man geradezu fragen: Ist es Unwissenheit oder leichtfertige Fälschung?

Auch in obigen Strophen gilt es die Wahrheit richtig zu stellen. Den Namen „la Patronne des envahis“ bestätigen wir; als solche ist Jeanne d'Arc die Schutzheilige jedes Volkes, dessen Unabhängigkeit von einem andern bedroht wird; als solche hat sie, wie wir gezeigt haben, Schiller dem deutschen Volke hingestellt, und als solche hat sie — Paul Déroulède wird staunen über diese ihm unbekannte Thatsache — als Napoleon I. Deutschland geknechtet hatte, ein deutsches Mädchen zum Kampf gegen die „envahisseurs“ ihres Vaterlandes, die Franzosen, begeistert; Eleonore Prochaska hiess die heldenmüthige Jungfrau. Am 11. März 1785 in Potsdam als ein Soldatenkind geboren, hatte sie von ihrem Vater, der im siebenjährigen Kriege Invalid geworden war, den glühenden Hass gegen die Verwüster ihrer Heimath geerbt, der sich schon in ihrer Jugend bemerklich machte. Das Leben der Jungfrau von Orleans setzte sie stets, sie, die Deutsche! in besondere Begeisterung und der Wunsch, ein Knabe zu sein, wurde oft in ihr laut. Als nun der Major von Lützow die deutschen Jünglinge aufrief, in sein Freicorps zu treten, und die Trommelwirbel auch in Potsdam erschollen, da schnitt sich Eleonore in einer Sonntagsnacht heimlich das Haar kurz, legte ihres Vaters Kleider an und floh nach Berlin, wo sie sich dem Lützow'schen Freicorps als Jäger zu Fuss anschloss und unter dem Namen August Renz auf den verschiedenen Zügen der Freischaar immer unerkannt zu bleiben wusste. Am 5. October 1813 starb Eleonore Prochaska, von dem Bilde der Jungfrau von Orleans zum Kampfe für ihres Landes Freiheit begeistert, in Denneberg von einer Kugel getroffen den Heldentod.

In seinem Liede vergisst P. Déroulède ferner, dass auch im Kriege von 1870 Frankreich der angreifende, herausfordernde Theil war und

schon in deutsches Gebiet eingefallen war, es eingenommen (envahi) hatte! Die „Patronne des envahis“ hat das Unrecht, das ihre Landsleute an dem Nachbarvolke begingen, nicht segnen können, und darum ist der Sieg dem deutschen Volke geblieben. Können wir so den Namen bestätigen, den der französische Dichter der Jungfrau giebt, so verhält es sich anders mit der Nationalität derselben. Um Deutsch-Lothringen wiederzugewinnen, das Frankreich in dem Kriege von 1870 verloren gegangen ist, ruft Déroulède „Jeanne la Lorraine“ an; er mengt dabei Française und Lorraine in Eins zusammen. Die Sache ist aber gar nicht so einfach, wie er sie hinstellt, denn, um es kurz zu sagen, entweder war Jeanne d'Arc Französin oder Lothringerin; eines schliesst das andere aus. Schon vor zwanzig Jahren trat mir im Herzen Frankreichs, in Orleans, dies wichtige nationalpolitische Problem vor die Augen, hier las ich die Lösung desselben durch einen Franzosen, und in dem nahen Paris hat es P. Déroulède nicht erfahren?! So will ich denn diese Lösung hier mittheilen, nicht nur zur Belehrung dieses Dichters allein, denn der Irrthum ist weit verbreitet und schon sehr früh aufgekommen, noch vor dem im Todesjahr der Jungfrau geborenen Dichter Villon, der in seiner 1461 geschriebenen Ballade von den „Dames du temps jadis“ sang:

Et Jeanne, la bonne Lorraine,
Où sont-ils, Vierge souveraine?
Mais où sont les neiges d'antan?

Es handelt sich dabei nicht blos um eine Curiosität der Geschichte oder Literatur; die richtige Beantwortung der Frage kann viel zur Versöhnung von zwei Nationen beitragen, die zu Besserem berufen sind, als ihr Blut in endlosem Hader einer chauvinistischen Schrulle wegen zu vergeuden.

Im südlichen Theil der Champagne, in dem Städtchen Bourbonne-les-Bains (Dep. der Haute-Marne) lebte ein am 11. Mai d. J. als neunzigjähriger Greis verstorbener Arzt, Athanase Renard, der, nachdem ihm gewissenhafte Studien bewiesen hatten, das Jeanne d'Arc seiner eigenen Heimath angehört hat, es sich zur Aufgabe stellte, diese Heimathsangehörigkeit, das heisst: die echt französische Nationalität der Jungfrau öffentlich zur Geltung zu bringen. Die Devise der hochgeachteten Familie dieses Mannes ist „Religion et Patrie, les deux plus belles choses que puisse aimer un homme.“ Es leuchtet ein, dass ein solcher Mann nicht aus Vergnügen an literarischen Fehden die Feder ergreift, wie er auch nicht Schriftsteller von Fach war, sondern nur schreibt, um eine Ueberzeugung zu vertreten. Dichterisch beanlagt und schon Verfasser einer Abhandlung „l'Imitation théâtrale“, begann er 1846 ein historisch treues Drama, „Jeanne d'Arc ou la fille du peuple au XV. siècle,“ das mit der Krönung in Reims abschliesst und das der Dichter 1849 beendet

hat. (Paris, Garnier frères, 1851.) Da hielt im September 1850 in Nancy (während meines Aufenthaltes daselbst) ein Herr Guerrier de Dumast auf dem wissenschaftlichen Kongress einen (später gedruckten) Vortrag, worin er sagte, dass „la Lorraine a prêté Jeanne d'Arc à la France, qu'une pareille femme ne devait pas naître ailleurs, et que c'était à cette province à la fournir." Darauf veröffentlichte A. Renard im Januar 1851 in den Memoiren der historisch-archäologischen Gesellschaft zu Langres, deren Mitglied er war, einen Artikel „Souvenirs du Bassigny Champenois, Jeanne d'Arc et Domremi," der mit den Worten schloss: „Si les Vosgiens, les Lorrains de la France nouvelle ont revendiqué Jeanne d'Arc après sa mort, on ne doit pas oublier qu'elle était Champenoise, et du Bassigny français, pendant sa vie." Darauf wieder antwortete 1852 der Archivar des Departements der Meurthe, Henri Lepage, Mitglied der Akademie Stanislas zu Nançy, in einem Mémoire „Jeanne Darc*) est-elle Lorraine?" worin er behauptete: 1. J. Darc ist immer als Lothringerin betrachtet worden. 2. Das Dorf, wo sie geboren ist, gehörte halb zur Champagne, halb zum Herzogthum Bar (das Barrois). 3. Das Haus, das Jeanne Darc in Domremy bewohnte, lag in dem zu Bar gehörigen Theile. Man sieht, wie sich die Frage zuspitzt. A. Renard antwortete durch ein Mémoire: „Jeanne d'Arc était-elle Française? 1852." Abermalige Erwiederung von Lepage 1855. Zweite Antwort von Renard 1855. Darauf von Lepage: „Un dernier mot sur la question. 1856." Endlich von Renard: „Troisième et dernière réponse. 1857." und Separatabdruck der „Souvenirs" u. s. w. im selben Jahr. Nach der so gründlichen, ins Einzelnste eingehenden Beweisführung A. Renards ist es unbestreitbar, dass Jeanne d'Arc nicht Lothringerin, sondern der urfranzösischen Champagne entsprossen war, dass sie echte Französin war, und der Beiname „la Lorraine" sollte nun endlich aus Poesie und Prosa verschwinden.

Auch hier erhält man einen Beweis von der entsetzlichen Trägheit der Masse, der sogenannten gebildeten wie der ungeschulten. Ganz dasselbe, was A. Renard mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit bewies, hat schon 1817 Lebrun des Charmettes in seiner Geschichte der Jungfrau erklärt; er setzt das heimathliche Dorf derselben „au milieu de cette contrée véritablement française", in die schmale Landzunge der Champagne, die sich zwischen Lothringen und das Barrois hinein erstreckt, und doch wird fortwährend die Wiege der Jungfrau nach Lothringen verlegt. Weder letzterer indessen noch Renard und Lepage

*) Anm. Es giebt in Frankreich zwei Parteien betr. der Rechtschreibung des Namens. Vallet de Viriville u. a schreiben Darc ohne Apostroph, Quicherat, Ath. Renard u. a. d'Arc mit Apostroph. S. „Du nom de Jeanne d'Arc. Examen etc. par Ath. Renard. Paris, Garnier frères. 1854."

haben von einer Stelle Kenntniss gehabt, die anscheinend grosse Schwierigkeit erhebt; in dem „Mystère du Siége d'Orléans," das jedenfalls von einem Bürger von Orleans und Augenzeugen des Kampfes geschrieben ist, sagt Gott zum Erzengel Michael, der Jeanne ihre Sendung verkünden soll: „En Barois yras en voyaige", und Talbot sagt zu ihr: „Tu es d'un pays tant lointin, de Barrois, laissant père et mère." Das Manuscript ist erst 1862 gedruckt erschienen, also nach dem Ende des erwähnten Streites; indess scheinen uns A. Renards Schriften auch hierauf schon die Erwiderung zu enthalten. Obgleich nun die betreffenden Memoiren nicht mehr im Buchhandel sind, müssen wir uns doch hier darauf beschränken, das Endresultat der Forschungen zu geben, wenige Belege werden hinzuzufügen sein.

Die beiden Herzogthümer Bar und Lothringen waren zur Zeit der Jungfrau zwei sowohl von einander als von Frankreich geschiedene, gänzlich unabhängige Souveränetäten; indessen war der Herzog von Bar seit 1302 Vasall des Königs von Frankreich für einen Theil seines Landes, der deshalb „le Barrois mouvant", d. h. Kronlehen genannt wurde*); zu dieser Lehnbarkeit gehörte Domremy mit einem Theile seiner Flur und des Dorfes selbst, während der andere, rein französische Theil zur Champagne gehörte, die Grenze zwischen diesen beiden Theilen wurde von einem Bache, genannt „le ruisseau des Trois-Fontaines", bezeichnet. Zu welchem Theile gehörte nun Jeanne?

Hören wir erst die Zeitgenossen. Der Kammerherr des Königs, Perceval de Boulainvilliers, schrieb am 21. Juni 1429, Jeanne sei in Domremy, in der Ballei Bassigny, auf der Grenze des Königreiches Frankreich geboren. Nun gab es zwar noch ein „Bassigny barrois oder lorrain", das von der Ballei La Mothe abhing, aber P. de Boulainvilliers denkt hier offenbar an das „B. français oder champenois", denn er setzt Domremy neben (juxta) Lothringen. Der König entband Ende Juli 1429 die Einwohner der Dörfer Greux und Domremy von allen Steuern und sagte in der Urkunde: „nous octroyons aux habitants, ville et village de Greux et Domremy, au dit bailliage de Chaumont, en Bassigny, dont la dite Jeanne est native." Wie hätte der König so eigenmächtig handeln können, wenn die Orte zum Herzogthum Lothringen oder Bar gehört hätten? Das Pfarrdorf Greux liegt eine Viertelstunde von Domremy, es gehörte unbestritten zur Champagne und hing hierarchisch ab von dem Obergericht (la prévôté) Andelot, der Ballei Chaumont in Bassigny und der Steuerkammer (élection) Langres. Jeanne selbst aber, in Rouen

*) Dieses sowie Domremy liegen auf dem linken Ufer der Maas, der nicht von Frankreich abhängige Theil auf dem rechten Ufer. Das ganze Barrois wurde nach dem Tode Herzogs Karl II. am 25. Januar 1431 mit dem Herzogthum Lothringen vereinigt.

nach ihrer Herkunft befragt, erklärte, sie sei im Dorfe Domremy geboren, was mit dem Dorfe Greux ein und dasselbe sei, in Greux aber sei die Hauptkirche.“ Ja, im Requisitorium zu Rouen (und man weiss, dass die englische Regierung in der Heimath der Jungfrau über sie hatte Erkundigungen einziehen lassen) wird sie kurzweg als aus dem doch entschieden französischen Dorfe Greux stammend genannt (oriunda in villa de Grus).

Uebrigens hatte Jeanne echt französisches Blut in den Adern. Ihr Vater war ein Champenois. Charles Dulys, Generalanwalt am Obersteueramt zu Paris, Abkömmling der Familie d'Arc, gab über diese Familie 1612 ein Buch heraus, worin er ebenfalls den Beinamen „la Lorraine“ zurückweist und erklärt: „mais encore est originaire de France par ses ancêtres, provenus du village de Sefonds, près Montirandel, en Champagne, où naquit Jacques d'Arc, son père etc.“ Von der Mutter weiss man nur, dass sie in dem Dorfe Vouthon geboren war, das halb znm Barrois, halb zur Champagne gehörte. Ohne einen wirklichen Beweis dafür zu haben, dass die Mutter aus dem zum Barrois gehörigen Theile stammt, erkennt H. Lepage der Jungfrau nur einen „gemischten Ursprung“ zu.

Bringen wir nun einige inductive Beweise dafür, dass Domremy französisch war. Da ist zuerst der echt französisch patriotische Geist, der alle Einwohner, mit Ausnahme eines Einzigen, beseelte. So glühend war die allgemeine patriotische Begeisterung, dass Jeanne noch in Rouen im Verhör vom 24. Februar erklärte, sie hätte diesem Einzigen, Gerardin aus Epinal, der später mit seiner Frau im Rehabilitationsprozess als Zeuge vernommen wurde, den Kopf abschlagen lassen wollen, jedoch wenn es Gott gefallen hätte. Dagegen war in dem lothringischen Dorfe Maxey auf dem rechten Ufer der Maas alles burgundisch gesinnt; die jungen Burschen beider Dörfer lieferten sich fortwährend Fehden und Jeanne sah die ihres Dorfes oft blutend heimkommen. Wenn Kriegsleute im Anzuge waren, half Jeanne ihren Brüdern, das Vieh auf eine Insel flüchten, auf der sich eine kleine Befestigung befand. Im Jahre 1428 wurde Domremy von einer burgundischen Compagnie geplündert und die Einwohner, darunter die Familie d'Arc, hatten sich nach Neufchâteau in Lothringen geflüchtet. Der kleine vom Barrois abhängige Theil des Dorfes Domremy gehörte zu dem Obergericht (prévoté) Gondrecourt; von letzterem ist im Prozess niemals die Rede. Wie wäre dies Alles möglich gewesen, wenn Domremy zu Lothringen oder Bar gehört hätte? Hätten Engländer oder Burgunder Ortschaften überfallen, deren Regierung zu ihrer Partei gehörte? Hätte es in Domremy nur Einen burgundisch Gesinnten gegeben, wenn das Dorf zu Lothringen gehört hätte?

Beständig erklärte Jeanne im Prozess, dass Karl VII. „son roy“

wäre; dies erkennen auch die Richter an, wenn sie auch die Legitimität Karls bestreiten. Wäre sie einem fremden Souverain unterthan gewesen, so wäre dies im Prozess gewiss zur Sprache gekommen. Liesse man Karln der Jungfrau gegenüber den Charakter eines fremden Fürsten, so wäre ihre ganze Erscheinung unverständlich und sie hätte nur die Rolle einer Abenteurerin gespielt.

Die Herzoge von Lothringen hielten übrigens von Beginn der Bürgerkriege an zu den Feinden Frankreichs, zu den Burgundern und Engländern. Der Herzog von Bar selbst verhandelte, als Frankreichs Lage verzweifelt schien, mit England und schloss mit ihm am 5. Mai 1429 einen Vertrag, dem er erst nach Karls VII. Krönung entsagte. Erst nach dem Siege Jeannens sympathisirten Lothringen und Barrois wieder mit der Sache Frankreichs. Wäre nun Jeanne Lothringerin oder Barroise gewesen, so hätte sie die Politik ihres Landesfürsten bekämpft, gewissermassen Landesverrath begangen! Zu solchen Schlüssen gelangt man, wenn man aus der Jungfrau eine Lothringerin machen will!

Genug damit! Den Archivar Lepage hielt dies nicht ab, dreimal seine Schriften mit der Frage zu betiteln: „Ist Jeanne d'Arc Lothringerin?" wobei er noch übersieht, dass seine Beweisführung nur darauf hinausläuft, Jeanne für das von Lothringen unabhängige Barrois zu beanspruchen. Infolge eines Konkordats vom 25. Januar 1571 zwischen Karl IX. von Frankreich und Karl III. von Lothringen ist allerdings fast ganz Domremy unter die Herrschaft der Herzoge von Lothringen gerathen (die Bewohner einer Gruppe Häuser wurden auch ferner noch in Greux getauft und beerdigt), und verlor dadurch seine Steuerfreiheit, es verlangte sie aber zurück, als es nach der Vereinigung Lothringens mit Frankreich 1766 wieder französisch ward, aber Ludwig XV. sowie Ludwig XVI. schlugen das Verlangen ab. Die Bourbons dachten nicht mehr an Jeanne d'Arc. Dies Konkordat von 1571 und die veränderte Eintheilung des Landes 1789 haben wahrscheinlich dazu beigetragen, das lothringische Vorurtheil zu verstärken. Aber die Urkunden aus der Zeit der Jungfrau selbst widerlegen es.

Um diese authentischen und spätere Urkunden zu entkräften, beruft sich der Archivar von Nancy zuletzt, nachdem all seine Argumentation zu nichts geführt hat, auf einen Brief des Pfarrers von Domremy vom 19. Mai 1856, wonach der Bach von Domremy, der die Grenze zwischen Frankreich und dem Barrois bildete, nicht immer denselben Lauf gehabt habe, sodass früher nur wenige Häuser des Dorfes zu Greux gehört hätten. Die Widersprüche aber, in die sich die darauf gebaute Beweisführung verwickelt, sind der Art, dass sie allen Grund und Boden verliert. Sie zu entwickeln, ist für deutsche Leser überflüssig. Zwei Zeugen bleiben aufrecht: ein Stein und ein Wort. Im

Geburtshause der Jungfrau ist über der Thür ein ganz französisch skulptirter Stein mit den Worten „Vive le roy Loys“ aus dem Jahre 1461 oder 1481 eingemauert. Das Wort aber hat Jeanne d'Arc selbst gesprochen, sie hat auf die Frage, wo sie geboren sei, geantwortet: „A Domremy de Greux“ d. h. in dem rein französischen Theile des Dorfes.

Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, war weder Lothringerin noch auch Barroise; die Retterin Frankreichs rettete ihr Vaterland, sie war Französin, gebürtig aus der alten Provinz Champagne!

Nur kurz sei noch erklärt, wie das lothringische Vorurtheil entstanden ist. In jener Zeit, wo, nach Michelets schönem Wort, Jeanne durch die Zaubermacht ihrer Liebe die Masse der Provinzen erst zu einem Frankreich umschuf, bedeutete France gemeinhin noch immer nur das ursprüngliche Krongut der Ile-de-France mit dem Orleanais, und so blieben auch die übrigen Provinzen im Sprachgebrauche zur Angabe der Heimath. Bei der Lage Domremys am äussersten Ostrande zwischen zwei fremden Ländern konnte wohl Jeanne von der Menge als vom Barrois oder von Lothringen herkommend genannt werden, daher manche Zeitgenossen so schrieben. Wo aber die Gerichtsbarkeit des Königs waltete, da war französischer Boden, und das war in Domremy der Fall; die officiellen Urkunden bestätigen das.

Im achtzehnten Jahrhundert buchte der Benediktiner Dom Calmet (1672—1757) die irrige Tradition in seine grosse Geschichte von Lothringen als pure Wahrheit ein. Geborener Lothringer, hat er zu seiner Chronik ein altes anonymes Document ohne Angabe der Zeit der Abfassung benutzt, von dem er vermuthet, dass es von einem Diener des Herzogs René II. während der Kriege desselben mit Karl dem Kühnen verfasst worden sei. Auf dieses Document ist die Fabel zurückzuführen, dass Jeanne d'Arc, bevor sie zum Könige von Frankreich geführt wurde, „des Urlaubs ihres gnädigen Herrn (de son seigneur et maître) des Herzogs von Lothringen bedurft hätte.“ Der Benedictiner (er gehörte nicht der Congregation von Saint-Maur an) gilt in der Wahl seiner Quellen für sehr nachlässig. Zur Charakteristik des hierher gehörigen Documentes diene Folgendes; es heisst darin: „Ledit Baudricourt, voyant la hardiesse de la fille, lui demanda si elle ferait ce qu'elle disait. Elle disait toujours: oui. Quand Monseigneur de Baudricourt vit ce, lui dit: „Ma fille, à Nancy vous veux mener vers le duc Charles qui est votre souverain seigneur, et de lui congé prendre pour vous en venir et emmener. La dite fille bien joyeuse fut.“ Darauf führt Baudricourt Jeannen zum Herzog; vor diesem springt sie, ohne den Fuss in den Steigbügel zu setzen, in den Sattel, zeigt sich als tüchtige Reiterin. Der Herzog giebt ihr volle Rüstung und lässt sie von Baudricourt zum König nach Bourges

führen. Von da zieht sie nach Orleans, wo sie das feindliche Heer schlägt, dann nach Bordeaux, das sie belagert und woraus sie die Engländer, einen Stock in der Hand, abziehen lässt; hierauf nimmt sie Bayonne," doch genug des Unsinns. Als sie endlich Rouen belagert, schliesst der Chronist ihr Leben mit den Worten ab: „là fut perdue, on ne sut qu'elle devint." Eine solche Quelle sollte doch heutzutage keines Blickes mehr gewürdigt werden, und doch hat Ende der vierziger Jahre ein Lothringer, Henri Etienne, in einem Abriss der Geschichte Lothringens wiedererzählt, dass Jeanne zum Herzog nach Nancy geführt und dort von demselben ausgerüstet worden sei, der sie dann habe zum König geleiten lassen, wobei er ganz übersah, dass Dom Calmet sich selbst widerspricht, indem er in seinem „Abrégé de l'histoire de Lorraine" der Jungfrau eine französische Herkunft zuerkennt, was auch A. Renard dem Archivar Lepage entgegenhielt. Ja, auf dem wissenschaftlichen Kongress von 1850 zu Nancy wurde in feierlichem Vortrage erzählt, Jeanne sei, nachdem sie an den Ufern der Meurthe zu Saint-Nicolas-du-Port niedergekniet sei, beritten und gerüstet aus dem herzoglichen Palaste ausgezogen und habe, hundert Meilen davon entfernt, dem Siegeswind eine andere Richtung gegeben. Dass Jeanne gar nicht in diesem Saint-Nicolas bei Nancy gewesen ist, haben wir schon berichtet. Bei all diesen Fabeleien denkt keiner dieser Nachbeter eines alten Irrthums an den eigentlichen inneren Kern des Charakters der Jungfrau. Sie thun so, als ob es genügt hätte, als amazonenhafte Kriegerin aufzutreten und rechten Lärm zu machen. Es sagt sich keiner, dass Jeanne von der Gluth eines rein französischen Patriotismus beseelt war, dass diese Gluth sich ihrer mit der Macht eines religiösen Glaubens bemächtigt hatte, dass sie den Sieg nur darum wieder an die französischen Fahnen fesselte, weil sie die Herzen Aller ebenfalls mit diesem religiösen Glauben erfüllte. Was ging denn eine Lothringerin das Schicksal Frankreichs an, da doch Lothringen damals noch ein ganz unabhängiges Land war, dessen Herzog noch dazu es mit der dem französischen Könige feindlichen Partei hielt?! Nur bei gänzlichem Mangel an Ueberlegung kann man den historischen Widerspruch und „non-sens" von der lothringischen Nationalität der Jungfrau noch ferner nachschreiben.

Bemerkt sei noch flüchtig, dass, wenn auch Domremy zum Kirchensprengel von Toul gehörte, dies auf die Nationalität gar keinen Bezug hat. Die geistliche Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Breslau z. B. dehnte sich noch über die österreichische Grenze aus. So war es auch mit Toul der Fall.

Dass aber bei der Aufregung der Gemüther jenseits der Vogesen ein solcher Irrthum Gefahr für den Frieden in sich birgt, leuchtet ein. Deshalb haben wir ihn klarstellen und auch die Aufmerksamkeit Frank-

reichs darauf hinlenken müssen, umsomehr, als der Archivar H. Lepage seine erste Broschüre an die Academie des Inscriptions et Belles-Lettres eingesandt hatte, deren Berichterstatter in der Sitzung vom 25. November 1853 seine Darstellung für richtig erklärte. Die Academie kannte aber die bündige Widerlegung A. Renards nicht. Es versteht sich von selbst, dass letzterer, selbst gut französischer Patriot, den Patriotismus der seit 1766 französisch gewordenen Provinz Lothringen nicht hat verletzen wollen; trotzdem bleibt es nach seiner Beweisführung eine Ehrensache Frankreichs, auch die rein französische Nationalität der Jungfrau anzuerkennen und festzuhalten.

Wir persönlich ziehen die internationale Schlussfolgerung aus dem gelehrten Streite zwischen A. Renard und H. Lepage, gänzlich unabhängig von dem Einen wie dem Andern, und wünschen nur, dass auch die Heisssporne des Chauvinismus in Frankreich, besonders die patriotische Liga in Paris, dieselbe beachten mögen. Mit mehr Recht als Frankreich durfte 1870 Deutschland an die „Patronne des envahis" appelliren, an diese edle Französin, die dem Vaterlande Schillers gewiss dasselbe Recht der Unverletzbarkeit zuerkennt, das sie für ihr schönes Frankreich beanspruchte und vertheidigte. Sie wird auch in der Rücknahme ehemals deutscher Gebiete mit deutscher Sprache keine Verstümmelung ihres Geburtslandes sehen. Noch weniger als der deutschredende Theil von Lothringen wird für sie das Elsass in Frage kommen, obgleich seine Bewohner seit der Revolution von 1789 (erst seitdem!) sich mit voller Sympathie Frankreich zugewandt hatten.

Seien aber auch wir gegen unsere Nachbarn versöhnlich gesinnt. Bedenken wir, dass in diesem Strassburg Rouget de Lisle die Marseillaise geschaffen hat, den Freiheitsgesang der französischen Republik, der die Vertheidiger des heimischen Volksrechtes zum Kampfe gegen seine Feinde begeisterte, und wir werden begreifen, dass Frankreich den Verlust dieser Stadt nur schwer verschmerzen kann. Achten wir darum auch den Ausdruck schmerzlicher Erinnerung, mit welcher die Franzosen dem Bilde Strassburgs auf der Place de la Concorde zu Paris ihre Huldigung darbringen, bis einst die Zeit kommt, wo sich beide Völker vor diesem Bilde versöhnt die Hand reichen! Und die Zeit wird um so schneller kommen, wenn die Franzosen erwägen wollen, dass sie mit dem Heimfall Strassburgs an Deutschland auch die Republik wiedergewonnen haben, die zur Zeit der Schöpfung der Marseillaise von der europäischen Coalition bekämpft worden war.

VIII. Schlussbetrachtung.

Dem Nationalhass der Engländer war Jeanne d'Arc zum Opfer gefallen, Priester hatten sie verurtheilt, von ihrem König, für den sie sich geopfert hatte, war sie verlassen worden. So bildet sie, die mit jungfräulichem Mutterherzen Frankreich gewissermassen geschaffen hatte, den Angelpunkt der nationalen, kirchlich-religiösen und politischen Fragen, auf deren Lösung das Geschick Frankreichs beruht. Wir haben gesehen, wie wenig man sich in dem alten monarchischen Frankreich, das dem mittelalterlichen Lehnsstaate folgte und das sie gegründet hat, um sie kümmerte, wie der begeistertste Verehrer ihres Namens, Chapelain, verspottet wurde. Endlich stürzte die alte Monarchie 1792 zusammen und zog auch ihr Denkmal und Erinnerungsfest in Orleans mit sich in den Abgrund. Jetzt aber zeigte es sich, dass das Mädchen aus Domrémy mit dem Herzen des französischen Volkes und seiner Geschichte selbst auf das Innigste verwachsen war. Ihr Denkmal zerbrach man in Orleans, aber sie selbst konnte man so wenig vergessen, dass man der aus ihrem Bronzebilde gegossenen Kanone ihren Namen gab, und die Jungfrau, die einst den König zu Reims hatte krönen lassen, ward nun durch das Geschütz die Vorkämpferin für die neue volksthümliche Regierung. Hatte sie doch über alles ihr Vaterland selbst geliebt!

Kein Wunder aber, dass auch nach ihrer Auferstehung im neuen Frankreich ihr Name wieder mit den drei Fragen in Verbindung trat, die sich an ihn bei ihren Lebzeiten geknüpft hatten. Die erste Bildsäule, die ihr in Orleans wieder errichtet ward, stellte sie als Vertreterin der nationalen Unabhängigkeit in dem Kampfe dar, den Frankreich damals wie 1429 gegen England führte. Gleichzeitig freilich ward sie von Schiller auf jene ideale Höhe entrückt, auf der sie über jedem Volke als Engel des Vaterlandes, als „patronne des envahis" schwebt, auch ihr eigenes Volk verpflichtend, das Recht anderer Nationen zu achten. In ihrer Heimath aber wurde sie nun zum Spielball der Parteien. Wir sahen, wie sie 1817 in Orleans zur Bannerträgerin der Restauration gemacht wurde. Die Restauration wurde 1830 besiegt. Die Zwischenzeit führte zur Wiederherstellung der Republik 1870. Kaum aber ist diese errichtet, so wird sie von der Partei der Vergangenheit wieder

bekämpft und dieser Kampf dauert auch nach Mac Mahons Entsagung fort. Die republikanische Regierung sucht nun durch Verweltlichung („laïcisation") des Volksunterrichtes die Gegenpartei zu schwächen und so war es natürlich, dass man bei dem Missbrauch, den man mit dem Namen der Jungfrau unter der Restauration getrieben hatte, nun auch ihre Gedächtnissfeier zu verweltlichen suchte. Dies geschah zu Orleans im Jahre 1882. Eugen Fousset, Kaufmann daselbst und Protestant, Deputirter der radicalen Partei, ergriff als Präsident der „Ligue républicaine de l'enseignement laïque" die Initiative dazu. Die Feier fand am 7. Mai im Institut (Conservatorium) gegenüber der Kathedrale statt. Die Festrede hielt der städtische Archivar Doinel in entschieden republikanischem und antiklerikalem Geiste. Es war zu erwarten, dass dieser Vorgang auf lebhaften Widerstand bei der Gegenpartei stossen würde. Der Widerspruch derselben machte sich während des Vortrages selbst, sowie in ihren Organen der Pariser Presse Luft. In der Kathedrale aber wurde am folgenden Tage der gewöhnliche Panegyrikus vom Bischof Germain von Coutances und Avranches gesprochen. Der geistliche Redner begnügte sich nicht, die materialistische Philosophie zu bekämpfen, er lobpreiste auch die Regierung Ludwigs XIV. mit einem tiefen Sehnsuchtsseufzer nach dem verlorenen Elsass.

So ist denn in Frankreich um den Namen Jeanne d'Arc der Kampf um die höchsten Fragen des nationalen Lebens entbrannt; die eine wie die andere Partei hat sie zu ihrer Führerin, ihrer Schutzpatronin erwählt. Bei solchem Zwiespalt der Volksseele hat denn auch der Deputirte Joseph Fabre mit seinem Antrage, das Gedächtniss der Jungfrau durch ein jährliches Nationalfest zu verherrlichen, nicht durchdringen können. Die republikanische Majorität fürchtet damit der monarchisch-klerikalen Reaction eine Waffe in die Hand zu geben. Ein einflussreicher Mann, der Senator und Freimaurer Jean Macé, Gründer der erwähnten „Ligue de l'Enseignement", hat sich entschieden dagegen ausgesprochen, ihn habe, sagte er, der Gedanke an „die anderen Schäferinnen" in Lourdes und La Salette misstrauisch gemacht. Andere wieder fürchten in politischer Beziehung die Erinnerung an den „gentil Dauphin", an die Thronprätendenten und erinnern daran, dass der Bischof Dupanloup auf seinem Sterbebett den Grafen von Chambord gebeten hatte, das Gesuch um die Canonisation der Jungfrau als König zu unterzeichnen, und dass er von allen Gliedern der königlichen Familie eine Beisteuer für die Glasmalereien in der Kathedrale von Orleans, die das Leben der Jungfrau darstellen, erhalten hatte; sie erinnern ferner daran, dass derselbe Bischof Freppel, der bei der Gedächtnissfeier der Jungfrau 1860 eine Lobrede auf die Jesuiten gehalten hatte, in einem Briefe vom 27. Januar 1884 das

Recht des Grafen von Paris als legitimen Erben des Grafen von Chambord auf den Thron von Frankreich anerkannt hat. So muss die, die für die Einheit und Einigkeit ihres Volkes ihr Herzblut hingegeben hat, noch nach ihrem Tode unter dem Banner ihres Namens sich ihr Volk in aufreibendem Parteikampfe zerreissen sehen!

Als der geboren wurde, dessen Name das letzte Wort war, das die heilige Märtyrerin in den Flammen zu Rouen sprach, da riefen die Engel vom Himmel herab: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und herzliches Einvernehmen unter den Menschen!“ Mag auch die rationalistische Kritik die biblische Erzählung für eine religiöse Mythe erklären, diese Erzählung drückt doch die ideale historische Wahrheit aus: das sehnsüchtige Verlangen der damaligen Welt nach der allgemeinen Versöhnung der Menschheit. Und dieses Verlangen beseelte auch das Herz der Jungfrau im Leben wie im Sterben, wie es noch heute das Herz jedes Edeln beseelt, dem es Ernst ist um das Wohl seines Volkes und aller Menschen!

Inhalt.

	Seite
Vorwort	1
Die Jungfrau von Orleans. Biographische Skizze	1
Vor der Bildsäule der Jungfrau von Orleans. Gedicht	66
Agnes Sorelle und Jacques Coeur oder Maitresse und Patriot	70
Gilles de Rais, Marschall von Frankreich und Teufelsbeschwörer	144
Das Ende der Maignelais	165
Chapelain und Voltaire, Schiller und Dupanloup	179
Umlaufende Irrthümer	228
War Jeanne d'Arc Französin oder Lothringerin? Ein national-politisches Problem	245
Schlussbetrachtung	255

Princeton University Library
32101 066227396

Digitized by Google

1.50

Princeton University Library
32101 066227396

Princeton University Library
32101 066227396

Digitized by Google